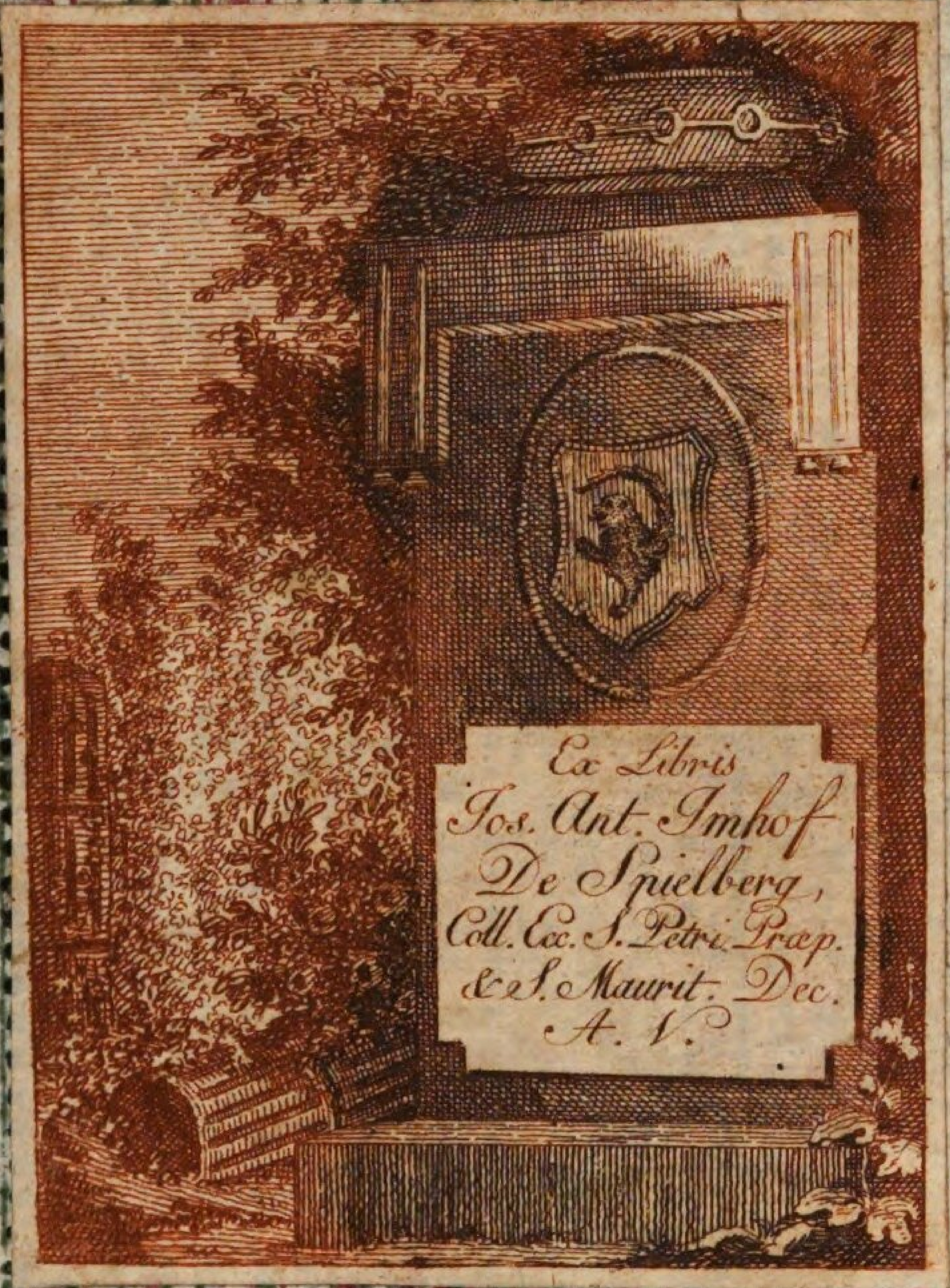
Ex Libris
Jos. Ant. Imhof
De Spielberg,
Coll. Ecc. S. Petri Præp.
& S. Maurit. Dec.
A. V.

Die gegebenen Beweise über Fortdauer und Unsterblich-
keit [illegible] an, was einer körperlichen [illegible]
[illegible]. Gefühl, noch der Ansicht [illegible]
die Individualität und Persönlichkeit zu erhaltenen
fortzuentwickelnden Fortdauer, die keine Bestandtheile
[illegible] hat [illegible] einen [illegible]
vielleicht lediglich dem Menschen über die Erhaltung
und Individualität [illegible]: so ist
die Frage leicht beantwortet, zugleich bejahend
und verneinend zugleich: bejahend in Beziehung
auf die ewige Seele, verneinend in Beziehung
auf Individualität und Persönlichkeit. Das
ältere Denn der Begriff [illegible] bloß
auf die letzteren und stellt eine Unsterblichkeit
bey welcher die Person das Bewußtsein und mit
Bewußtseyn [illegible] Individuum verloren
geht, für gar keine, so wie der Körper als wirklich
zerstört angesehen wird, wenn gleich seine
aufgelösten Theile zur Bildung eines andern
Körpers dienen mögen. In diesem Sinne haben
Denker aller Zeiten, denen ihre eigene
Persönlichkeit und lebendiges Bewußtseyn
wichtig und theuer war, mit Interesse über die
Fortdauer jenseits des Grabes geforscht und
sich entweder mit Zweifeln gequält oder mit
Hoffnungen beruhigt. Erst aber scheint es, gleichsam
die Persönlichkeit des Menschen selbst ganz und
gar mit [illegible] und Gefühl
des Bewußtseyns [illegible] und [illegible],
müsse auch der Gedanke an ewige Fortdauer ganz
und gar aus der [illegible]
seinen Ursprung nehmen. Die materialistische Vorstel-
lung des Dualismus zwischen Geist und Körper, Per-
sönlichkeit und Nichtpersönlichkeit wird keinen
[illegible] gewähren können, weil sich diese Dualität
[illegible] keine [illegible] bringen [illegible]

entweder angenommen oder aufgehoben
entweder als eine ursprüngliche Wesen-
heit anerkennt, oder als ursprüngliche
Sache erwogen werden muß.
Daher ist dieser Schrift fest nach p. 17.
dessen bestimmt die Vorstellung seiner
Persönlichkeit und Individualität zum
Gegenstande seiner Untersuchung gemacht.

s. B

D 32.

Phil 3514 Bd. 1

Elpizon.

oder

Ueber meine Fortdauer im Tode.

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

Erster Theil.

C. F. Sintenis

1795.

Danzig, bei Troschel.

Vorbericht.

Im Herzogthum B. starb unlängst ein Edler in der Mitte des Lebens und hinterlies ein Manuskript über die Fortdauer des Menschen im Tode, worunter er sich Elpizon nannte. — —

Elpizon hatte seinem Vater ausser einem der schönsten Rittergüter auch eine sehr wackere Erziehung zu danken und ward bald allgemein als ein iünger Mann von Kopf und Herz anerkannt. Von seinen Lehrern zum Glauben an geoffenbarte Religion eingeweiht, befand er sich so lange ruhig dabei, bis er selbst Herr über seine Lektüre ward. Da entstanden Zweifel in ihm. Sein Glaube an Offenbarung sank, und mit ihm seine Ueberzeugung von den ersten Wahrheiten. Hatte er, um sich diese zu beweisen, seither weiter nichts, als nur des Gedankens — es steht geschrieben — bedurft: so erblickte er sich nun, da dieser Gedanke alle Kraft auf ihn verlohr, plötzlich in gänzlicher Verlassenheit und war einem Menschen gleich, der sein Haus, worin er bis iezt sicher und sorgenlos gewohnt hat,

weil durch einen Erdfall der Grund einsinkt, vor seinen Augen zusammenstürzen sieht.

Besonders kämpfte er von da an mit der qualvollesten aller Ungewisheiten, in der er über seine künftige Bestimmung schwebte. Die Belehrungen der christlichen Offenbarung hierüber waren in seinen Augen immer der schönste Theil der Bibel gewesen, und so blutete ihm das Herz, daß er sich nicht mehr, wie sonst, durch sie beruhigen könnte. Philosophen hatten ihm seine Ruhe genommen; von Philosophen verlangte er sie wieder. Er las alles, was auf seinen grossen Gegenstand Bezug hatte; da er aber fand, daß, was das eine Buch ihm gebe, das andere ihm immer wieder nehme: so machte er alle Bücher zu und entschlos sich, selbst Untersuchungen über eine Materie anzustellen, auf die ihm Alles anzukommen schien. Er bereitete sich dazu auf das feierlichste am Grabe seines Vaters und schwur, nicht eher abzulassen, bis sein Herz über Ja oder Nein zur Ueberzeugung gekommen wäre. Auf diesen Zeitpunkt verschob er alles Andere und wollte auch nicht den geringsten Plan für sein Leben eher entwerfen, bis er darüber mit sich einig sei, ob er im Tode fortdaure, oder nicht.

Während

Während der ganzen Zeit, daß er sich mit seinen Untersuchungen beschäftigte, war sein Gemüthszustand auffallendabwechselnd. Bald schien er einem Menschen gleich, dem alle seine Wünsche erfüllt sind; bald war er wie ein Beraubter, der Alles verlohren hat. Die ihn umgaben, beurtheilten ihn falsch und schrieben die so sonderbare Abwechselung blos seinen Launen zu. Endlich hörte dieser Zustand auf; philosophische Heiterkeit trat an seine Stelle und ward Elpizons bleibende Gemüthsstimmung.

Ueberzeugt von seinem ewigen Beharren in den Reihen denkender Wesen entwarf der junge Weise nun in Gemäsheit dieser Ueberzeugung den ganzen Plan seines Lebens und erschien in einer völlig umgeschaffenen Gestalt. Er, der vorher an kein Geschäft, an keine Verbindung zu bringen gewesen war, zeigte sich auf allen Seiten unermüdetthätig, ward ein ausübender Menschenfreund von erstem Range, machte mit Weisen und Guten Freundschaft und Vertraulichkeit, öfnete sein Herz der Liebe und bauete eine Familie, deren beneidenswerthe Glückseligkeit ganz das Werk seiner Hand ward. Freuden sah man ihn emsig suchen; aber

nur solche, die eines künftigen Unsterblichen würdig sind und die er mit Andern theilen konnte. Traf ihn Unglück, so trug er es mit männlicher Gelassenheit und lehrte es die Seinigen ebenso tragen. Die Wahrnehmung, als er sie unerwartet machte, daß er kein hohes Alter erreichen werde, störte ihn in seiner Heiterkeit nicht. Vielmehr, als er sah, daß der Tod ihm sich nähere, ward er mit iedem Tage noch heiterer. Am letzten Tage war er zum allerheitersten, versammlete die Seinen um sich her, segnete sie lächelnd und verschied mit den Worten — „Auf Wiedersehen! Ich gehe nur voran.“

Erster Theil.

Erste Betrachtung.

Ich mus schlechterdings wissen, ob ich zur Fortdauer im Tode bestimmt sei, oder nicht.

Qual aller Qualen, in der ich mich befinde! Bald scheint mir nichts ausgemachter, als daß dis Leben nur der Anfang meiner Existenz sei; bald ists in meinen Augen eine wahre Grille, über das Grab hinaus noch etwas erwarten zu wollen. Vater, bei deiner Asche, es kann kein Mensch unruhiger sein, als ich!

Aber — mache ich mir diesen Zustand nicht selbst? Warum lasse ich die Sache nicht auf sich beruhen und warte sie ab, sie komme, wie sie wolle? Ereignet sichs, daß ich fortdaure, so ists gut und so ists alsdann noch Zeit genug, daß ich mich darüber freue; höre ich sterbend auf, zu sein, was ists weiter? Wenn ich nicht mehr bin, so weis ich auch nichts davon, daß ich nicht mehr bin; folglich kann mir das Nichtmehrsein alsdann auch keinen Kummer machen. Vernichtung ist an sich nicht nur kein unan-

genehmer Zustand, sondern gar kein Zustand. Nichts hat ia auch keine Beschaffenheiten.

Sollte der Gedanke an Vernichtung etwa iezt mir Kummer machen können? — Thäte er's, so wäre ich doch nur selbst Schuld daran. Warum dächte ich da etwas Gräsliches, wo nichts Gräsliches ist? Dieienigen, welche nicht so wohl das Nichtsein selbst, als die Vorstellung vielmehr, daß sie einst nicht mehr sein sollen, so entsetzlich finden, kränkeln ebenfals blos an Verwirrung der Begriffe. Aus täglicher Erfarung wissen sie, daß sie, wenn sie irgend ein Gut von Belang verliehren, über den Verlust desselben Schmerzen empfinden. Verlust leiden und Schmerz empfinden sind also bei ihnen ein Paar unzertrennliche Ideen geworden. Wenn sie nun daran denken, daß sie einmahl Alles verliehren sollen; so führt die ihnen zur Gewohnheit gewordene Ideenassociation auch den unermeslichen Schmerz herbei, den sie über den gehabten Totalverlust dereinst empfinden würden. Wie sie, als sie beraubt wurden, sich hernach arm fühlten, so kommts ihnen vor, als würden sie sich, wenn sie des Daseins beraubt sein ~~wer~~-

den,

den, ganz unaussprechlichblutarm fühlen. Wie sie, als ihnen das Haus abbrannte, sich mit Wehmut ohne Quartier erblickten, so scheints ihnen, als würden sie sich, wenn sie vernichtet sein werden, mit unendlicher Angst ohne Existenz erblicken. Wie sie, als sie neben der Leiche ihres Freundes standen, darüber iammerten, daß der Freund nicht mehr sei, so thun sie, als wenn sie einst neben ihrem eigenen Sarge stehen und sich gar nicht darüber zufriden geben können würden, daß sie darin lägen. Sind das aber nicht blosse Täuschungen ihrer Fantasie?

Nein, vor Vernichtung fürchte ich mich gar nicht, und dieser Furcht wegen ist es mir auch gar nicht darum zu thun, daß ich wissen will, ob ich fortdaure, oder nicht. Wenn ich ietzt irgend ein Gut verliehre, so bleibe Ich, das verliehrende Subiekt, übrig und empfinde natürlicher Weise den Verlust; wenn ich aber das Dasein verliehre, so ist kein Subiekt mehr da, das diesen Verlust empfinden kann. Besteht denn das Ich etwa aus zwei Ichen, wovon das eine den Existenzverlust leidet und das andere den erlittenen Existenzverlust beseufzt? — Und der

Gedanke, daß mir durch Vernichtung Unrecht geschehe, kommt mir vollends nicht in den Sinn. Da ich sehe, daß alles Andere um mich her anfing zu sein und wieder aufhört zu sein: so könnte mich's ia ganz und gar nicht befremden, daß ich, der ich doch offenbar auch einmahl angefangen habe zu sein, auch einmahl wieder aufhören müste zu sein.

Aber — es ist mir aus einer andern Ursache wichtig, ia äuserst wichtig, daß ich von dem einen oder von dem andern zur Ueberzeugung gelange; entweder davon, daß ich im Tode fortdaure, oder davon, daß ich nicht fortdaure. Offenbar mus ich in iedem von beiden Fällen einen durchausverschidenen Plan für mein Leben entwerfen. Anders mus ich mich doch wohl setzen, wenn mit diesem Leben Alles für mich aus ist, und anders, wenn der Tod nur Transitus zu einem künftigen Leben ist. Oder soll ichs etwa drauf ankommen lassen und blos beides für möglich halten, daß ich fortdauern und nicht-fortdauern könne? So werde ich unaufhörlich in Kollisionen kommen; ich werde in einen Zickzack gerathen; mein Leben wird kein Sistem enthalten,

kein

kein Ganzes ausmachen, sondern aus einem Mischmasch von zweierlei Handlungsweisen bestehen; man wird mich bald für einen Menschen halten müssen, der an Fortexistenz glaubt, bald für einen Menschen, der an Vernichtung glaubt.

Aufs Reine mus ich also mit der Sache, und ich verdenke es iedem erwachsenen Menschen, wenn er, zu völligem Verstande gekommen, sein eigentliches Leben anfängt, ohne über seine Bestimmung mit sich selbst aufs Reine gekommen zu sein. Vieleicht lässet sich das widerspruchvolle Leben so Vieler einzig und allein schon daraus erklären, daß sie über diesen allerwichtigsten Punkt nie wirklich aufs Reine kamen.

Ist keine Fortdauer, bin ich blos für diese Welt bestimmt: so gebietet mir meine Vernunft, auch blos für diese Welt zu leben. Sie ist sinnlich — ich bin sinnlich; so mus ich mein Glück hauptsächlich in sinnlichen Freudengenüssen suchen. Ich mus deren so viel zu schöpfen trachten, als möglich; ich mus, in so fern ich mein Dasein dadurch nicht abkürze, unersättlich darin sein; ich mus alles vermeiden, was mich darin stören würde, und iedem, der mich darüber zur

Rede

Rede stellt, antworten — Ei was, ich lebe nur einmahl. Ein Thor wäre ich, wenn ich eine andere Ausbildung meiner Denkkraft betreiben wollte, als die, welche mich geschickt macht, neue Sinnesfreuden zu ersinnen. Ein noch grösserer Thor, wenn ich die Zeit, welche ich zu diesen gebrauchen könnte, als ein reicher Mann mit Berufsgeschäften versplittern oder gar zu menschenfreundlichen Handlungen verwenden wollte. Ein Thor aller Thoren, wenn ich für Andere leiden und die geringste Aufopferung zum allgemeinen Besten thun wollte. Ich müste mich an keinen Freund anschliessen, sobald ich nicht Brief und Siegel darüber hätte, daß der Freund mich überlebte; weil sonst die letzte Trennung von ihm mir, als dem Hinterbleibenden, Kummer machen würde. Ich müste die reine, fixirte Liebe verspotten; weil sie meinem Herzen nur Qual bereiten würde. Ich müste auf Anbau einer Familie Verzicht thun; weil ich, wenn die Meinigen eher stürben, als ich, untröstbar sein und, wenn ich in ihren Armen verschiede, durch ihren Anblick nur noch eine unnütze letzte Folter mehr haben würde.

Ist aber Fortdauer, bin ich nicht blos für diese Welt da: so gebietet mir meine Vernunft, auch nicht blos für diese Welt, sondern nur in so fern für sie zu leben, als ich mich dadurch zur künftigen Welt vorbereite. Geistesausbildung wird nun für mich die Hauptsache; inmassen das Geistische an mir dasienige hauptsächlich ist, was im Tode fortdauert. Ich mus also die sinnlichen Freuden nur also geniessen, wie sie zu meiner innern Veredlung nothwendig sind, oder doch beitragen. Wenigstens müssen sie mich durch ihren Genus zur Geistesausbildung aufgelegter, geschickter machen, mich von neuem in ihr stärken und ausharrender in ihr werden lassen. Haben sie keine von allen diesen Eigenschaften, so sind es Freuden unter meiner Würde; bewirken sie gar das Gegentheil, machen sie mich zu meiner innern Ausbildung verdrossen, stumpf, verschlechtern sie mich, statt mich zu veredeln: so mus ich sie von mir stossen, statt nach ihnen zu greifen; mit Füssen mus ich sie treten, statt sie an mein Herz zu drücken. Bewirken sie meine Verschlechterung nur alsdann, wenn ich sie zu oft oder zu lange geniesse: so

mus ich die Häufigkeit ihrer Genüsse und die Dauer eines ieden derselben nach diesem Masstabe bestimmen: denn ich darf sie nun schlechterdings nicht für meinen Zweck, sondern blos für die Mittel ansehen, durch die ich zum Zweck gelange. Ich mus, wenn Fortdauer ist, meine Denkkraft zwar an den äuserlichen Gegenständen üben, aber doch mit ihr nicht einzig und allein dabei veeweilen; weil diese im Tode aufhören werden, Gegenstände für mich zu sein. Ich mus mich mit höheren Kentnissen und mit den edelsten Gesinnungen bereichern, meine Urtheilskraft, meinen Geschmack, mein Gefühl für das Grosse und Schöne ausbilden; weil diese Güter als Güter des Geistes im Tode allein die meinigen bleiben. Ich mus thätig zum Guten, gemeinnützlich und bei ieder Gelegenheit Menschenfreund sein; ich mus unbelohnt, verkannt, gehasst fortarbeiten, so viel ich kann; ich mus unschuldig leiden können und iedes Opfer der Wahrheit und Tugend zu bringen bereit sein; weil ohne solche Aussaat hier an keine Erndte dort zu denken ist. Ich kann, ich darf, wenn Fortdauer ist, getrost den Winken meines freund-

schaftlichen Herzens folgen, die heiligsten Bande der Vertraulichkeit und der Liebe knüpfen und freudig in das häusliche Leben eintreten; weil alle diese Verbindungen fortdauern werden, wie ich, und weil ich dort um so glücklicher sein werde, ie mehr Menschen mich da umgeben werden, die mir ihr Glück hier ganz oder halb zu danken hatten. — —

Kann eine grössere Verschidenheit zwischen zwei Denk- und Handlungsweisen gedacht werden, als diese, wie ich denken und handeln mus, wenn Fortdauer im Tode für mich ist, und wenn keine für mich ist? Zu welcher von beiden Arten bestimme ich mich nun?

Mache ich meinen Lebensplan so, als wenn Fortdauer wäre, und es ist hernach keine: so bin ich ein offenbarer Thor gewesen. Aergern werde ich mich dann freilich nicht darüber, weil ich nicht mehr bin; aber auslachenswerth wäre ich doch in den Augen aller denkenden Wesen. Mache ich den Plan so, als wenn keine Fortdauer wäre, und es ist hernach Fortdauer: wie würde ich mich dann einst selbst verfluchen und verdammen! Und könnten alle meine Selbstver-

wünschun-

wünschungen hernach den befolgten fürchterlichen Fehlplan wieder gutmachen?

Also, noch einmahl — ich mus wissen, woran ich bin. Es sei, was will — Fortdauer, oder Vernichtung; wenn ich nur weis, was ist! Plus oder Minus — so mache ich meinen Plan darnach. Noch ists Zeit, und ich fange erst mein eigentliches Leben an.

Zweite Betrachtung.

Glaube an Offenbarung bringt die Sache bei mir nicht aufs Reine; ich mus selbst darüber nachdenken.

Warum mache ich mir aber die Arbeit nicht leicht? Warum kehre ich nicht lieber zum Glauben an Offenbarung zurück? So ists entschieden, daß ich fortdaure. Millionen finden auf diesem Wege Ueberzeugung und Ruhe; sind diese nicht viel besser daran? War ich nicht selbst einst auf dieselbe Weise überzeugt und ruhig? — —

Was iene Millionen betrift, so gönne ichs ihnen gern, wenn ihr blosser Glaube an Offen-

barung

barung sie zu Gläubigen an ihre Fortdauer macht; keiner von ihnen allen aber ist sicher davor, daß es ihm auch noch so gehen könne, wie mir. Das erste Buch, das er in die Hand nimmt, das erste Gespräch, das er mit einem Unbekannten führt, die erste Stunde, welche er eigenem Nachdenken widmet, können seinen Glauben an Offenbarung wankend machen, und so ist er alsdann ebenda, wo ich bin.

Was mich selbst aber anbelangt, so gestehe ich zwar, daß ich ehemals durch die Offenbarung von meiner Fortdauer überzeugt und ruhig war; ich bin nun aber einmahl von dem Glauben an Offenbarung abgekommen und kann nicht wieder zu ihm zurück.

Ich habe nach der Zeit die Bibel noch einmahl gelesen, und da habe ich gefunden, daß sie keinen einzigen Beweis für meine Fortdauer, sondern blosse Behauptungen derselben hinstelle. Diese ihre Behauptungen davon dürfen mich aber so wenig überzeugen, wie blosse Behauptungen von andern Dingen, die ich in andern Büchern antreffe; denn die Bibel ist nichts anderes, als eine Sammlung von Belehrungen,

welche gutgesinnte Menschen im Alterthum ihren rohen Zeitgenossen gaben. Wer sie eine Offenbarung nennet, kann sie nur in Rücksicht auf das Zeitalter so nennen, in welchem sie geschrieben ward; so, daß einzelne Weise ihre ganz unwissende uralte Mitwelt über Gegenstände, auf die sie von selbst nicht gekommen wäre, belehrten und ihr diese also wirklich erst offenbarten, d. h. bekannt machten. Da nun diese Belehrungen in nichts, als in blossen Behauptungen bestehen: so müste ich also doch bei ieder biblischen Behauptung ebenso, wie bei ieder Behauptung, die ich in andern Büchern finde, erst untersuchen, ob sie auch richtig sei. Und so ists offenbar, daß auch nur mein eigenes Nachdenken mich überzeugen könne, ob meine Fortdauer im Tode, die die Bibel auch behauptet, ihre Richtigkeit habe, oder nicht.

Ehemals glaubte ich darum an die Bibel, weil ich glaubte, daß sie Gotteswort sei. Der Hauslehrer hatte mir dis von Kindheit an so vorgesagt, und der Pastor sprach hernach ebenso; weder der Informator aber, noch der Pastor, haben mir es iemals bewiesen, ia, sie haben

mir

mir beide nicht einmahl gesagt, was ich mir bei dem Ausdruck — Gotteswort — zu denken hätte. Natürlicher Weise muste ich aber doch etwas dabei denken und so erklärte ich mir es so, daß Gott in der Bibel ebenso an mich geschrieben hätte und mit mir spräche, wie mein Bruder, der damals auswärts war, in seinen Briefen mit mir spreche; und das glaubte ich nun in einem Zeitalter, wo man nicht nach Beweisen fragt, ohne allen weitern Beweis steif und fest. Jetzt denke ich anders.

Es ist bald hingesagt, daß die Bibel Gotteswort sei und daß also Alles, was in ihr steht, ohne weiteres geglaubt werden müsse. Eine solche Art, Glauben an Wahrheiten und Lehrsätze zu bewirken, schickt sich nur für die Kindheit und für das Knabenalter der Menschheit; iezt passt sie nicht mehr. Wenn ich glauben soll, daß die Bibel Gottes Wort sei, so geht erstlich voraus, daß ich schon an Gott selbst glauben müsse. Wodurch soll ich mich nun aber überzeugen, daß ein Gott sei? Etwa dadurch, daß es auch in der Bibel stehe? So bewiese man ja erst Gott aus Gotteswort und hernach wieder

Gotteswort aus Gott. Gott müste also auf ieden Fall mir aus der Vernunft bewiesen werden. Wenn nun aber die erste Wahrheit, Gott, aus der Vernunft bewiesen werden kann, mus nicht auch alles andere, was wahr sein soll, aus ihr bewiesen werden können?

Und wenn dann nun Gott mir aus der Vernunft bewiesen worden: wodurch soll ich mich wieder davon überzeugen, daß die Bibel sein Wort sei? Etwa auch dadurch, daß dis in der Bibel stehe? Gilt denn ein Zeugnis in eigener Sache und für sich selbst abgelegt? Nicht die Bibel selbst also darf sich für Gotteswort erklären, sondern Gott müste sie dafür erklären, und diese Erklärung müste an ieden gelangen, der sie für sein Wort halten sollte, und zwar so deutlich, daß er auch gegen sie wieder keinen Zweifel haben könnte. Dis kann aber auf keine andere Weise geschehen, als ebenfals wieder durch die Vernunft. Jede andere Art von Erklärung würde darüber, daß wir sie für eine Erklärung Gottes erkennen sollten, wiederum eine Erklärung Gottes nöthig machen; diese wieder eine, und sofort ins Unendliche. Mus

nun

nun aber die Vernunft erst darüber entscheiden, ob die Bibel Gotteswort sei, wodurch soll sie dis? Doch wohl nur dadurch, daß sie untersuche, ob die Lehren, welche die Bibel enthält, mit der Vernunft übereinkommen, d. h. ob sie vernünftig und deshalb glaubwürdig sind? So sehe ich ia abermals offenbar, daß auch nur mein eigenes Nachdenken mich überzeugen könne, ob ich Fortdauer im Tode, die die Bibel auch lehrt, glauben müsse.

Nicht also aus Glauben an Offenbarung kann ich an meine Fortdauer glauben, sondern aus Glauben an meine Fortdauer würde allenfals der Glaube an Offenbarung erst entstehen müssen. Und wenn solchergestalt die Vernunft erst offenbaren mus, ob die Bibel eine Offenbarung sei: so ist nicht die Bibel die höhere Offenbarung, sondern die Vernunft; denn sie ist Offenbarerin der Offenbarung.

Und wo steht dann nun auch die Lehre von meiner Fortdauer in der Bibel? In keinem von den sogenannten kanonischen Büchern des alten Testaments. Von — du bist Erde und must wieder Erde werden — an bis auf — im Tode

 gedenkt

gedenkt man deiner nicht; wer kann dir im Scheol danken — und von — im Tode gedenkt man dein nicht — wieder an bis auf — der Leib kehrt zur Erde zurück und wird wieder Erde, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat, d. h. wird wieder Gott — und sofort durch alle Propheten — — allenthalben steht vielmehr das Gegentheil. Im Ernst, wer seinen Glauben über die Bestimmung des Menschen aus dem alten Testamente formen soll, der mus nicht an Fortdauer, sondern an Nichtfortdauer glauben. In den sogenannten apokriphischen Büchern kommt die Lehre von Fortdauer zuerst vor; also in Büchern, die man selbst nicht einmahl zu Gotteswort rechnet. Im Buche der Weisheit lieset man sie zu allererst, und dis Buch ist viel jünger, als die Schulen der Griechen, in welchen sie schon gelehret ward, und die Juden haben offenbar die ganze Lehre erst von den Griechen bekommen. Ehe sie nun vollends Jesus lehrte, hatte sie Sokrates längst gelehrt. Sokrates fand sie also durch die Vernunft, und diese ist auch die einziganständige, wie die einzigwahre Offenbarung für Menschen. Jede andere ist

entweder

entweder boshafter Betrug, oder gutgemeinte Täuschung, die allerdings in roheren Zeiten Nutzen stiftet, in aufgeklärteren Zeiten aber unnütz wird, ia sogar auf die Seite mus, weil sie den Menschen offenbar als ein Kind behandelt.

Es ist mir daher auch gar nicht leid, daß ich von meinem iugendlichen Glauben an Offenbarung abgekommen bin. Ich segne vielmehr mein Schicksal dafür. Wozu habe ich denn Vernunft, wenn ich sie nicht gebrauchen will? So lange ich an Offenbarung glaubte, habe ich meine Vernunft wirklich nicht gebraucht. „Papa hats gesagt; Sie müssen 's thun“ sprach der Kammerdiener zu mir, wenn mein Vater nicht zu Hause war, und — so that ichs. „Gott hats gesagt; Sie müssens glauben“ sprach mein Lehrer, als meine Vernunft noch nicht recht zu Hause war, und — so glaubt ichs. Jetzt hat das Kammerdiener- und Informatorwesen ein Ende. Ich thue, nicht, wie Papa gesagt haben soll, sondern wie meine Vernunft mir sagt, daß ich thun müsse; und so will ich auch glauben, nicht, wie Gott gesagt haben soll, sondern wie mir meine Vernunft sagt, daß ich

glauben müsse. Es werde mir also eigene Untersuchung über meine Bestimmung noch so mühsam; genug, ich sehe, daß sie der einzige Weg für mich sei, mit der Sache aufs Reine zu kommen.

„Wie aber, wenn am Ende nach vollbrachter Untersuchung Vernichtung hell und klar da stände, und wenn menschenfreundliche Weisen eben darum, weil sie dis eingesehen, die Menschheit lieber vom Raisonnement über die Sache ab- und zum Glauben an Offenbarung hin zu leiten gesucht hätten?“

Hierauf kann ich weiter nichts antworten, als — steht am Ende Vernichtung da, so steht sie da. Alsdann haben aber iene Weisen durch den Glauben an Offenbarung der Menschheit eben keinen sonderlichen Dienst geleistet; geschadet haben sie ihr vielmehr und sie durch die Lehre von Fortdauer, welche die Offenbarung enthält, vom völligen Genus des Lebens abgehalten. Was helfen goldene Träume? Ich will die Wahrheit wissen; nur diese ist etwas werth. Kann ich nicht Mehr haben, so habe ich an dem, was ich habe, gern genug. Bin ich doch, wenn ich

vernichtet

vernichtet werde, ein denkendes Wesen gewesen! Wie mus der Löwe, wie mus der Hirsch thun, die nicht so lange existiren, als ich, und nicht einmahl denken können? Wie das Insekt, das nur einen Tag lebt und dann vernichtet wird? — Ist Vernichtung mein Loos, so weis ich zu leben und richte mich darnach ein.

Doch wie, wenn ich mit allen meinen Untersuchungen über keins von beiden, weder über Fortdauer, noch über Vernichtung, zur Gewisheit käme? — das wäre arg. Doch, das fürchte ich nicht. Was mich so nahe angeht, darüber mus ich auch urtheilen können.

Aber — wie ist es so vielen vor mir gegangen? Wird es mir anders gehen? Einige bildeten sich ein, sie hätten die Fortdauer des Menschen unwiderleglich dargethan. Wider alle ihre Erwartung deckte man die Schwäche ihrer Gründe auf, und zwar gerade derjenigen Gründe, auf welche sie am meisten baueten. Andere hatten ihrer Meinung nach die Vernichtung auf das bündigste demonstrirt und man überwies sie hernach der Sophisterei.

Das mag sein. Jene glaubten vieleicht schon vorher, ehe sie untersuchten, oder wollten doch wenigstens, daß aus der Untersuchung die Affirmatife herausspringen möchte. Sobald dis ist, wird in den Augen des Untersuchers die Möglichkeit zur Wahrscheinlichkeit, und die Wahrscheinlichkeit zur Gewisheit. Diese waren sich vieleicht des Guten nicht bewust, klebten an der gröbern Sinnlichkeit und fanden es nicht räthlich für sich, daß eine Zukunft sei. So diktirte ihnen ihr Herz die ersten Zweifel. Mit Zweifeln schritten sie schon zur Untersuchung und griffen nur nach solchen Ideen, die ihre Zweifel nährten. Sie wollten, daß Negatife herausspränge, und so war es kein Wunder, daß sie Trugschlüsse machten.

Bei mir ist keins von beiden der Fall. Dank meiner Erziehung, ich bin kein böser Mensch und darf nicht wünschen, daß keine Zukunft sei. Glaube an Vernichtung ist zu meiner Ruhe nicht nothwendig. Ich bedaure alle, welche sich in dieser wahrhaftigtraurigen Lage befinden; denn ich kann mir nichts elenderes denken, als einen Menschen, der so tief gesunken ist, daß ihn nur

der

der Gedanke zufridenstellen kann, daß er im Tode aufhören werde zu sein. Ebenso ist mir aber auch, so weit ich mich kenne, der Glaube an Fortdauer zu meiner Ruhe nicht schlechterdings nothwendig. Wenn's nicht ist, so ists nicht. Ich glaube also bei der ganzen Sache völlig uninteressirt zu sein. Ohne vorgefasste Meinung und unbefangen schreite ich zu meiner Untersuchung. Ich will nicht, daß dieses oder ienes aus ihr herausspringe, sondern das, was aus ihr herausspringt, soll mir recht sein. Ich will ia nur wissen, ob oder nicht, um meinen Plan darnach zu machen. Auch ieder Plan gilt mir gleich; nur will ich keinen falschen machen. Der Plan ist aber gleich gemacht, sobald nur die Frage entschiden ist; denn meine Vernunft entwirft ihn auf der Stelle und kann ihn nicht anders entwerfen, als sie ihn entwirft, und, will ich ein vernünftiges Wesen sein, so mus ich ihn befolgen, wie sie ihn entwirft.

Getrost nun zur Untersuchung! Wer so gleichgültig dabei ist, wie ich mich wenigstens zu sein glaube, dem kann's nicht fehlschlagen; der mus die Wahrheit finden.

Dritte Betrachtung.

Was ich unter meiner Fortdauer im Tode verstehe.

Daß die wesentlichen Bestandtheile meines Körpers, wenn dieser auch durch die Verwesung völlig aufgelöset ist, fortdauern, glaub' ich ohne alle Untersuchung. In der Natur wird nichts vernichtet, als die Formen, die durch die Komposition entstehen. Der Grundstof ist unzerstörbar, bleibt auch nach zerstörter Form nicht ungebraucht liegen, sondern kommt mit der Zeit unter anderer Form wieder zum Vorschein. Wenn hierin aber meine Fortdauer bestehen soll, so ist die Sache nicht des redens werth. Könnte ich denn eine solche Fortdauer meine Fortdauer nennen? Ich begreife nicht, was sich dieienigen dabei denken mögen, welche sprechen, daß sie im Vogel einmahl wieder singen, im Baum wieder grünen, in der Bluhme wieder blühen würden. Kann ein kluger Mensch so etwas hören, ohne dabei zu lächeln?

Nein, meine Fortdauer kann nur darin bestehen, daß das, was in diesem Körper iezt

empfindet

empfindet und denkt, was durch die Augen sieht und durch die Ohren hört und vernünftiges Bewußtsein hiervon hat, mit einem Worte, daß Ich fortdaure. Hiervon ist die Rede.

Und so folgt auch unmittelbar hieraus, daß ich unter meiner Fortdauer im Tode nicht etwa blos ein neues zweites Leben verstehe, das irgend einmahl mir wieder zu Theile würde, wenn, wie sie sagen, dieser Körper wieder auferstände, sondern ein Fortleben, ein ununterbrochenes Fortleben alles sogenannten Todes ungeachtet. Wenn ich nicht diesen Begrif mit meiner Fortdauer verbinden sollte: so finge ich lieber gar keine Untersuchung über sie an. Die Sache entschiede sich alsdann auf der Stelle gleich selbst. Es ist mit der Existenz nicht, wie mit der Musik, die nach Pausen, sie mögen sein kurz, oder lang, immer wieder von neuem anhebt. Eine einzige Pause in der Sinfonie des Lebens angenommen — und die Sinfonie hebt nimmer wieder an. Eine Lücke in meinem Dasein angenommen — und es ist um mein Dasein auf ewig gethan.

Wenn

Wenn an keine Fortdauer ohne diesen Körper zu denken ist, so ist auch an keinen Wiederanfang meiner Fortdauer nach meinem Tode zu denken. In der ganzen Natur ist kein Beispiel davon anzutreffen, daß Bestandtheile, die ehemals eine gewisse Form ausmachten, nachher, wenn diese Form einmahl zerstört war, sich zu derselben Form wieder vereinigt hätten. Die Sache klingt auch auf das erste Anhören gleich widersinnig. Wenn noch Kraft da gewesen wäre, die Bestandtheile zusammenzuhalten, so wäre ia die Form nicht auseinander gefallen; woher soll denn nun hernach die Kraft kommen, die Form gar von neuem wiederherzustellen? Und wie? Theile, die vor Jahrtausenden einmahl einen menschlichen Körper ausmachten, und unterdessen durch alle vier Winde umhergestreuet wurden, sollen sich wieder zusammenfinden? Es ist ia im Ernst nicht genug, den Knoten nur durchzuhauen und hier auf einen Allmächtigen zu provociren, bei dem kein Ding unmöglich sei. Selbst dieser Allmächtige könnte so etwas nicht bewirken; denn viele von den Theilen, ia vieleicht alle Theile, welche meinen

Körper

Körper ausmachen, sind schon Theile anderer menschlichen Körper vor mir gewesen und werden nach mir wieder andere menschliche Körper ausmachen helfen. So müsten also bei der allgemeinen Wiederherstellung der Körper dieselben Theile in zwanzig, dreissig Körpern zugleich sein können; welches anzunehmen doch wohl unter allen Absurditäten die erste ist.

Auch finden sich im Auferstehungssistem mehr, als eine gar grosse Inkonsequenz. Man verspricht dem Körper Auferstehung und eignet zugleich der Seele Unsterblichkeit zu. Ja, was noch mehr ist, man lässet die guten Seelen gleich nach erfolgter Trennung vom Körper die für sie bereitete Seligkeit geniessen und die bösen Seelen ebenfals gleich nach dem Tode das verdiente Elend empfinden. Dessen ungeachtet spricht man dann auf der andern Seite wieder von einem mit der allgemeinen Auferstehung verbundenen Weltgericht, in welchem ieder Mensch sein Urtheil empfange, nach dessen Ausspruche erst er entweder in den Aufenthalt der Seligen oder in die Wonungen der Verdammten eingehen werde. Man lässet also die guten Seelen schon

Selige

Selige sein, ehe ihnen die Seligkeit zugesprochen ist, und die bösen, Verdammte, ehe sie verdammt sind. Gesetzt, ich sähe nun auch über diesen offenbaren Widerspruch weg, so entstände doch die Frage, wie zur Zeit der Auferstehung die Leiber und Geister, welche seit dem Tode getrennt sind, wieder zusammenkommen sollten. Entweder die Leiber müsten sich zu den Geistern verfügen, oder die Geister zu den Leibern. Da nun ein unbeseelter Körper seinen Ort nicht verändern kann, so bliebe nichts weiter übrig, als daß sich ieder Geist seinen Körper holen müste. Jeder Geist ginge also nicht nur in seinen künftigen Aufenthalt zweimahl ein, erst ohne den Körper und dann mit dem Körper; sondern es ist auch kein vernünftiger Mensch im Stande, darauf zu antworten, wie der Geist sich seinen Körper holen könne. Entweder der ganze Mensch mus also begraben werden, wenn eine Auferstehung sein soll; oder es ist an keine Auferstehung zu denken. Mithin kann man nicht im Ernst an Auferstehung und an Unsterblichkeit der Seele zugleich glauben.

Und

Und dann — wenn nun ienem Sistem nach die guten Seelen vor der Auferstehung schon selig und die bösen vor derselben schon unselig wären: so wären sie es ia also ohne Körper. Wozu bedürfte es denn für sie der Wiederauferstehung des vermoderten Körpers erst noch? Kann man sich es aber im geringsten auch vorstellen, wie ein Geist ohne Körper selig oder unselig sein könne? Wie soll die Welt, in der er sich befindet, es sei eine Welt, welche es wolle, den geringsten Einflus auf ihn haben, wie soll sie Veränderungen in ihm bewirken, wie soll ihm Freude oder Noth durch sie bereitet werden können, wenn er keine Empfindungswerkzeuge für sie hat? Und ebenso — wie soll Er auf die Welt um sich Einflus haben, Veränderungen in ihr hervorbringen und ihr im geringsten wichtig oder auch nur bemerkbar werden können, wenn er keine Gliedmassen dazu hat? Der Körper ists allein, wodurch die Welt seine Welt und Er ihr Bürger wird. Ohne Körper kann die Welt nicht an ihn und Er nicht an die Welt; denn es fehlt in beiden Fällen am Vehikel. Wären also wirklich vor der Auferstehung schon die

Guten selig und die Bösen unselig: so müsten sie vor der Auferstehung auch schon einen Körper haben. Hätten sie ihn nun aber, wozu bedürften sie erst nach der Auferstehung des begrabenen Körpers? Ja, wo liessen sie hernach ienen, wenn sie diesen wiedererhielten?

Das Auferstehungssistem ist also ein Sistem voll Inkonsequenzen; woher es dann auch kommt, daß sich die Anhänger desselben selbst zu widersprechen pflegen. Bald trösten sie sich damit, daß sie, sobald sie abscheiden, bei Christo sein werden, und haben deshalb Lust, abzuscheiden; bald sagen sie, daß wir alle bei der Wiederkunft Christi erst aus unsern Gräbern hervorgehen und dem Herrn entgegengerückt werden werden. Bald meinen sie, das, was gesäet, oder begraben werde, sei nur der Leib; bald thun sie den Ausspruch, daß am Auferstehungstage die Todten in Christo, also nicht die Leiber der Todten blos, sondern die ganzen Todten auferstehen werden.

Ich glaube daher fest, daß es mit der Auferstehungslehre von den Weisen, welche sie predigten, gar nicht so buchstäblich gemeint gewe-

sen

sen sei, wie man es ietzt versteht. Zur Ehre ihres Verstandes nehme ich an, daß sie die Lehre von Fortdauer im Tode, welche für ihr roheres Zeitalter eine noch viel zu hoch gegebene Lehre war, blös versinnlichen wollten und sie deshalb nur unter dem Bilde der Auferstehung vortrugen. Sobald sie nehmlich aufgetreten wären und gelehrt hätten, der Mensch lebe im Tode fort, würden ihnen Tausende gleich geantwortet haben, daß dis nicht wahr sei, weil die Todten im Grabe lägen, und wer erst da liege, der lebe nicht mehr. Darum predigten sie, die Todten ständen wieder auf. Da liegen und todt sein sind beim gemeinen Manne noch heut zu Tage sinonimische Redarten, und ebenso auch wiederaufstehen und wiederleben. Ganz gewis hat also das sinnliche Bild der Auferstehung dem grossen Haufen nur die nicht in die Sinne fallende Lehre von Fortdauer im Tode verständlich und faslich machen sollen. Es lag auch am Ende nichts daran, wenn der grosse Haufe nun beim Bilde selbst stehen blieb; so war doch der Zweck erreicht, daß er mehr, als ein Leben, für sich glauben lernte.

Selbst beim weisen Nazarener, der die Auferstehung mit dürren Worten lehrte, war es gewis auch nichts, als Kondeseendenz; so, wie es ebenfalls nichts, als Kondescendenz, bei ihm war, wenn er den Zustand der Seligen als ein zu Tische sein mit Abraham, Isaak und Jakob, und den Zustand der Verdammten als ein Sein in ewigem Feuer beschreibt. Hätte er seinen grobsinnlichen Zeitgenossen vom ewigen Fortschreiten guter Menschen in Weisheit und Tugend, und vom ewigen Zurückbleiben böser in beiden vordeklamiren wollen: so würden sie die Mäuler aufgesperrt und ihn angeklotzt haben, als wenn er der Mann aus dem Monde wäre. Gut schmecken muste das, was in den Augen des alten Juden Seligkeit sein sollte; wehe thun muste das, was Verdamnis sein sollte. Ebenso konnte sich nun auch der alte Jude kein Fortleben ohne diesen Körper denken; sollte er nun doch ein künftiges Leben glauben, so muste Jesus Auferstehung lehren. Es kam dazu, daß Jesus im Pharisäismus die Auferstehung schon antraf, und so behielt er das Bild, woran seine Nation bereits gewöhnt war, bei; weil er, wenn er

es

es weggenommen hätte, die Sache selbst zugleich weggenommen und seine Zeitgenossen zu Gläubigen an Vernichtung gemacht haben würde.

Es ist auch auffallend, daß der philosophische Paulus in der Sache schon um einen Schritt weiter geht. In der evangelischen Geschichte trägt der auferstandene Jesus noch die Zeichen seiner Wunden und die Nägelmahle an sich, kann auch noch gebratenen Fisch verzehren; Paulus aber lässet aus dem verweslichen Leibe schon einen unverweslichen auferstehen, lässet gesäet werden in Unehre und wiedererscheinen in Herrlichkeit, und nennet den zweiten Leib ausdrücklich einen verklärten Leib. Mehr vertrug auch sein Zeitalter noch nicht; offenbar aber liegt doch hierin schon der Transitus zur einzigrichtigen Vorstellung der Sache, wenn nehmlich die Sache selbst ihre Richtigkeit hat.

Den Inkonsequenzen, welche das gewöhnliche Auferstehungssistem offenbar mit sich führt, suchten einige seiner Vertheidiger dadurch auszuweichen, daß sie es anders modifizirten. Sie liessen den ganzen Menschen begraben werden und hoften auf Auferstehung des ganzen Menschen,

schen, liessen aber zugleich die Seele im Grabe fortdauern. Daher die fürchterlichen Vorstellungen vom Zustande der Todten und die Jammerklagen bei ihren Gräbern, die auch gewis alle nicht übertrieben wären, wenn es sich wirklich so verhielte. Hilf Himmel, was müste das für eine Tortur sein, wenn man sechzig, achtzig Jahre mit Bewustsein auf der Oberfläche der Erde existirt hätte, zehn- oder hundertmahl länger im Schosse der Erde ebenso mit Bewustsein fortzuexistiren! Kann man sich auch etwas entsetzlicheres denken?

Kein Wunder also, daß wieder Andere unter den Vertheidigern des Auferstehungssistems auftreten und diesen Zustand dadurch zu mildern suchten, daß sie einen Seelenschlaf annahmen. Nach ihrer Meinung sas dann zwar die Seele in Finsterniß und Schatten des Todes, wie der Körper, hatte aber kein Bewustsein davon, daß sie darin sitze.

Da ich aber überzeugt bin, daß an keine Auferstehung zu denken sei: so interessirt mich weder die Furcht vor den Leiden im Grabe, noch der Trost des Seelenschlafs. Entweder ich werde

im Tode völlig vernichtet, oder ich mus nach dem Tode ohne diesen Körper fortdauern. Der Körper, welcher begraben wird, wird auf ewig begraben. Ich kann ihn nie wieder erhalten, mag ihn auch, wenn ich die Wahrheit sagen soll, zum zweiten mahle nicht. Daure ich aber fort, so mus ich freilich einen Körper wieder haben. Doch dazu bedarf es der sogenannten Auferstehung nach langer Zeit nicht erst. Es kann eine ganz andere Auferstehung Statt finden. Indem mein ietziger Körper sänke, könnte sich auf der Stelle der künftige aus ihm bilden, und so wäre meine Todesstunde meine Auferstehungsstunde zugleich.

Da die gröberen Bestandtheile meines Körpers selbst nach der Behauptung der Offenbarung für iene Welt nicht passen, sondern im Grabe zurückbleiben sollen: so sehe ich nicht ein, warum die Absonderung der feineren Theile, aus welchen mein künftiger Körper gebildet werden sollte, gerade erst nach Jahrhunderten, oder nach Jahrtausenden, erfolgen müste und nicht gleich auf der Stelle geschehen könnte. Sollte dazu schlechterdings erst lange Vermoderung,

Verwesung und Verstäubung gehören: wie würde es mit denen gehalten werden, welche an dem angenommenen allgemeinen Auferstehungstage erst stürben? Ja, wie mit denen, welche alsdann gar noch lebten? Hier gibt Paulus einen Wink und sagt — diese würden blos verwandelt werden.

Nun, das war doch einmahl ein Wort. Man könnte also fortdauern, ohne erst wieder aufzuerstehen, und die Separation des künftigen Körpers von dem gegenwärtigen könnte in einem Augenblick geschehen. Dieser Meinung wäre ich auch. Doch — was kümmert mich dis alles? Bin ich zur Fortdauer bestimmt, so wird sich das Uebrige wohl finden, und die Natur, welche mich dazu bestimmte, wird auch den Weg wissen, auf dem sie mich zu meiner Bestimmung zu führen hat. Die Frage, welche auszumachen ist, bleibt nur immer diese — ob ich dazu bestimmt bin, oder nicht.

Vierte Betrachtung.

Digression aus den Einfluß des Glaubens an Gott bei der Untersuchung über meine Fortdauer.

Ich sprach von der Natur, die mich zur Fortdauer oder Nichtfortdauer bestimmt habe. Warum sprach ich nicht lieber von Gott und eignete ihm das Bestimmen hierüber zu?

Hier stosse ich auf die Frage — mus, ehe es ausgemacht wird, ob Fortdauer des Menschen sei, oder nicht, vorher erst ausgemacht werden, ob Gott sei, oder nicht?

Ich glaube dis keineswegs. Ich glaube vielmehr, daß ein Atheist so gut Gläubiger an seine Fortdauer sein könne, wie ein Theist. Der Gedanke — es ist kein Gott — hat den Gedanken — der Mensch wird im Tode vernichtet — gar nicht zur nothwendigen Folge. Wer keinen Gott braucht, um sich seine Entstehung zu erklären, wer keinen Gott braucht, um sich seine ietzige Fortdauer zu erklären: der braucht auch keinen Gott, um seine künftige Fortdauer zu glauben. Dieselbe Natur, von der er annimmt,

daß sie ihm die Anlagen zu einem siebenzig = achzigjährigen Leben gegeben, kann es in seinen Augen auch sein, die ihm die Anlagen zu einem ewigen Leben gegeben hat.

Das versteht sich aber von selbst, daß, wenn zwei darüber disputiren, ob Fortdauer für den Menschen sei, oder nicht, ieder wissen müsse, wen er an dem Andern vor sich habe. Wenn sonst der Eine an Gott glaubt, der Andere aber nicht, und wenn iener zugleich an seine Fortdauer glaubt, dieser aber nicht: so wird iener bei ieder Gelegenheit mit seinen Beweisen, die er aus Gott und seinen Eigenschaften für menschliche Fortdauer führt, von diesem mit dem Vorwurf zurückgewiesen werden, daß er nichts, als blosse Voraussetzungen, anbringe, die selbst erst bewiesen werden müsten.

Sollte es aber nicht wenigstens, wenn ausgemacht ist, daß Gott sei, auch gleich ausgemacht sein, daß Fortdauer für uns Menschen sei? Sollte es, wenn es auch Menschen gibt, die an Gott nicht und an Fortdauer doch glauben, möglich sein, daß es Menschen geben könne,

die an Gott glaubten und an Fortdauer noch zweifelten? —

Wenn dis nicht möglich wäre, wie könnte ich denn über meine Fortdauer erst noch Untersuchungen anstellen? Ich will es mir nur selbst gestehen, daß ich recht herzlich an Gott glaube. Wären nun die Beweise aus Gott für meine Fortdauer so einleuchtend überzeugend: so würde ich ia gar nicht weiter Nachfrage über meine Fortdauer halten. Aber — noch sind sie mir es nicht. Daraus z. E., daß ich mir Gott als das gütigste Wesen denken mus, scheint mir gar nicht zu folgen, daß ich mir Hofnung auf Unsterblichkeit zu machen hätte. Gott bleibt immer ein höchstgütiges Wesen gegen mich, wenn ich im Tode auch vernichtet werde; denn, wenn ich bedenke, was ich als Mensch vor allen andern Kreaturen voraus habe und wie ich mir mein Dasein so äußerst freudenvoll machen kann: so müste ich ia aus lauter Undank zusammengesetzt sein, wenn ich nicht daran genug haben wollte. Wollte ich sprechen, Gott wäre doch noch gütiger, wenn er mein Dasein auch ewig machte; so könnte ich aus demselben Grunde

noch mehr, und wer weis, was, von ihm verlangen. Ich könnte wohl gar verlangen, daß er mich in eine höhere Klasse von Wesen versetzen sollte; als wodurch er noch gütiger gegen mich erschiene.

Da ich iedoch nicht vorherwissen kann, wie weit und wo allerwärts hin mich meine Untersuchungen führen könnten, und ob sich die Existenz Gottes am Ende nicht doch dabei einmischte: so will ich die Ideenreihe, welche mir Glauben an diese abgezwungen hat, gleich noch einmahl vor mir aufstellen. — —

Daß der Urstof der Welt ewig sei, glaub' ich zugeben zu müssen. Was sollte gewesen sein, ehe er war? Woher sollte er gekommen sein? Womit sollte sich Gott vor seiner Zeit beschäftigt haben? Wie sollte, wenn Gott ihn erst geschaffen, Gottes blosser Wille, daß Materie würde, zu Materie haben werden können? Da ich auf alle diese Fragen nicht antworten kann, so lasse ich die Ewigkeit der Materie unangefochten. Daß aber unaufhörlich neue Formen entstehen, sehe ich, und so schliesse ich daraus, daß auch alle Formen, die ich erblicke, ohne daß ich sie ent-

stehen

stehen sah, irgend einmahl erst entstanden sind. Ich mus also Etwas annehmen, wodurch wenigstens die Formen entstehen.

Nenne ich dis Etwas Natur, so kann ich, wenn ich anders einen deutlichen Begrif mit diesem Worte, das Tausende so hinsprechen, ohne etwas dabei zu denken, verbinden will, nichts anders darunter verstehen, als entweder ein Wesen, das noch ausser der Materie existirt, oder die Materie selbst. Im erstern Falle gäbe ich diesem Wesen also blos einen andern Nahmen und nennte es, statt daß andere ehrliche Leute es Gott nennen, aus einer blossen Grille Natur, und müste nun alle die Eigenschaften der Natur beilegen, die man Gott beilegt. Wollte ich aber unter Natur die Materie selbst verstehen, so ist mir's völlig unbegreiflich, wie die Materie, aus welcher die Form gebildet wird, auch zugleich die Bilderin der Form sein könne.

Wollte man mir erwiedern, daß es die Urkräfte der Materie wären, welche aus der Materie die Form bildeten: so frage ich, was sind das — Urkräfte? Verbindet man mit diesem Ausdruck auch wohl einen deutlichen Begrif,

oder

oder spricht man ihn ebenfals nur so hin? Sollte sich bei vielen, die etwas dabei zu denken glauben, nicht, ohne daß sie es bemerken, dieselbe Idee mit den Urkräften verbinden, die Andere mit Gott verbinden? Und, wenn dis der Fall wäre, so glaubten sie, die nicht an Gott glauben wollen, ia gar an Götter. Sind die Urkräfte aber blosse innere Bestrebungen der Materie nach Form: so fragt sichs wieder, warum sie gerade nach dieser oder iener Form, und nicht nach einer andern, streben.

Würde erwiedert, sie wären völlig determinirte Bestrebungen: so fragt sichs weiter, wodurch sie so determinirt werden. Antwortete man — durch ihr eigenes inneres Wesen: so müste man nicht nur eine unendliche Menge von Urkräften annehmen, um die unendliche Verschiedenheit der Formen zu erklären, sondern man personificirte auch die Urkräfte und machte das innere Wesen einer ieden derselben zu einem allweisen Wesen, welches der iedesmahligen Form, nach der es strebte, die möglichste Proportion, Simmetrie, Schönheit und Vollkommenheit zu geben wüste. Und so würde am Ende

die Materie selbst Gott, und Alles, was da ist, wäre Gott. Da dis nun baarer Unsinn ist, so mus ich ausser der Materie ein Wesen annehmen, durch welches die Formen entstehen. Dieses Wesen, das ich lieber mit seinem alten Nahmen Gott nenne, ist mit der Welt auf das innigste verbunden, determinirt von Ewigkeit her die inneren Bestrebungen der Materie nach Form und wird dadurch Schöpfer und Erhalter aller Dinge.

Wie ich die Formen nun entstehen sehe, so sehe ich sie auch vergehen und andere derselben Art wieder entstehen; kurz ich sehe Generationen auf einander folgen. Ich sehe diese so auf einander folgen, daß die vorhergehende immer die Ursache der folgenden wird. So alltäglich diese Wahrnehmung für mich ist, so erregt sie doch meine ganze Aufmerksamkeit.

Wenn nehmlich die Materie auch ewig ist, so ist doch die Erde, als besonderer Stern, nicht ewig. Sie ist auch nur eine Form, und ist so gut entstanden, als sie wieder vergehen wird. Ist sie nun entstanden, so mus es auch auf ihr eine erste Generation von allen Arten von Wesen, oder von Formen, die auf ihr zum Vorschein

kommen,

kommen, gegeben haben. Sollte nun diese blos durch die Urkräfte der Materie, deren inneres Wesen sie völlig determinire hätte, nach ihr hinzustreben, entstanden sein: so wäre es doch sonderbar, daß von dergleichen Entstehung weder heut zu Tage, noch so weit menschliche Tradition zurückreicht, weiter etwas bekannt sei. Wie doch die erste Generation entstand, sollte man glauben, müsten alle entstehen. Woher sollte denn die Abänderung, die Generationsfolge durch Fortpflanzung, gekommen sein? Und warum sollten nicht iezt noch die Urkräfte der Materie blos durch ihr inneres Hinstreben nach gewissen Formen ohne die iezt gewöhnliche Zeugung dergleichen Formen hervorbringen? Haben sie etwa aus weiser Ueberlegung freiwillig darauf Verzicht gethan? Genug, wenn die Urkräfte der Natur iezt nicht allein und an sich selbst eine Form hervorbringen können, so haben sie auch die erste Form aller Art nicht allein hervorgebracht.

Die Wahrnehmung also, daß die auf einander folgenden Generationen durch Fortpflanzung auf einander folgen, führt mich schlechterdings

dings auf Gott. Jede Generation mus ausser der Materie noch einen besondern Entstehungsgrund haben. Bei allen, die erste ausgenommen, ist es die vorhergehende. Wer ists aber von der ersten? Es ist keine Antwort übrig, als — ein Wesen, das ausser der Materie existirt — Gott, dessen Weisheit die unendliche Mannigfaltigkeit der Formen erfand und der es ebenso seiner Weisheit für angemessener hielt, der ersten Form aller Art, die er hervorbrachte, die Kraft mitzutheilen, die zweite hervorzubringen und auch diese Fortpflanzungskraft auf sie fortzupflanzen, und so fort bis auf die jetzt existirende Generation.

Zu den vollkommensten Formen, welche existiren, gehört der menschliche Körper. Mein Körper ist in wahrem Verstande die kleine Welt. Wenn nun ein Etwas in ihm ist, das in ihm denkt und will, das ihn regiert und alles durch ihn bewerkstelligt, wozu er tüchtig ist, ein Etwas, ohne dessen Mitwirkung er oft thöricht handelt und mit dessen Aufhören oder Trennung von ihm seine Zerstörung verbunden ist: sollte im grossen unendlichen Weltall nicht auch ein unendliches

 liches

liches Etwas sein, das in selbigem, wie in seinem Körper, denkt und will, das das Universum regirt, dessen Mitwirkung Alles in selbigem seinen gehörigen Gang gehen lässet und die unvermeidlicheintretenden Verwirrungen wieder zur Ordnung zurückbringt, und mit dessen Nichtmehrsein oder Nichtmehrmitihmverbundensein Alles, Alles ein Ende haben würde??? Körperseele Ich — Körper meine Welt; Weltseele Gott — Universum Gottes Körper!!!

Und dann — Kann ich umhin, wenn ich die Maiestät der Welt betrachte, ein Wesen zu denken, von dessen Maiestät sie blos der Abdruck ist? Kann ich umhin, wenn ich alles das Gute, Grosse und Schöne, welches in der Natur zerstreut umher da ist, in Gedanken zusammen stelle, irgend ein Etwas zu ahnden, worin das alles wirklich so beisammen ist? Kann ich umhin, wenn ich die Stimme meines Gewissens höre, die Stimme eines Gottes zu hören? Kann ich umhin, wenn ich allenthalben Wirkungen sehe, die nicht nur den Wirkungen des grössesten menschlichen Verstandes ähnlich sind, sondern sie noch unendlich übertreffen, eine allerverstän-

digste

digste Ursache derselben, und wenn ich allenthalben Ausführung der erhabensten Plane sehe, einen erhabensten Planentwerfer zu glauben? ——

Licht und Helle überall für mich, wenn ich Gott glaube! Dunkelheit und Finsternis allenthalben, wenn ich Gott nicht glaube! Aus der ganzen Welt finde ich mich nicht zurechte ohne Gott; aus mir selbst nicht. Ich weis nicht, was Alles, das da ist, vorstellen solle; ich weis nicht, was ich selbst in der Welt soll.

Ich habe also müssen an Gott glauben und glaube von ganzem Herzen an ihn. Das ist mein feierliches Bekentnis, das ich vor mir selbst ablege. Niemand zwingt mich dazu; es ist mein völligfreier Wille. Ich bin durch das Schicksal so gesetzt, daß ichs laut und öffentlich sagen könnte, wenn ich Atheist wäre, ohne im geringsten Verlust daraus fürchten zu dürfen. Ich habe aber gefunden, daß ich, wenn ich ein vernünftigdenkendes Wesen sein will, ein Gottesverehrer sein mus, und die Erfahrung hat mich belehrt, daß ich wohl daran gethan, daß ichs ward. So oft ich nun so thue, wie mir mein Verstand gebietet, erhebt mich der Gedanke,

daß der oberste Verstand meine That billige, noch weit über die That selbst. Und wenn ich Freuden geniesse, macht sie mir die Vorstellung noch weit süsser, als ihr Genus selbst ist, daß ein Gott der Freude sie mir gewähre. Gelitten habe ich noch wenig, ausser da mein Vater starb; auch da fand ich meinen besten Trost darin, daß ihm ein Weiserer, als er selbst war, sein Ziel so früh gesetzt. Ich glaube aber, daß auch in Zukunft in dem grössesten Leiden der Gedanke — Gott will es — mein Herz vollkommen beruhigen werde.

Mein Glaube an Gott steht mithin felsenfest; wie aber aus selbigem der Glaube an meine Fortdauer folgen solle, sehe ich, wie gesagt, wenigstens bis iezt nicht ein.

Fünfte Betrachtung.

Erschöpft nicht etwa der Begrif, Körper, den Begrif, Mensch, ganz?

Ich sprach von einem Etwas, das in diesem Körper empfinde, denke und wolle; hat es denn

aber mit diesem Etwas auch seine Richtigkeit? Sollten Empfindung, Gedanke und Vorsatz nicht ebenso blosse Operationen des körperlichen Mechanismus sein, wie Athemholen, Blutumlauf und Zubereitung des Milchsafts? — Nun freilich, wenn es sich so verhält, wenn kein besonderes Etwas in der Maschine existirt, so ist auch über Fortexistenz desselben nicht zu reden und so sind meine Betrachtungen darüber auf der Stelle abgebrochen.

Solchergestalt wäre dann Ich blos der Körper, und der alltägliche Sprachgebrauch spricht auch in der That dieser Meinung das Wort. Ich habe mich im Spiegel besehen, sagt man; ich habe nicht Platz hier für mich; das Zimmer ist nicht hoch genug für mich; das Kleid ist mir zu enge u. s. w. Aus dem gemeinen Sprachgebrauche ist aber weder für, noch wider etwas ein Beweis zu nehmen; denn er wird von dem grossen Haufen regirt, der sich selten zu richtigen Begriffen erhebt und sich noch seltener richtig ausdrückt. Pflegt man doch auch zu sagen — meine Seele, wie man — mein Körper sagt. Mein Körper — das lässt sich hören; da spricht

das, was in ihm denkt. Aber — meine Seele? wer spricht denn dieses? Der Körper doch wohl nicht. Wenn also der Sprachgebrauch etwas bewiese, so müste man ausser Körper und Seele noch ein Drittes annehmen, welches beide mein nennte. Es ist aber schon aus der Bibel bekannt, daß meine Seele ein Hebraismus sei und nichts weiter heisse, als — Ich.

Je mehr ich darüber nachdenke, desto unwahrscheinlicher wird es mir, daß Empfinden, Denken und Wollen ebenso blosse Operationen des körperlichen Mechanismus sein sollten, wie Respiration und Cirkulation der Säfte. Davon bin ich allerdings überzeugt, daß ich ohne die gehörige Organisation nicht empfinden und denken könnte; aber daß die Organisation selbst empfinde und denke, oder daß Empfindung und Gedanke blos Resultat ihrer harmonischen Wirkungen sei, das kann ich mir nicht einreden. Wie iene körperlichen Verrichtungen aus dem blossen Mechanismus entstehen, kann ich mir vollkommen erklären; zur Erklärung der sogenannten geistischen Verrichtungen aber reicht dieser Mechanismus nicht zu; ia, ich kann mir gar keinen

Begrif

Begrif davon machen, wie diese blos durch ihn entstehen sollten. Auch scheint mir zwischen beiden Arten von Verrichtungen eine zu ungeheure Verschiedenheit zu sein, als daß ich einerlei Princip davon annehmen könnte. Ein Athemzug und ein Bonmot — ein Pulsschlag und ein Sorites — — ist es möglich, daß beide aus einer Quelle kommen können? Ich empfinde ia auch nicht nur die gegenwärtigen Gegenstände, sondern ich kann auch vergangene Empfindungen in mir erneuern und kann Vorempfindungen vom Künftigen haben. Wie kann das Ich hier die Organisation sein, da sie von aussenher durch nichts dazu gereitzt wird? Oder wie kann sie eine Empfindung schaffen, wenn es am wirklichen Objekt dazu fehlt? Ebenso denke ich ia auch nicht blos, was ich denken mus, ich denke auch, was ich denken will, und des letztern ist gewiß tausendmahl mehr, als des erstern. In diesem Falle gebietet ia offenbar nicht die Organisation, sondern es wird ihr geboten. Geboten? Von wem?

Mein inneres Gefühl empört sich auch dagegen, daß sich der Begrif vom Menschen im

Begrif vom Körper ganz befinden solle. Die geringste willkürliche Bewegung widerlegt, dünkt mich, diese Meinung. Ich habe z. E. die Hand im Busen und nehme mir vor, sie nach einer Weile lang auszustrecken. Vollkommenbewust, daß sie noch im Busen stecke, gebe ich Acht, was sie thun werde. Sie bleibt aber ruhig im Busen und wird nicht eher ausgestreckt, bis ich sage — Nun! Sogleich steht sie ausgestreckt da. Wollte ich sagen, sie strecke sich selbst aus, oder die andere Hand, oder ein Fus, oder beide Füsse, oder der ganze Körper strecke sie aus: warum ward sie nicht eher ausgestreckt? Wenn sie nun aber weder ein einzelner Theil meines Körpers, noch der ganze Körper, ausstreckt, wer hat sie denn ausgestreckt? Und, wenn sie gerade ausgestreckt ward, als ich in mir sprach — Nun! mus nicht das Ich, wovon hier die Rede ist, ein besonderes Etwas sein, das im Körper denkt und will? Ja, ich kann ia den ganzen Körper hinlegen und wiederaufrichten, wann und wie ich will. Wenn nun das Ich, das ihn hinlegt und wiederaufrichtet, der Körper selbst und nicht ein anderes Etwas in ihm wäre, warum

legte

legte er sich nicht iezt hin, da ich nicht will? Warum richtete er sich nicht eher oder später wieder auf, als ich will? Ich habe auch gar kein Bewustsein davon, daß ein Theil des Körpers, oder der ganze Körper es sei, der die Hand ausstreckt, oder daß der ganze Körper sich selbst niderlege; davon aber habe ich das deutlichste Bewustsein, daß ich es bin, der iene ausstreckt und diesen hinlegt, und daß beides ausdrücklich nur auf meinen Willen geschehe. Kann ich dieses Selbstgefühl ableugnen? Zwingt es mich nicht, den würdigern Begrif vom Menschen anzunehmen, welchen es offenbar festsezt?

Frage ich mich ferner in dem Augenblick, wenn ich deutliches Bewustsein von mir selbst und von der Aussenwelt habe, wer hat dieses Bewustsein? so habe ich nicht die geringste Spur davon, daß es einzelnen Theilen meines Körpers, oder dem ganzen Körper beigemessen werden könne. Ich habe sogar deutliche Erkentnis von allen Theilen des Körpers selbst, und von allen Veränderungen, die im ganzen Körper vorgehen. Hat denn da etwa ieder einzelne Theil besondere Kentnis von sich selbst? Ich frage

meine Finger, ob sie wissen, daß ich iezt schreibe; sie wissen von nichts. Oder haben alle Theile zusammen Erkentnis vom Ganzen? Ich mus denken, daß, wenn ieder Theil einzeln keine Erkentnis von sich hat, auch alle vereinigt nicht vereinigte Erkentnis von sich zusammen haben können.

Mit dem Bewustsein meines Schicksals, mit der Empfindung meines Glücks und Unglücks, mit meiner Freude und mit meinem Kummer hat es dieselbe Bewandnis. Mit meinen Meinungen, Urtheilen, Entschliessungen desgleichen. Weder einzelnen, noch allen Theilen des Körpers vereinigt können sie zugeschrieben werden, und es mus also ein besonderes Etwas im Körper sein, das da empfindet, meint, urtheilt und sich entschliesst. Dieses Etwas bedarf allerdings der Organisation, um dis alles zu thun; aber die vereinigte harmonische Wirksamkeit der Organisation ist dieses Etwas nicht selbst, und so wird der Begrif vom Menschen keineswegs durch den Begrif vom Körper ganz erschöpft.

Fühle ich denn aber nicht, daß es der Kopf sei, welcher denkt? Fühle ich nicht, daß es das

Herz sei, das will? Fühle ich nicht, daß es der ganze Körper sei, der empfindet? — —

Nein, ich fühle nur, daß ich mit dem Kopfe und nicht mit den Händen oder Füssen denke; ich fühle nur, daß mein Wille durch das Herz vorzüglich wirke. Wäre es das Herz selbst, welches wollte, so müsten keine Gedanken erst vorhergehen dürfen. Nun lehret mich aber mein eigenes Bewustsein, daß ohne Vorstellung des Wünschenswürdigen keine Zuneigung und ohne Vorstellung des Verabscheuungswürdigen keine Abneigung entstehe. Und wäre es der Kopf selbst, welcher dächte, so müste er nur immer das denken, wozu ihn die sinnlichen Empfindungen veranlassen, welches aber, wie schon gesagt, gar nicht der Fall ist. Wirkliche Denker bestimmen oft selbst das Objekt ihrer Meditation und verwahren sich sorgfältig vor allen äuserlichen Eindrücken, damit sie ununterbrochen meditiren können.

Was aber die Empfindung anbelangt, so ist es erstlich falsch, daß sie, wenn sie auch dem Körper zukäme, dem ganzen Körper zukomme, und daß ieder Theil des Körpers Schmerzen

davon

davon habe, wenn ihm weh geschieht. Der Schmerz wird nicht da empfunden, wo die Verletzung vorgeht. Die Verletzung ist nur die Ursache des Schmerzens; der Schmerz selbst wird im Gehirn empfunden. Jedes Beispiel von ganzen ohne allen Schmerz abgelöseten Gliedern, die vorher scharf unterbunden wurden, beweiset dis. Daß ich bei Empfindung eines Schmerzens gleich den Ort angeben kann, wo die Verletzung geschah, zeugt keineswegs vom Gegentheile. Warum können dis Kinder nicht gleich? Weil es ihnen noch an Routine fehlt. Ich als Erwachsener habe schon Schmerzen von allen Theilen meines Körpers her empfunden. Jede Art derselben war verschiden und lies besondere Eindrücke in mir zurück. So, wie nun ein Schmerz von derselben Art wiederkommt, weis ich gleich den Ort anzuzeigen, von wannen er kommt. Vergreift sich ein Erwachsener, wenn ihn, indem er seine Aufmerksamkeit vom Körper abgezogen hat, eine Fliege sticht, doch wohl, und schlägt auf den rechten Fus, da sie ihn doch auf dem linken stach. Und wenn mir heute noch irgend ein Druck oder nervenwidriger Reitz wiederfährt, dergleichen ich

noch

noch nie empfand: so kann ich auch heute noch nicht angeben, was mir eigentlich wiederfaren sei. Also — nicht in allen Theilen des Körpers ist Empfindung, sondern nur im Gehirn. Aber auch das Gehirn empfindet nicht selbst, sondern ist nur der Sitz der Empfindung, weil es der Ursprung des ganzen Nervensistems ist. Empfände das Gehirn selbst, so müste auch das unterbundene Glied empfinden; denn die Nerven in selbigem sind von demselben Brei. Es mus also ausser dem Körper schlechterdings noch ein Etwas sein, das im Körper empfindet.

Spricht man aber nicht von glücklicher und unglücklicher Organisation? Schiebt man nicht Stumpfheit der Empfindung, Blödsinn und periodische Manie auf Fehler in der Organisation? Gesteht man dadurch nicht zu, daß Organisation die sogenannte Seele selbst und der Körper der ganze Mensch sei? —

Allerdings beruhet unendlichviel auf Vollkommenheit der Organisation und die treflichste Erziehung kann die Fehler derselben nicht ersetzen;

dahin-

[illegible] es der sehr glücklich organisirte Mensch oft ohne alle Erziehung weit bringt. Man kann mit Recht sagen, daß die Organisation die innere Erziehungsanstalt des Menschen sei. Daraus folgt aber keineswegs, daß sie die Seele selbst und der Körper der ganze Mensch sei; vielmehr bestätigt sich dadurch die Meinung, daß im Körper ein besonderes Etwas sein müsse, das da empfindet und denkt. Wenn dieses Etwas, dem, wie ich glaube, Empfindungskraft und Denkkraft wesentlich zukommen, eine unglückliche Organisation zur Seite hat, so kann es beide Kräfte nicht gehörig ausbilden und kann nie richtig empfinden und denken lernen; ia, wenn Hauptfehler in der Organisation da sind, so kann es lebenslang so lassen, als wenn es gar keine Denkkraft hätte. Man gebe ihm in Gedanken eine fehlerfreie, vollkommene Organisation, so wird es in unserer Vorstellung als ein empfindungsvoller Weiser erscheinen. Die Organisation ist das Vehikel, wodurch das empfindende und denkende Etwas empfindet und denkt. Ist das Vehikel von Anfang an in gehöriger Beschaffenheit gewesen: so lernt das

Etwas

Etwas gehörig empfinden und denken. Es verhält sich mit dieser innern Erziehung ebenso, wie mit der äuserlichen. Werden dem Menschen von Jugend auf gute Grundsäze beigebracht, so wird er ein guter Mensch und verrichtet gute Handlungen. Ist es dann aber hernach die Summe von guten Grundsätzen, das gute Sistem selbst, das die guten Handlungen verrichtet, oder ists nicht der Mensch, der sie Kraft seiner Grundsätze verrichtet? Nun, ebenso ists nicht die glückliche Organisation, welche selbst die richtigen Empfindungen hat und die richtigen Gedanken denkt, sondern der Mensch, der eigentliche Mensch, das Ich, welches sie Kraft seiner Organisation hat und denkt.

Sehe ich aber nicht täglich Beispiele davon, daß Menschen durch Lähmung die Empfindung verliehren, daß ein blosses Fieber sie auf eine Zeitlang rasend macht, daß Krankheiten ihnen das Gedächtnis rauben und daß ein einziger Schlag auf den Kopf sie Zeitlebens um allen Verstand bringt? Wie stehts hier um das besondere Etwas, das im Körper empfinden und

denken soll? Ists nicht augenscheinlich, daß der Körper der Mensch sei? — —

Ich glaube, daß dis alles durch das vorige schon beantwortet sei. Wenn die Organisation das Vehikel ist, durch welches das mit Empfindungs- und Denkkraft begabte Etwas im Körper empfinden und denken lernt und hernach fortempfindet und fortdenkt: so kann dis Etwas auch nur so lange richtig empfinden und denken, als das Vehikel im dazu gehörigen Zustande ist. Sehe ich denn richtig im Nebel? Folgt daraus, wenn ich da unrichtig sehe, daß ich die Kraft, richtig zu sehen, verlohren habe? Den Nebel weg, so sehe ich wieder richtig. Wenn Fehler in der Organisation selbst oder doch in dem, was unmittelbar auf sie Bezug hat, auf eine Zeitlang oder auch auf immer eintreten: so verliehrt das empfindende und denkende Etwas nicht die Kraft, richtig zu empfinden und zu denken, noch weniger überall die Kraft, zu empfinden und zu denken, sondern es kann seine Kraft blos entweder nicht mehr recht, oder gar nicht mehr ausüben.

Uebrigens betrift der Verlust der Empfindung bei eintretenden Lähmungen nur die Em-

pfindung

pfindung von den gelähmten Theilen her und man hat Beispiele, daß, wenn die partielle Lähmung blieb, die Empfindung von den übrigen Theilen her desto vollkommener ward, gerade, als wenn das empfindende Etwas, weil es nun weniger zu empfinden hat, seine Aufmerksamkeit um so mehr auf die ihm übriggebliebenen Empfindungen richten könnte. Durch die Trepane hat man auch oft die Verletzung des Kopfs wieder gut gemacht; das heisst aber nicht, man hat durch die Trepane die Denkkraft wiederhergestellt, sondern man hat durch sie das Instrument wieder in Ordnung gebracht, wodurch allein die Denkkraft sich wirksam zeigen kann. Und was das durch Krankheit verlohrne Gedächtnis betrift, so gibt es gar sonderbare Exempel davon, welche die Existenz eines Etwas im Körper, dem auch die Erinnerungskraft zukommt, augenscheinlich bestätigen. Der Eine verlohr blos die Erinnerung an eine gewisse Reihe von Ideen; alles andere seines Lebens blieb ihm treu. Ein Anderer verlohr blos die Nomina propria. Noch ein Anderer konnte blos nichts Neues mehr lernen; das Alte behielt er aber alles sehr genau.

Sieht man hier nicht offenbar, daß es nur das Instrument war, welches auf gewissen Seiten unbrauchbar geworden war, daß aber die Erinnerungskraft selbst nicht gelitten hatte, weil sie sich übrigens noch immer äuserte, wie sonst? Wollte ich nun diese Erinnerungskraft dem Gehirn selbst zuschreiben: so müste ich sie mir aus Theilen bestehend denken, von welchen einige kaducirt worden wären? Ist dis auch wohl vernünftig? Ist es nicht weit vernünftiger, ein Etwas zu denken, das die Erinnerungskraft hat und sie blos aus Schuld des Instruments nicht mehr überall ausüben kann? Dann verhält sichs ebenso damit, als wenn ein Brief mir zum lesen vorgelegt wird, dessen eine Hälfte Jemand mit der Hand bedeckt; so kann ich freilich nicht weiter lesen, als bis an seine Hand.

Doch — wie ists mit dem Schlafe? Entscheidet dieser nicht, daß der Mensch nichts, als Maschine, sei? — —

Auch der sonderbare Zustand des Menschen, der Schlaf, macht mich in meinem Glauben nicht irre. Alle Bewegungen, welche der Körper blos als Maschine verrichtet, dauern im

Schlafe

Schlafe fort; nur die sogenannten willkürlichen cessiren. Derselbe Mensch aber, welcher geschlafen und, wie alle, die ihn schlafen sahen, aussagen, keine willkürlichen Handlungen verrichtet hat, erzählt beim Erwachen einen langen Traum, in welchem er seiner Meinung nach hundert und mehr willkürliche Handlungen verrichtete. Ebenso hören auch alle wirkliche Empfindungen im Schlafe auf. Dennoch hat der träumende Schläfer seiner Meinung nach oft unaussprechlich viel bald angenehme, bald unangenehme Empfindungen. Er fällt im Traume unter Mörder — er ist im Traume ein enthusiastischer Liebender. Wer träumt diese Empfindungen? Wer träumet iene willkürlichen Bewegungen? Die Organisation?

Hier ensteht die Frage — denkt man sich bei diesem Worte eine doppelte Organisation, eine gröbere und eine feinere, oder nicht? Ist das leztere, denkt man nur ein Eins dabei, so besteht ia eben der Schlaf in Erschlaffung, Untauglichkeit und Unwirksamkeit der Organisation. Wie kann denn nun eins und dasselbe zu gleicher Zeit unwirksam und wirksam sein? Nimmt man

aber eine doppelte Organisation an und lässet den Schlaf nur in Erschlaffung der gröbern bestehen, wie auch gewiß der Fall ist: so lässet sichs nicht begreifen, wodurch die feinere, die doch im Zustande des Wachens, wenn kein Etwas noch über ihr im Körper existirt, blos durch die gröbere in Bewegung gesetzt wird, im Zustande des Schlafens in Bewegung gesetzt werden möge. Und so wäre im Schlaf an geträumte willkürliche Handlungen und Empfindungen so wenig zu denken, als an wirkliche. Nehme ich aber ausser beiden Organisationen noch ein höheres Etwas an, so sind sowohl die Träume, als der Mangel an willkürlichen Bewegungen und wirklichen Empfindungen im Schlafe, erklärt. Die gröbere Organisation ist erschlaft und untauglich, ihre Geschäfte zu verrichten; so kann das empfindende Etwas keine wirklichen Empfindungen haben. Dieses kann aber die feinere in Bewegung setzen und dadurch zu Bildern wirklich gehabter Empfindungen gelangen, d. h. träumen. Wollte man sagen, so müste es auch, wie im Wachen, willkürliche Handlungen verrichten können, indem

es ebenso, wie im Wachen, nur die feinere Organisation in Bewegung dazu setzen dürfte, welche dann ihre Bewegungen auf die gröbern, wie immer, fortsetzen würde: so erfolgt darauf die Antwort, daß die gröbere ia eben im Schlaf zur Aufnahme dieser fortgesetzten Bewegung untüchtig sei.

Weit entfernt also, daß der Zustand des Schlafs die Existenz eines besondern Etwas im Körper verdächtig machen sollte, so dürfte er es vielleicht sein, der, wenn recht sorgfältige Beobachtungen über ihn angestellt würden, selbige ausser allen Zweifel setzte. Wir träumen z. E. ia gar nicht immer das fort, womit wir uns bis zum Einschlafen beschäftigten. Dis müste ia doch wohl sein, wenn der Traum ein blosses Werk der Organisation sein sollte. So aber hangt der Traum oft nicht nur nicht mit der Geschichte der letzten Stunde, sondern auch mit der Geschichte des ganzen Tages nicht zusammen. Nicht einmahl die allerlebhaftesten Eindrücke, oder Gedanken, die das höchste Interesse für uns hatten, werden fortgesetzt. Wie oft hab' ich bis zu Schlafengehen auf das anhaltendste

über eine ernsthafte Materie nachgedacht und hernach die ganze Nacht hindurch von lauter sinnlichen Gegenständen geträumt! Wie oft bin ich unmittelbar auf ein drei = vierstündiges Koncert zu Bette gegangen und mein Traum ward eine Reise, eine Disputation u. s. w.!

Auch ist gar nicht ieder Traum ein Chaos von Ideen und Bildern, wie sie die blosse Organisation durch einander werfen würde. Ich erinnere mich, daß ich im Traume die reiflichsten Ueberlegungen angestellt habe, deren Resultate ich hernach wirklich befolgte. Ich habe Briefe geschrieben und Reden gehalten, die vollkommen zusammenhangend und ausgearbeitet waren und die ich beim Erwachen noch völlig im Gedächtnis hatte. Ich habe Sprachen fertig gesprochen, in welchen ich blos Bücher lesen kann. Ich habe mich in Gesellschaft solcher Personen befunden, die ich nur dem Nahmen nach kenne und in meinem Leben nicht gesehen habe.

Aus der blossen Organisation lässet sich dis Alles unmöglich erklären. Ich mus also ausser derselben noch ein Etwas im Körper annehmen, das, wenn die gröbere Organisation unwirksam

ist,

ist, um so freier auf die feinere wirken kann; ein Etwas, das die Kraft hat, ehemals gehabte Eindrücke und Bilder, die die in Bewegung gesetzte feinere Organisation wieder vorführt, auf andere Art zusammenzusetzen, selbst abzuändern und umzuformen und so lange daran zu modeln, bis sie deu Anschein von ganz neuen und nie gehabten bekommen. Wie man dis Etwas nenne, gilt mir gleich. Man nenne es Seele oder Geist, oder Ich. Genug, nach meiner Ueberzeugung mus es existiren.

Sechste Betrachtung.

Wenn es nun auch eine Seele im Körper giebt, folgt nicht dessen ungeachtet nothwendig, daß sie mit dem Körper zugleich untergehen müsse?

Es ist als spräche Jemand lächelnd zu mir — »Nun, so will ich, wie ich an Existenz des Körpers glaube, dir zu gefallen auch an Existenz so einer Seele im Körper glauben. Du aber, der du an Vernichtung des Körpers glaubst, must

nun auch an Vernichtung dieser Seele mit dem Körper zugleich glauben. Wie es dem einen von beiden geht, mus es dem andern schlechterdings auch gehen. Es ist keine innere Möglichkeit da, daß die Seele den Körper überdaure. Mit dem Tode hört das Empfinden, wie das Athemholen, und das Denken, wie der Umlauf des Bluts, auf, und weil der Körper auf ewig vernichtet wird, so sind dann auch Empfindung und Denkkraft, wie Athem und Pulsschlag, auf ewig vernichtet."

Wenn dis ist, wenn's an innerer Möglichkeit der Fortdauer der Seele über den Körper hinaus fehlt: so sind meine Betrachtungen abermals geschlossen, und so wär's Thorheit, über die Wirklichkeit der Fortdauer weiter nachzudenken. Das ist klar, daß die innere Möglichkeit einer Sache ihre Wirklichkeit nicht beweise; aber das ist noch klärer, daß ein vernünftiger Mensch an diese ohne iene nicht denken darf.

Wahr ists — ich glaube fest, daß die Seele ohne Körper nicht sein könne. Was sie sei, weis ich nicht; aber daß sie nur in einem Körper empfinden und denken könne, ist meine unwandel=

wandelbare Ueberzeugung. Sage ich nun hiermit nicht selbst, daß ihre Empfindung und ihr Denken ein Ende habe, sobald der Körper, oder doch seine Organisation, zerstört ist? Und heisst dis nicht ebensoviel, als das sie selbst mit dem Körper ein Ende habe?

Wie war das? Hier steckt eine Fallaz verborgen. Da ist sie. Wenn ich sagte, die Seele kann ohne Körper nicht sein, kann nur in einem Körper empfinden und denken: so sagte ich ia damit nicht, daß die Seele ohne diesen Körper nicht sein, nur in diesem Körper empfinden und denken könne.

Auch hiermit gewinne ich nichts. Wenn es auch denkbar wäre, daß die Seele einen im eigentlichen Verstande andern Körper bekommen könnte — mir aber ist dis etwas völlig undenkbares — so sehe ich doch ein, daß es ihr nichts helfen würde. Wenn ihr nicht wenigstens der vorzüglichste Grundstof dieses Körpers bleibt, so kann sie gar kein Bewustsein davon haben, daß sie noch dieselbe sei. Es würde ihr also nicht sein, als wenn sie fortdauerte, sondern

als wenn sie wieder anfinge, zum ersten mahle zu existiren.

Mir fällt etwas ein. Mein Körper verändert sich itzt auch unaufhörlich. Immer gehen alte Theile ab und neue kommen durch Nahrungsmittel wieder hinzu. Heute ist er nicht mehr ganz der gestrige, und wenn ich ihn gegen den halte, den ich vor zwölf Jahren hatte, so ist er gewis, wie man sagen könnte, ein ganz neuer. Und so könnte ich dann auch sagen, daß itzt schon mein dritter Körper im Werden wäre. Dependirte nun die Fortdauer der Seele von dem eigentlich sogenannten groben Körper: so müste sie sich auch mit dem Körper verändern. Ich selbst wäre also auch schon im dritten Werden. Das kann aber nicht sein; denn ich weis mir noch alles von zehen, zwanzig Jahren her zu erinnern, was damals geschah, und weis noch alles, was ich in meinem ganzen mit vernünftigem Bewustsein verknüpften Leben gelernt habe. Veränderte sich das Ich mit dem Körper, so müste es alle zwölf Jahre von neuem in die Schule gehen. Da dis nun nicht nöthig ist, und da die Seele doch ohne ir-

gend einigen übriggebliebenen Grundstof der vorigen Körper nicht Bewustsein davon haben könnte, daß sie noch dieselbe sei: so mus der Körper selbst etwas enthalten, das seiner täglichen Veränderung nicht ausgesetzt ist. Wie nun dieses der allmählichen Veränderung nicht ausgesetzt ist, so braucht es auch der endlichen wirklichen Zerstörung des Körpers nicht schlechterdings ausgesetzt zu sein, sondern kann im Tode die Grundlage zu einem neuen Körper werden. Wenigstens fällt hierdurch die innere Unmöglichkeit der Fortdauer der Seele nach dem Tode über den Haufen. Die Seele kann zur Fortdauer bestimmt sein. Das heisst aber freilich noch nicht — sie ist dazu bestimmt.

Etwas ähnliches scheint mir auch aus folgender Bemerkung zu resultiren. Ich weis nicht nur, was ich vor zehen, zwanzig Jahren sah und hörte, so grosse Veränderungen unterdessen mein Körper erfaren hat; sondern ich würde auch, wenn ich heute taub und blind würde, alle die Begriffe von dem, was ich bis itzt gesehen und gehört habe, beibehalten. Das Beispiel aller derer, welche dis Unglück trift, beweiset

dieses

dieses. Sie bekommen nun zwar keine neuen Begriffe von sichtbaren und hörbaren Gegenständen mehr, so wie sie gar keine bekommen haben würden, wenn sie blind und taub geboren wären; die alten empfangenen aber bleiben ihnen treu. Sieht man hier nicht offenbar eine gewisse Unabhängigkeit der feinern Organisation von der gröbern? Mus sich diese gerade nur bis an den Tod erstrecken?

Sollte aber nicht der Schlaf, und zwar der sogenannte feste Schlaf hier abermals als Einwurf auftreten und der Meinung derer offenbar das Wort reden, welche der Seele und dem Körper im Tode einerlei Schicksal zutheilen?

Ich habe es mit meinen Augen gesehen, daß ein Mensch, der im Rufe war, daß er einer der unzuerweckendsten Schläfer sei, aus seinem Bette aufgenommen, dreimahl ums Haus herum getragen und dann wieder ins Bette gelegt ward. Wir sagten ihm hernach nichts davon, und so stand er mit dem Glauben auf, daß er so aufstehe, wie er sich hingelegt habe. Sollte es nun nicht mit einem Todten ebenso sein und sollte er nicht, wenn man ihn im Bette liegen liesse

und er nach zehen Jahren wiederaufleben könnte, alsdann glauben, er befinde sich nun in der Besserung? Jedoch dis Beispiel passt hier nicht; denn iener Schläfer erzählte uns, daß er im Traume eine Reise nach Konstantinopel gemacht habe. Während also, daß er ums Haus getragen ward, war er gereiset, und es ist noch die Frage, ob sich sein Reisetraum nicht auf das wirkliche Herumgetragenwerden gründete.

Allein — ich weis auffallendere Vorgänge. Mein ietziger Kantor schlief einsmals am Schlusse des vorletzten Verses des Kanzelliedes ein, schlief eine gute halbe Stunde, erwachte noch während der Predigt wieder und fing beim Erwachen sogleich an, den letzten Vers zu singen. — Mein voriger Gerichtshalter sas eben und schrieb einen Brief an mich, als ihn ein totaler Schlag urplötzlich tödtete. — Mus ich mir nicht beide in einerlei Zustande denken, und würde der Justitiarius nicht ebenso, wenn er nach hundert Jahren wieder auflebte, da fortfaren zu schreiben, wo er sterbend aufgehört hatte, — wie der Kantor da wieder anfing zu singen, wo er einschlafend aufgehört hatte? Wie

oft

oft ging es mir selbst zu Winterszeiten so, daß ich, wenn ich mich um halb eilf Uhr niedergelegt hatte, und beim Erwachen drei Viertel schlagen hörte, dachte, ich hätte nur eine Viertelstunde geschlafen, und wenn ich nach der Uhr sah, war's drei Viertel auf sechs. Wie? wenn das so wirklich das Vorbild vom Zustande des Todes wäre und wenn Schlaf und Tod nicht sowohl wie Weniger und Mehr, sondern wie Kürzer und Länger differirten? Nannten nicht auch deshalb die Alten schon den Tod den ewigen Schlaf? — —

Wahr ists, wenn ich einen Festschlafenden und einen Todten sehe, es ist in einiger Entfernung derselbe Anblick. Müssen denn aber zwei Dinge, die einerlei zu sein scheinen, auch nothwendig einerlei sein? Mir fällt hierbei mein alter Hofmeister ein, der es mir tausendmahl vordemonstrirte, wie der künstliche Biberbau und der menschliche Hausbau äuserlich zwar die grösseste Aehnlichkeit hätten, an sich aber ganz verschieden wären; indem dem bauenden Menschen ratio, dem bauenden Biber aber nur ein analogon rationis zukomme. Sollte man aus Verglei-

gleichung des Schlafs mit dem Tode beweisen können, daß der Tod, Aufhören der Denkkraft auf immer sei, so müste der Schlaf Aufhören der Denkkraft auf eine Zeitlang sein. Dis ist der Schlaf aber offenbar nicht, und so vergleicht man Dinge, die nicht zu vergleichen sind. Der Schlafende träumt; der am festesten schlafende träumt oft am allereigentlichsten, d. h. er setzt lauter lebhafte Bilder seiner Imagination zusammen, ohne daß die gegenwärtige Aussenwelt den geringsten Einflus darauf hat; dahingegen der nur leicht schlafende noch immer schwache Eindrücke von dem, was um ihn her mit einiger Heftigkeit vorgeht, empfängt und diese in den Traum aufnimmt. Ja, man hat Beispiele, daß auch den Festschlafenden dennoch gewisse Zustände des Körpers im Traume afficirten; so, wie auch auf der andern Seite gewisse Träume, die er hatte, auf seinen Körper wirkten. Einer meiner Freunde gebrauchte eine Hungerkur, und war dafür in seinen Träumen Nacht für Nacht zu Schmause. Es ist nicht lange her, daß ich, als ich so fest schlief, daß man mich kaum wecken konnte, von nichts, als

von

von Duckstein, träumte, der ganz ausserordentlich schön schmeckte; beim Erwachen empfand ich grosse Trockenheit im Halse und starken Durst. Und ebenso, wie oft lacht im festesten Schlafe der vergnügte Träumer! Wie iagt sein Puls, wie klopft sein Herz, wenn er sich unter den Händen der Räuber, oder im Sturme auf dem Meer befindet! Wie rollen ihm die Thränen übers Gesicht, wenn er den Gegenstand seiner Liebe mit dem Tode ringend träumt! Und — was soll man dazu sagen, wenn der Träumende im fürchterlichsten Traume sich selbst daran erinnert, daß es ia doch nur ein Traum sei, und dadurch wirklich seinen Traumleiden ein Ende macht? Mir selbst ist dies oft begegnet.

Alles dieses zusammengenommen, sehe ich gar nicht ein, wie aus dem Zustande des Schlafs etwas zu Gunsten der Meinung zu folgern sei, daß der Untergang der Seele mit dem Untergange des Körpers nothwendig verbunden sein müsse. Der Schlafende denkt fort; er — träumt. Gewis träumt ieder, wenn er schläft, und daß nicht ieder immer sagen könne, ob und was er geträumt habe, beweiset keineswegs das Gegen-

gentheil. Wie wir oft in der ersten Stunde nach dem Erwachen noch unsern ganzen Traum wissen, und in der zweiten nichts mehr davon: so können wir ihn auch schon gleich beim Erwachen vergessen. Hierbei kommt es wohl nur darauf an, ob uns der Traum mehr oder weniger interessant gewesen. Woher käme es sonst, daß wir uns zuweilen um Mittag durch etwas Aehnliches, das vorgeht, an den nächtlichen Traum erinnern und sagen — nun ist mein Traum aus; da wir doch den ganzen Morgen über von keinem gehabten Traum gewust?

Was meinen alten Kantor betrift, der mit dem zweiten Vers einschlief und nach einer halben Stunde beim Erwachen den dritten anfing: so entschuldigte er sich hernach beim Pastor, der ihn gewaltig deshalb aushunzte, folgendergestalt. Es sei ihm, sagte er, mit einem mahle so geworden, als wenn er den dritten Vers gar nicht finden könnte — d. h. er war eingeschlafen; er habe sich darüber sehr geängstigt und das Lied immer wieder von vorne angefangen — d. h. er träumte; endlich habe er den dritten Vers gefunden und fortgesungen — d. h. er erwachte

 wieder.

wieder. Hätte er dis aber auch nicht erzählt, so glaub' ich doch, daß sich die Sache leicht erklären liesse. Daß der Kantor sich beim Erwachen noch auf derselben Stelle und noch vor der versammleten Gemeine befand, war wohl die Hauptsache. Wäre unterdessen sein Ort verändert worden; hätte man ihn nach Hause und ins Bette gebracht: so würde er beim Erwachen den dritten Vers gewis nicht fortgesungen haben. So aber war es der letzte sinnliche Eindruck gewesen, den er gehabt, daß er den zweiten Vers geschlossen; wie er nun beim Erwachen dieselbe Gemeine wieder vor sich sah, erwachte auch dieser letztgehabte sinnliche Eindruck wieder in ihm, und so wuste er, es fehle noch ein Vers, und fing ihn in der Angst gleich an. Sobald er sich besann, hörte er gleich auf. — Daraus folgt nun nicht, daß es mit dem Gerichtshalter sich schlechterdings ebenso verhalten müsse. Dieser kann allerdings durch den Tod ganz aufgehört haben zu sein, und wenn dis ist und er einst im eigentlichen Verstande wieder auferstände: so würde er es gewis, wie der Kantor, machen und fortschreiben; denn alsdann würde sich auch der

letztgehabte

letztgehabte sinnliche Eindruck des Schreibens in ihm wieder erneuern. Wenn aber etwa durch den Tod nur seine gröbere Organisation zerstört und er ietzt durch seine feinere mit einer feinern Sinnenwelt verbunden sein sollte: so würde er, wenn er in diese gröbere Sinnenwelt zurückkehrte, vermöge der Reihe von spätern und neuern sinnlichen Eindrücken, die er unterdessen gehabt, recht gut wissen, daß es lange her sei, daß er den Brief an mich zu schreiben angefangen, und daß es also ganz unnöthig sei, ihn noch fertig schreiben zu wollen.

Und was den Umstand betrift, daß ich, wenn ich vor Einschlafen halb eilf Uhr und beim Erwachen drei Viertel schlagen hörte, glaubte, daß ich nur eine Viertelstunde geschlafen, da es doch drei Viertel auf sechs schon war: so beweiset dis weiter nichts, als daß ich die Zeit unterdessen nicht gemessen hatte. Auch dis, daß ich eine Viertelstunde geschlafen zu haben glaubte, rührte blos von der zufälligen Verbindung der Umstände her, daß das erste, was ich auf halb wieder schlagen hörte, drei Viertel war. Sonst hätte ich gewis geglaubt, ich hätte kaum eine

Minute geschlafen. Genug, ich hatte auch damals geträumt und war blos durch die Unbrauchbarkeit meiner gröbern Organisation abgehalten worden, auf einander folgende Begebenheiten und Veränderungen in der Aussenwelt zu bemerken. Hierauf aber beruhet der ganze Begrif von Zeit. Sollte nun einst im Tode etwa die feinere Organisation auch ohne die gröbere bestehen können: so könnte ich ja durch sie die auf einander folgenden Begebenheiten und Veränderungen in einer feinern Aussenwelt bemerken und also die Zeit messen, wie iezt. Mithin wäre vom Schlafe gar nicht auf den Tod zu schliessen. Im Schlafe könnte die feinere Organisation noch nicht unmittelbar an die Aussenwelt, weil die gröbere zwischen ihr und der Welt noch die Scheidewand machte. Dem Träumenden fehlen die Begriffe von Zeit und Ort, und müssen ihm fehlen. Wir komponiren daher im Traume frühere und spätere Geschichten und sind in derselben Sekunde bald zu Hause, bald hundert Meilen davon.

Der Schlaf scheint also auf keinen Fall innere Unmöglichkeit der Fortdauer der Seele

nach dem Tode, oder die Meinung zu beweisen, daß die Seele mit dem Körper zugleich untergehen müsse. Ich sehe, daß die feinere Organisation fortagirt, wenn die gröbere ganz inaktif ist. Wollte iemand einwenden, daß dis wohl izt angehe, weil die gröbere Organisation noch durch Nahrungsmittel, und so die feinere wieder durch die gröbere erhalten werde, und wie also die Erhaltung der feinern ohne die Erhaltung der gröbern als möglich zu denken sei: so ist ia ebenfals noch nicht erwiesen, daß die feinere schlechterdings durch die gröbere nur erhalten werden könne. Izt mus sie es freilich, da die gröbere sie noch umschliesst; folgt aber daraus, daß sie, wenn sie ebenso der Aussenwelt die nächste würde, wie es izt die gröbere ist, sich nach ihrer Art nicht ebenso von der Aussenwelt erhalten könnte, wie diese. Gewis kommen ihr doch nur izt die feinsten Theile aus allen Nahrungsmitteln zu statten. Sind denn diese Theile aber nur in den Nahrungsmitteln zu finden, oder können sie nicht als Elemente durch das ganze Universum verbreitet sein, und können sie nicht, ohne gerade durch Nahrungs-

mittel ihr zugeführt zu werden, auf zehnfache andere uns itzt noch unbekannte Weise an sie kommen? — —

Aber — nun stößt mir eine Betrachtung auf, die die Meinung, daß die Seele im Tode gleiches Schicksal mit dem Körper habe, auf den ersten Anblick unwiderleglich zu beweisen scheint.

Ist die Seele eher da gewesen, als der Körper, oder ist sie erst mit dem Körper entstanden? Wäre ersteres, so müste ich fragen, wo sie vorher gewesen sei, wie lange sie vorher gewesen sei, was sie da gewesen sei u. s. w. Ich bin ia aber selbst der Meinung, daß die Seele nicht ohne Körper existiren könne; also fallen alle die Fragen weg, und es folgt aus meinem eigenen Princip, daß die Seele erst mit dem Körper, oder wohl gar erst nach dem Körper entstanden sei. Sollte nun hieraus nicht nothwendig folgen, daß sie ebenso mit dem Körper wieder vergehen müsse, wie sie mit dem Körper entstand? Eine über alles wichtige Frage — ich gestehe es.

Die ganze Geschichte des menschlichen Geistes kommt dieser Meinung zu statten, und die

Erfa-

Erfarung scheint sie offenbar zu bestätigen. Was ist das neugeborne Kind? Ist es viel mehr, als ein blosser Fleischklumpe? Ist es im geringsten mehr, als eine Semsitifa von Mensch? Und wenn man auch sagt, daß es durch sein Schreien unmittelbar nach der Geburt schon Empfindung der Schmerzen ausdrücke, die ihm das ungewohnte Athemholen verursacht: so mus man doch einen Zeitpunkt annehmen, in welchem sich seine Empfindung im Mutterleibe auch erst angefangen hat, und es kann sich mit dem Kinde da nicht anders verhalten, als mit dem Küchlein im Ei, das man doch beobachtet genug hat. Nach und nach sieht man nun, wie das Kind aufmerksam auf die Dinge um sich her zu werden anfängt. Späterhin sieht man, wie es die äuserlichen Gegenstände allmählich unterscheiden lernt. Noch späterhin sieht man, daß es sich Begriffe von ihnen bildet und auch diese Begriffe immer mehr und mehr ausbildet. Nun steht der Knabe da und zeigt Lernbegier. Sein Verstand entwickelt sich allmählich. Er wird Jüngling und erwirbt sich das Lob seiner Lehrer. Feuer und Lebhaftigkeit ergreifen ihn, weil sein

Körper sich der männlichen Fülle nähert. Er wird Mann, und nun erst, da sein Körper sich vollkommen entwickelt hat, hat auch der Geist seine männliche Höhe erreicht. Sieht man nicht offenbar, daß sich in derselben Masse, wie sich der Körper ausbildet und stärkt, auch die Seele ausbilde und stärke? Ja, beruhet die Ausbildung der letztern nicht auf Ausbildung des erstern?

Auf dieser seiner Vollkommenheitshöhe bleibt nun der Körper nicht stehen, sondern seine Kräfte nehmen ebenso allmählich wieder ab, wie sie zugenommen haben. Und was sehe ich da? Nichts anderes, als daß nun die Seele wieder in derselben Masse abnehme, in welcher der Körper wieder schwach wird. Das Feuer in den Handlungen verliehrt sich; die Lebhaftigkeit der Empfindungen verschwindet; das Gedächtnis will neue Kentnisse nicht mehr aufnehmen und die Lust dazu sogar ist dahin. Der Greis wird stumpf an Kopf und Herz und gleicht wieder dem Knaben, der er erst war. Der hohe Greis wird gar wieder Kind, spielt und tändelt wieder. Die Schwäche nimmt überhand; mit den

letzten

letzten Körperkräften verliehren sich auch die letzten Ueberreste von Geisteskräften; der Alte vegetirt nur noch. Nun nähert sich der Stillstand des körperlichen Mechanismus. Seele heisst bei ihm nichts mehr, als Leben. Leben verwandelt sich in Tod. Sehe ich nicht sonnenklar, daß die Seele, welche mit dem Körper entstand, mit dem Körper sich allmählich ausbildete und mit dem Körper allmählich wieder abnahm, auch mit dem völligen Vergange des Körpers völlig wieder vergehe? — — —

Wie wird mir? Kann ich der Evidenz dieser Demonstration etwas entgegenstellen? Ich weis nicht. Und so wär's dann einerlei, ob die Organisation Ich, oder ob Ich ein besonderes Etwas ausser der Organisation sei. Wäre das erstere, so verginge ich im Tode blos als Organisation; wäre das letztere, so verginge ich als besonderes Etwas mit der Organisation zugleich. Vergehen müste ich auf jeden Fall.

Also — abgebrochen!

Siebente Betrachtung.

(Fortsetzung der sechsten.)

Heil mir, daß ich diesen Morgen am Grabe meines Vaters feierte! Ich fühle mich dadurch gestärkt, meine abgebrochenen Untersuchungen von neuem fortzusetzen.

Die Geschichte des menschlichen Geistes, wie ich sie mir gestern hinstellte, ist erstlich durchaus nicht die allgemeine. Die erstere Hälfte derselben, welche die Ausbildung der Seele nach Masgabe der Ausbildung des Körpers erzählt, mag ihre Richtigkeit haben; denn die sogenannten Wunderkinder sind, wenn man sich nicht auf die Sagen von selbigen blos einlässet, sondern sie auch selbst in der Nähe betrachtet, doch immer nur Kinder. Allein die letztere Hälfte, welche die gleichmässige Wiederabnahme der Seele mit der Wiederabnahme des Körpers enthält und woraus dann der völlige Untergang der Seele mit dem Untergange des Körpers erhellen soll, hat viel zu viel Ausnahmen, als daß aus ihr unumstöslich konkludirt werden könnte.

Ich selbst habe ia mehrere Greise von achzig und drüber gekannt, deren Geist, so zu sagen, dem Hinfalle der Maschine Hohn zu sprechen schien. Es äuserten sich an ihnen die beschriebenen Phönomenen gar nicht, und ihr Geist blieb zu allen seinen Geschäften und Arbeiten, wozu nicht zugleich grosse Körperkraft gehörte, gleichaufgelegt und gleichstark. Unvergeslich ist mir in dieser Hinsicht ein gewisser Minister, der seinem Vaterlande ein halbes Jahrhundert hindurch mit wackerster Thätigkeit und Treue gedient hatte. Erst in seinem fünf und achzigsten Jahre entzog er seine Gegenwart den Kollegien, worin er präsidirte; keineswegs aber aus Geistesschwäche, sondern weil sowohl sein Gesicht, als sein Gehör, ihn zu verlassen anfingen. Zu seinem Fürsten konnte er nun nicht mehr kommen; der Fürst aber kam zu ihm und empfing von ihm iederzeit noch den durchdachtesten und klügsten Rath auch in den verwickeltesten Fällen. Erst im letzten halben Jahre resignirte er ganz seinen Posten; aber ebenfals keineswegs aus Unvermögen, reflektiren und resolviren zu können, sondern um das Ende seines gemeinnützi-

gen

gen Lebens sich selbst zu leben und sich, wie er sagte, zum grossen Wechsel der Welten zu bereiten. Er war ein Vater vieler Kinder und zählte an sechzig Enkel und Urenkel. Mit ächter Religiosität feierte er seinen letzten Geburtstag, versammlete seine ganze Nachkommenschaft um sich her, gab ihr seinen letzten Segen, wie Jakob, und hielt stammlend eine kurze, aber sehr vernünftige und rührende Anrede an sie aus dem Stegreif, die ihr sein Angedenken ewig ehrwürdig machen wird. Drauf lebte er noch vierzehen Tage und genos nichts, als etwas Bifkuit und Tockaier. Mit jedem Tage ward er äuserst schwächer, so, daß ihm zuletzt die Hände von einem Orte zum andern gelegt werden musten. Die Augen hatte er schon ganz verlohren; am letzten Tage verlohr er auch ganz das Gehör. Er bestimmte Tag und Stunde seines Todes sehr genau. „Nun werde ich gleich sterben„ sprach er, betete ein kurzes wahrhaftigkluges und frommes Gebet aus dem Herzen und entschlummerte mit dem Amen.

Dieser Vorgang, der erwiesenwahr und da, wo er sich ereignet hat, stadt- und landkundig

ist,

ist, kann nicht anders, als meine grösseste Aufmerksamkeit erregen. So gut man aus entgegengesetzten Vorgängen den Vergang der Seele mit dem Vergange des Körpers erweisen zu können glaubt: ebensogut könnte man glauben, aus ihm die Fortdauer der Seele bei allem Vergange des Körpers beweisen zu können. Und dergleichen Erscheinungen geistesstark bleibender Greise sind gar nicht selten; man attendirt nur, wenn sie nicht Männer von grossem öffentlichen Gewicht gewesen sind, blos in ihren Familien auf sie. Höchstens wird im Allgemeinen etwa ruchbar, daß sie bis zulezt ihren Verstand behalten und in den lezten Augenblicken noch gesprochen hätten. Zu wünschen aber wäre es, daß solche Vorgänge sorgfältiger beobachtet und gesammlet würden.

Sodann glaub' ich auch, daß zwischen Greisen', die aus Alter sterben, und zwischen Leuten, die in mittlern und jüngern Jahren an der Auszehrung sterben, eine vollkommene Parallele zu ziehen sei. Allmählicher und völliger Vergang des Körpers ists, was wir in beiden Fällen zu sehen bekommen. Nun ists aber etwas ganz

Gewöhn-

Gewöhnliches, was wir bei den letztern antreffen, daß sie alle ihre Geisteskräfte bis ans Ende behalten, und daß man gar keinen, noch weniger proportionirten, Vergang derselben spürt. Vielmehr ereignet sichs oft, daß, ie schwächer ihr Körper wird, desto stärker ihr Geist werde; so, wie wir auch oft finden, daß die kränklichsten Personen die grössesten Genieen sind.

Ich habe einen mir sehr lieben Freund gehabt, den das Unglück traf, daß ihm der obere Magenmund verwuchs; weshalb er an gänzlicher Atrophie sterben muste. In den letzten vier Wochen genos er nicht das geringste mehr, sondern ward blos durch nährende Klistire erhalten. Welche Geisteskraft dieser Mann in seiner ganzen langen Krankheit bewies, und wie sie mit iedem Tage noch zunahm und am letzten, da er schon am ganzen Leibe kalt war, beinahe wunderbar ward, ist fast unbeschreiblich. Er starb von aussen herein und starb so an vierzehen Tage. Dabei war und blieb er der genaueste Beobachter seiner selbst und konnte iedesmahl den Aerzten aufs Haar beschreiben, wie weit er wieder während

rend ihrer Abwesenheit gestorben sei. Er hinterlies eine Frau mit sechs unerzogenen Kindern; nie werde ich aber ohne Rührung daran zurückdenken können, mit welcher Männlichkeit er sie über seinen frühen Tod zu trösten wuste, und wie er sie immer stärker zu trösten wuste, ie näher der Tag kam, an dem sie ihn verliehren sollten. „Nun sind die Hände todt und der untere Theil der Füsse“ „Nun geht der Tod schon bis an die Kniee und Elnbogen“ „Nun ist alles todt bis an die Schultern und Hüften“ das waren die Relationen, welche er mir von Zeit zu Zeit machte. Dabei unterhielt er sich mit mir über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit und über Familienangelegenheiten so theilnehmend, so richtigurtheilend und so zusammenhangend, wie in seinen gesunden Tagen. „Nun sind die Ohren auch todt, und ihr müsset durch Zeichen mit mir reden“ sprach er am vorletzten Tage. Als ich am letzten zu ihm kam, stammlete er — „Weg sind die Augen auch seit Mitternacht. Da ging die Lampe aus — aber nur für mich. An die Zunge kommt der Tod auch schon. Lasset mich auf einige Minuten

allein, daß ich sie noch einmahl recht würdig gebrauche. Dann kommt wieder und legt meine Hände in einander; ich will betend sterben, und das Zeichen, wenn ich sterbe, wird sein, daß ich die geschlossenen Augen noch einmal öfne; falls ich nehmlich kann. Ich möchte sie wenigstens noch gern im Tode dem Himmel entgegen richten, wenn ich ihn auch nicht mehr damit sehen kann." Wir verliessen ihn und er betete, was wir davon noch verstehen konnten, so schön, daß wir alle auf unsere Kniee fielen und mit einer Art von simpathisirendem Enthusiasmus in die Entzückungen des bald erlöseten Beters einstimmten. Als wir wieder zu ihm kamen, lächelte er mit verschlossenen Augen; woraus wir schlossen, daß eben seine Zunge auch gestorben sei. Ich legte, wie er verlagt hatte, seine Hände zusammen. Es entstand eine feierliche Stille und jeder wartete auf das versprochene Aufschlagen seiner Augen. Er konnte aber nicht Wort halten. Eine zitternde Bewegung erfolgte blos an den Wimpern; wobei er noch himmlischer lächelte. Es war, als läse ich itzt den letzten Segen für die Seinigen und den letzten Gedan-

ken an Gott auf seinem Gesicht. Er lies das Haupt sinken und — hatte vollbracht.

Solche Vorgänge mit voller Geisteskraft sterbender sowohl alter, als junger Personen entkräften doch offenbar das Argument, welches man aus dem Tode Anderer, wo man proportionirte Abnahme des Geistes mit dem Körper zu erblicken glaubt, für den völligen Untergang des Geistes bei dem völligen Untergange des Körpers hernimmt. Dort findet ia wirklich diese proportionirte Geistesabnahme nicht Statt; vielmehr das Gegentheil.

Gesetzt aber auch, alle Sterbende ohne Unterschied reichten einen und denselben Anblick von proportionirter Abnahme des Geistes mit dem Körper; so glaub' ich doch bei weiterem Nachdenken darüber, daß die Nothwendigkeit des gänzlichen Unterganges des Geistes bei dem gänzlichen Untergange des Körpers nicht schlechterdings daraus folge. Die Abnahme des Körpers ist etwas Wirkliches; die Abnahme des Geistes aber könnte vielleicht nur etwas Scheinbares sein. Es könnte uns vielleicht nur so vorkommen, als verlöhren sich die Geisteskräfte, weil

wir sie in immer nidrigern Graden wirksam sehen. Die Abnahme ihrer Aeuserungen aber, welche mit der Abnahme der gehörigen Beschaffenheit beider Organisationen erfolgte, wäre ia nicht die Abnahme ihrer selbst. Der Greis wird stumpf an Empfindungen, sagt man. Heisst dis — er verliehrt die Empfindungskraft selbst — oder heisst es nicht — seine gröbere Organisation verliehrt allmählich ihre gehörige Beschaffenheit? So spricht man aber auch, der Greis wird stumpf an Gedanken. Mus nun dis gerade heissen — er verliehrt seine Denkkraft — oder kann es nicht auch nur heissen — seine feinere Organisation geräth allmählich in einen unvollkommenern Zustand? Mir fällt dabei ein Virtuose ein, der sich auf einem schlechten Instrument soll hören lassen. Wehe ihm, wenn er nun nach dieser Probe beurtheilt wird! Man nehme auch nur einen ganz gewöhnlichen Klavierspieler und stelle ihn an ein Klavier, auf welchem die eine Hälfte der Saiten gesprungen und die andere verstimmt ist!

Die Frage würde hier nur diese sein — ob nicht ebenso, wie die feinere Organisation in der

Masse unvollkommener würde, in welcher es die gröbere wird, die feinere nothwendig auch ganz zerstört werden müste, wenn die gröbere ganz zerstört wird, und was alsdann der Geist selbst wäre, der doch ohne alle Organisation nicht zu denken ist . . .

Hierauf könnte ich antworten — Jetzt, da die gröbere Organisation noch die feinere umschliesst, hinge diese allerdings von iener ab und könnte durch nichts gestärkt, genährt und erhalten werden, als durch sie; wie aber, wenn die feinere selbst der Aussenwelt ebenso die nächste sein würde, wie es iezt die gröbere ist? Könnte sie alsdann nicht ihre Erhaltung und Nutrition ebenso von der Aussenwelt nehmen, wie sie iezt die gröbere von ihr nimmt? Würde sie auf diesen Fall, wenn sie sie erst unmittelbar von der Aussenwelt nähme, statt, daß sie sie iezt mittelbar durch die gröbere von ihr nimmt und sie also am Ende nur so elend von ihr nehmen kann, wie sie ihr durch diese gereicht wird, sie nicht sogleich, von der gröbern befreiet, auf das vollkommenste nehmen? Wie, wenn dis so wäre? Was für ein unaussprechliches Ereignis stände

iedem Sterbenden bevor! So würde sich dicht an den Augenblick, wo alle Denkkraft verlohren zu sein schiene, der Augenblick anschliessen, wo sich die Denkkraft wieder vollkommen, und vieleicht noch weit vollkommener, als iemals, äuserte.

Man könnte mir hierbei einwenden, daß diese Hipothese durch die Beispiele von Greisen und Sterbenden an der Auszehrung, welche ich selbst angeführt, über den Haufen geworfen würde. Woher, könnte man fragen, bei diesen der fortdaurende vollkommene Zustand der feinern Organisation bei dem über alles traurigen Verfalle der gröbern, wenn die feinere iezt nur durch die gröbere erhalten werden kann? Die feinere war ia bei ihnen der Aussenwelt noch nicht die nächste . . .

Vieleicht lässet sich aber auch diese Frage beantworten; vieleicht führt ihre Beantwortung auf Gedanken, die für die ganze zum Tode bestimmte Menschheit wichtig sind und tief in das Herz der Moral eingreifen. Es sei, was es wolle, und heisse wie es wolle, was die gröbere Organisation der feinern zuführt, gleichsam

durchseigt und für sie absetzt, und wodurch diese im gehörigen Zustande erhalten wird; involvirte es innern Widerspruch, wenn man annähme, daß, wenn mit diesem Nahrungsstof, der dreissig oder gar sechzig Jahre lang gehörig zugeführt ward, während dieser Zeit auch gehörig hausgehalten würde, eine Art von Vorrath davon entstände, der hernach noch lange hinreichte, die feinere Organisation in gutem Zustande fortzuerhalten, wenn auch die gröbere nur wenig, und äuserstwenig weiter dazu beitrüge? Scheint nicht die Erfarung sogar dieser Meinung das Wort zu reden? Was ist das, daß zuweilen achzig- neunzigiährige Greise, die sich immer noch bei bewundernswürdigen Seelenkräften erhielten, im letzten Jahre plötzlich Seelenschwach, Urtheilskraftlos, Gedächtnislos, ia Gedankenlos werden, ohne daß grosse oder auch nur auffallendbemerkliche Verschlechterungen in ihrem äuserlichen Zustande vorgegangen sind, die dazu die Quelle geworden wären? War nun etwa der wohlverwahrte Vorrath mit einem mahle erschöpft?

Lässet sich dis nun denken, wer verwehrt mir, so zu denken? — Worin bestände denn aber wohl die Kunst, mit solchem unschätzbaren Vorrathe gut hauszuhalten? Oder auf der andern Seite — wodurch würde er der Seele für die Zukunft des Alters weggeschöpft, geraubt, verschwendet? Unstreitig ist die Verschwenderin, die Räuberin, die Wegschöpferin — die Wollust. Daß diese die feinere Organisation weit mehr angreife, als die gröbere, zeigen unter zehen Beispielen ihrer bis unter die Thierheit noch heruntergesunkenen Sklaven immer neun gegen eins. Zeichnen sich diese nicht fast sämtlich durch Mangel an Verstand, an Urtheilskraft, an Schlusskraft, an Gegenwart des Geistes, ia sogar an Gedächtnis und an noch nidrigern Seelenkräften aus? Erhält sich dabei äuserlich ihr Körper nicht oft noch lange bei aller seiner Fülle, bei allem seinen Fleisch und Fett? Man kennt ia sogar Wollüstlinge, die in der Masse noch dicker und schwerer werden, in welcher sie stupider und affenartiger werden. Und wenn dann nun auch die öffentliche und geheime Geschichte des Lebens unserer Greise tagtäglich beweiset, daß

dieienigen

dieienigen unter ihnen, welche als Jünglinge und Männer mässig lebten, einen guten Verstand bis auf die Letzt behalten, die gewesenen Wollüstlinge unter ihnen aber in eine lange zweite Kindheit gerathen: wie kann ich an der Wahrheit meiner Meinung noch zweiflen?

O Menschen, Menschen, zum Tode seid ihr einmahl bestimmt und könnet ihm nicht ausweichen; aber zur zweiten Kindheit seid ihr nicht nothwendig bestimmt. Ihr auszuweichen ist in eurer Gewalt, und wie sollte lebenslang all euer Bestreben darauf gehen, dis zu bewirken! Ists denn Ehre und Freude, blos Greis zu werden, oder besteht nicht alle Freude und alle Ehre des Greises darin, ein vernünftiger Greis zu sein? Bei den gröbesten Ausschweifungen könnet ihr zwar ein hohes Alter erreichen — denn starke Körper gewöhnen sich zulezt an Alles: aber wie wird euer Alter sein? Lange nur blosses Thierleben; am Ende gar nur Pflanzenleben! Schonet eurer feinern Organisation; sparet die Vorräthe ihres Erhaltungsstofs; haltet euch bei ieder vernunftlosen Wegschöpfung desselben das Jammererweckende, ia wohl gar verächtliche und lächer-

lächerliche Bild vor, das ihr, es sei nach zwanzig, oder nach funfzig Jahren, reichen werdet!

Sollte der Mensch nun im Tode fortdauern, so wär's wohl gar möglich, daß sich an denen, welche durch Wollust in ihre feinere Organisation fürchterlich wüteten, Spuren davon in jener Welt noch zeigten; Spuren, die lange erkennbar blieben, oder die sich wohl gar nie wieder verlöhren. Was für eine reichhaltige Quelle von Gründen gegen die Zügellosigkeit dieser Leidenschaft der Moralist vollends in dieser Idee finde, liegt ausser dem Kreise meiner gegenwärtigen Betrachtungen.

Genug, ich habe mich nun überzeugt, daß die gewöhnliche Schilderung der Wiederabnahme des Geistes mit der Wiederabnahme des Körpers die Möglichkeit der Fortdauer des Geistes beim endlichen völligen Vergange des Körpers nicht aufhebe. Es ist auf keinen Fall absolutnothwendig, daß die Seele mit dem Körper zugleich untergehen müsse. So will ich nun getrost meine Betrachtungen fortsetzen und alle mir bekannte Gründe durchgehen, womit notorisch-gute Menschen sich und Andern ihre Fortdauer

glaubwürdig zu machen gesucht haben. Ich will sogar versuchen, ob ich noch neue dafür entdecken kann. Ich will aber auch gewissenhaft mir Alles vorhalten, was dagegen auf der andern Seite von gleichguten Menschen gesagt worden ist oder doch gesagt werden kann. Etwas oder Nichts — was am Ende bleibt — sei mein!

Achte Betrachtung.

Erster Vernunftgrund für die Fortdauer des Menschen.

Die Erde, deren Bewohner die Menschen sind, ist zugleich ein Wohnplatz für mehrere, für bisher noch ungezählte, ia vieleicht für unzählbare Arten von lebendigen Wesen. Man siehts ihr gleich auf den ersten Anblick an, daß sie dis sein sollte. Wozu sonst in ihren Vertiefungen so ungeheure Wasserbehälter? Wozu die mannigfaltige Abwechsekung der Form ihrer aus dem Wasser hervorragenden Höhen? Wozu die unaussprechliche Mannigfaltigkeit des für Menschen nur zum kleinsten Theile geniesbaren Pflanzenreichs?

reichs? Die höchstmöglichste Summe von Leben sollte auf der Erde sein. Erwägt man noch dazu, daß auch sogar eine Thierart immer wieder die Aesung der andern ist: so wird die Wahrheit dieses Satzes noch einleuchtender. Auch die künftige Speise sollte Leben haben, damit sie so lange, bis sie Speise würde, die Summe des Lebens vermehren hülfe. Brave Naturforscher hatten deshalb die Idee von einer Kette lebendiger Wesen auf Erden aufgebracht, an welcher ein Ring immer in den andern griffe, und hatten damit weiter nichts sagen wollen, als daß iede Erdform, in die sich Leben giessen lasse, irgendwo wirklich existire. Andere haben die Kettenidee wieder ausgelacht. Ich glaube aber, daß die, welche über die Kette lachten, um nichts klüger waren, als die, welche sie schon an beiden Enden zu halten wähnten. Es ist ebenso wahrscheinlich, daß sie wirklich existire, als es unwahrscheinlich ist, daß sie iemals ganz entdeckt werden werde.

Für iede Art von lebendigen Wesen auf der Erde giebts nun auch Freuden auf ihr. Keine

derselben ist leer daran ausgegangen; keine aber ist auch so vieler theilhaftig geworden, als der Mensch. Es gehörte ihm auch von Rechtswegen der grösseste Antheil davon; denn er ist nicht nur mehrerer empfänglich, als die übrigen, sondern er verdient auch die mehresten, weil er allein die Erde zu einem Garten im Grossen macht, statt daß sie ohne ihn nur hier und da Garten sein würde.

Weil nun aber auch neben der Glückseligkeit des Menschen die Glückseligkeit der übrigen lebendigen Wesen bestehen mus: so kann schon dieserhalb das Glück des Menschen nicht vollkommen, nicht unvermischt mit Leid, nicht ungestört sein. Viel von dem, was in der Natur zu ihrem Besten geschicht, wird zu seinem Schaden gereichen, weil ihre Einrichtung und Beschaffenheit oft der seinigen ganz entgegengesetzt ist. Viele von ihnen werden sogar nur dadurch ihre Erhaltung und Glückseligkeit schaffen können, daß sie ihm Verluste zufügen. Leiden sind also vom Leben des Menschen unzertrennbar.

Seine eigene Natur führt den zweiten Beweis für diesen ihm so unangenehmen Satz. Dieselbe Beschaffenheit seines Wesens, in welcher der Grund zur Empfänglichkeit für so ausnehmendviel Freuden liegt, wird auch für ihn die Quelle unzählicher Traurigkeit. Sein Körper ist zwar die künstlichstzusammengesetzteste Maschine, aber eben darum auch die verletzlichste. Der Kreis seiner Güter ist zwar der weitausgedehnteste; weil diese Güter doch aber alle der Ungewisheit, der Unbeständigkeit und dem Wechsel unterworfen sind: so ist er auch dadurch den mehresten Verlusten und Gefaren ausgesetzt. Sein Verstand berechtigt ihn zwar allein zur Empfindung des Erhabenen und Schönen, zum Gefühl für das Gute und Vollkommene; er zwingt ihm aber auch die widrigsten Eindrücke auf, welche das erblickte Häsliche und Böse und die wahrgenommene Unordnung macht. Seine innere Simpathie vervielfältigt zwar gleichsam seine Existenz und lässet ihn, selbstglücklich, auch noch an fremder Glückseligkeit Theil nehmen; sie verwandelt aber auch fremdes Unglück in sein eigenes und raubt oder vergällt ihm doch

dadurch

dadurch das frohe Gefühl seiner Selbstglückseligkeit. Leiden sind daher vom Leben des Menschen unzertrennlich.

Die menschliche Geselschaft, in der er sich befindet, führt den dritten Beweis für diesen Satz. Der Mensch mus unter seinesgleichen leben, wenn er wahrhaftig Mensch werden will. Nur die Geselschaft bildet seine erhabenen Fähigkeiten aus, und welche Seligkeit ist es für ihn, unter mehrern Weisen und Guten zu leben, das Glück ihrer Freundschaft zu geniessen und mit ihnen vereinigt viel grösseres Gutes zu bewirken, als er allein bewirken könnte! Die Menschen sind aber nicht alle weise und gut. So wird ihm das Sein unter Thoren, wovon er sich vermöge seiner geselschaftlichen Verhältnisse nicht dispensiren kann, lästig, und der Anblick der Bösewichter, dem er nie ganz auszuweichen vermag, schrecklich. Has und Neid verfolgen ihn, weil er es nicht allen recht machen kann und weil er etwa Vorzüge vor vielen Andern hat. Er glaubt heute einen Freund an sein Herz zu drücken und thut ihm wohl, wird aber morgen dafür mit dem schändlichsten Ver-

rath von ihm belohnt. Er fängt grosses Gutes an, in der Meinung, von allen Seiten dabei unterstüzt zu werden, und Alles vereinigt sich, ihn daran zu behindern. Er wird verkanut, übersehen, vergessen. Sein Interesse und das Interesse zehen Anderer durchkreuzen sich; er geräth darüber in Hader und Streit. Er mus leiden als Theil für das Ganze und mus bald ein Opfer bringen für die Wahrheit, welcher seine Zeitgenossen gram sind, bald für die Unschuld, die unterdrückt werden soll, bald für das Recht, das im Begrif ist mit Füssen getreten zu werden, bald für das Vaterland, bald für seine Familie. Im Schosse der leztern hoft er sich für alles Böse, das ihm die Geselschaft anthut, wieder zu erquicken; aber auch sie ist leer für ihn, oder sein Gatte wird ihm untreu, oder seine Kinder schlagen aus der Art. So sind Leiden vom Leben des Menschen unzertrennlich.

Der Mensch fühlt auch die schwere Bürde, welche ihn drückt, seufzt auch wohl darüber, seufzt aber bei weitem nicht so viel und so laut darüber, als man in voraus glauben sollte.

Woher

Woher kommt dis? Woher sieht man so viel Unglückliche, die, wenn nur die ersten Eindrücke, welche ihre Verluste auf sie machten, vorüber sind, sich schnell wieder ermannen, ihres Unglücks gleichsam vergessen und noch mitten in selbigem heiter und gutes Muths sind? Woher sieht man sogar Leidende im höchsten Grade, die sich kaum eine Klage, einen Seufzer erlauben und eine ganz besondere Standhaftigkeit ausüben?

Die Vorstellung, daß ihr Zustand nun einmahl nicht zu ändern sei, bewirkt es warlich nicht. Diese könnte höchstens den Leidenden mit der Zeit hart machen; es ist aber nicht Abhärtung, was wir an ienen Elenden erblicken, sondern — Ruhe. Und Ruhe entspringt nicht aus der Furcht der Unabänderlichkeit eines unglücklichen Zustandes, sondern aus der Hofnung, daß er sich abändern werde, aus dem Glauben an bessere Zukunft. Und in der That, in dieser Hofnung, in diesem Glauben liegt die Quelle der Ruhe unserer mehresten Leidenden. Sie wissen aus Erfarung, daß nicht nur das Glück, sondern auch das Unglück dem Wechsel unter-

worfen

worfen sei, daß böse Zeiten nicht nur auf gute, sondern daß auch gute wieder auf böse folgen, und daß es, wie es Verluste giebt, auch wieder Ersatz des Verlustes gebe. Der Mann, dessen Erndte der Hagel zerstört, erbebt zwar beim ersten Anblick seines Felds; bald aber versetzt er sich im Geist' in das künftige Jahr, wo das mit Hagel so überschwenglich gedüngte Feld ihm doppelte, oder gar dreifache Erndte bringen wird. Der, welcher durch Feuer sein Haus verliehrt, schlägt beim Prasseln der Flammen zwar die Hände über dem Kopf in einander; nach und nach aber fängt er an zu denken, daß er durch Unterstützung edler Menschenfreunde sich ein noch besseres wiederbauen könne. Der, welcher durch Betrug und Raub um sein Geld kommt, ergrimmt zwar anfangs über die Unmenschen, die so grausam an ihm handeln und ihm das Seinige nehmen konnten; endlich aber tröstet er sich damit, daß er es mit der Zeit wieder erwerben könne. Der Verfolgte hoft seinen Feind noch mit sich auszusöhnen; der Beneidete glaubt seine Neider zu bekehren, wenn er sie an seinen Vorzügen Theil nehmen lassen wird; der

Unschuldigverdammte zweifelt nicht, daß seine Unschuld noch an den Tag kommen werde; der Verwundete weis, daß auch Wunden wieder heilen; der Kranke sieht beim Gebrauch guter Arzneimittel seiner Genesung entgegen; der Arme in der Theurung erwartet wieder wohlfeilern Brodpreis; ganze Völker, die unter einem bösen Minister leiden, unterhalten das Vertrauen, daß endlich ihr Fürst, durch ihre Klagen gerührt, den Satan von sich treiben werde; ein halber Welttheil, den der Krieg verwüstet, bauet schon in Gedanken nach erfolgtem Frieden wieder auf, weil er weis, daß auch Kriege ein Ende haben. — So beruhigen sich Millionen Leidende blos durch die Hofnung, daß es mit ihnen besser werden werde.

Da, wo diese Hofnung fehlt, tritt doch irgend ein anderer Trost für Leidende an ihre Stelle, und in iedem Uebel, es sei, welches es wolle, findet sich immer irgend etwas, das die widrigen Eindrücke desselben verringert und allmählich darüber zufrieden stellt. Wo nur unverschuldetes Unglück ist, da ist auch Trost; und oft entspringt der Trost aus dem Unglück selbst.

Der Zwerg bekommt für den possirlichen Anblick seiner Figur Geld; der immerwährende Siechling findet irgend eine Arznei, die ihm Erleichterung verschaft; der Schlaflose hat Opium; der Verfolgte wird von den Feinden seiner Feinde in Schutz genommen; der vom Vaterlande mit Undank belohnte Biedermann wandert aus und findet in der Fremde ein grösseres Glück; der Einsame hält sich an die Freuden der Natur oder an Lektüre; der Mann, dem sein Plan mislang, entwirft einen andern. Auch verstehen sich die Leidenden darauf, von ihren Leiden auf andern Seiten Nutzen zu ziehen, und die Natur ihrer Verluste selbst hilft ihnen darauf; denn es ist kein Verlust denkbar, der nicht irgend einen Gewinn von anderer Art, wenn er auch nicht dieselbe Grösse hat, unmittelbar nach sich zöge.

Ist der Leidende vollends ein wackerer Leidender, so sieht er auch bald ein, daß er durch seine Leiden noch viel weiser und besser werden könne. Dis ist in seinen Augen der grösseste Gewinn, den er von der ganzen Welt machen kann. Ob er ihn nun durch Freude, oder

durch Leid, mache, gilt ihm gleich; wenn er ihn nur macht. Vielmehr überzeugt er sich bald, daß er ihn durch das letztere gewisser mache, als durch die erstere. Je mehr er sich nun seines Wachsthums an Weisheit und Tugend durch sein Unglück bewust wird, desto ruhiger erträgt er das Unglück. — Kurz, wie für den Menschen die meisten Freuden auf der Erde bereitet sind, so ist auch für ihn in seinen Leiden der meiste Trost vorhanden.

Bis hieher ist also unter allen Anstalten, die für ihn getroffen sind, Harmonie. Wie aber dann, wenn er keine Fortdauer im Tode hoffen dürfte? Womit soll er sich über seinen Tod trösten? Für alle seine übrigen Uebel, sogar für blosse Scheinübel, hätte er also Trost; für das wahreste und grösseste Uebel aber, für das Uebel aller Uebel, sollte er keinen Trost haben — gar keinen?

Wirklich aber hätte er keinen Trost. Der Gedanke, es ist nun einmal nicht zu ändern, dieser Trost von Eisen, vermag ein menschliches Herz nicht einmahl über Unglück von einigem Belang, geschweige über das allerwesentlichste,

zu beruhigen. Und aus allen den Quellen, aus welchen, wie du gehört hast, die Menschen in andern Uebeln oft vollkommene Ruhe und Zufriedenheit schöpfen, ist in Ansehung des Todes auch nicht die geringste Ruhe für sie zu schöpfen.

Du hast z. E. gehört, daß die mehresten Leidenden, wenn sie ein Uebel überfällt, sich damit beruhigen, daß es, wie es kam, auch wieder gehen werde; so, wie sie, wenn es noch nicht da ist, immer noch hoffen, daß es nicht kommen werde. Hofnung ist ihre Stärkung, ihr Labsal. Nun nimm den Tod; was ist seintwegen zu hoffen? Daß er nicht kommen werde? Du lächelst selbst; ich auch; aber nun sei ernsthaft, wenn ich dich frage, was bleibt für den Menschen in Ansehung des Todes, wenn keine Fortdauer im Tode ist, übrig, als Verzweiflung?

Du hast ferner gehört, daß bei jedem andern Uebel, das keine Hofnung übrig lässet, sich doch wenigstens immer etwas in der Nähe finde, das die traurigen Empfindungen desselben mindert, und daß dis ganz vorzüglich der Fall bei unverschuldeten Uebeln sei. Nun such'

 in

in der ganzen Welt umher; du findest schlechterdings nichts, was die allertraurigste Empfindung des ebenso unvermeidlichen, als unverschuldeten Todes mindere. Wo wolltest du es finden? In deinen Ideen? Die Idee des Todes ist die stärkste unter allen und wirft die übrigen insgesamt darnieder. In deinen Zerstreuungen? So wärest du einem Thoren gleich, der unter dem Dache auf einem Beine herumtanzt, das augenblicklich dem Einsturz drohet. In deinen Besitzungen und Gütern? Je mehr du deren hast, desto untröstbarer wirst du darüber sein, daß du sie verlassen sollst. Im Arm deiner Lieben? Glaube mir, nirgends wird der Gedanke an den Tod, wenn ienseits keine Fortdauer, kein Wiedersehen ist, dein Herz mehr zerreissen, als da.

Du hast endlich gehört, daß wackere Leidende keinen grössern Gewinn kennen, als den, immer noch weiser und besser zu werden, und daß sie darum vorzüglich alle andere Verluste so ruhig und brav ertragen, weil sie auf diesen innern Gewinn am sichersten bauen. So sag mir doch, kann sich etwa der Mensch auch

damit über seinen Tod trösten, daß er durch ihn ganz weise, ganz gut werden werde? Meinst du das, so gestehst du ihm ia seine Fortdauer im Tode zu. Gestehst du ihm aber diese nicht zu, so fällt auch dieser Trost, den der standhafte Leidende sich in seinen Leiden reicht, für ihn im Tode weg; ia, nicht nur im Tode, dem letzten grössesten Uebel, sondern auch in allen vorher ihn treffenden andern Uebeln. Es ist ia alsdann gar kein Gewinn mehr für ihn, weiser und besser zu werden. Wozu soll er es denn werden? Damit der Tod nur hernach recht viel Weisheit und Tugend zu zerstören fände?

Folglich wird es dabei verbleiben müssen — „Wie für den Menschen in allen Uebeln Trost da ist, so mus auch Trost für ihn in Ansehung des allergrössesten Uebels, des Todes, da sein. Und da er dafür keinen andern Trost haben kann, als den ihm seine Fortdauer im Tode reicht: so mus diese Statt finden.“

Neunte Betrachtung.

Kritik des ersten Vernunftgrundes.

Sollte es sich wirklich so verhalten, daß für jedes Uebel, das das menschliche Leben drückt, immer etwas in der Nähe sei, welches seine Last erleichterte? — Was tröstet den, der sein Gesicht auf immer verliehrt? Was stellt den Krüppel zufrieden? Womit beruhigt sich das Mädgen, das die Blattern auf das ekelhafteste verunstalteten? Was lindert dem Elenden seine Qual, den eine unheilbare Epilepsie täglich überfällt, oder den ein schwarzer Gedanke allenthalben verfolgt, oder der zu ewigem Gefängnis verdammt unter der Erde sitzt? und woher kämen auch überhaupt die lauten und unaufhörlichen Klagen, deren doch noch immer genug gehört werden und die alle Beweise von Trostlosigkeit sind, wenn die Erde so ein Land des Trostes wäre?

Hierauf kann folgendergestalt geantwortet werden. Der Blinde substituirt dem verlohrnen Gesicht sein Gehör und sein Gefühl und bildet besonders das letztere aus. Der Krüppel ver-

läſſet ſich auf die Geſunden um ſich her. Das durch die Blattern verunſtaltete Mädgen weis ſich durch Kopf und Herz ſchätzbar zu machen. Der Epileptiſche ſtudirt die Prodromen ſeiner Paroxiſmen und legt ſich bei Zeiten aufs Bette. Der Hipochondriſt verreiſet die ihn folternde Grille, und der unter der Erde ſitzende Gefangene darf ſich, wenn er unſchuldig leidet, ſogar noch mit Hofnung ſchmeicheln, mit der Hofnung, daß ſeine Unſchuld noch erkannt werden und ihm die Freiheit wiederverſchaffen werde. Am Ende familiariſirt ſich auch ieder Leidende mit ſeinem traurigen Zuſtande, und die Gewohnheit ſogar erleichtert ihm ſelbigen.

Was aber die fortdauernden Klagen vieler Leidenden betrift, auf die man ſich beruft, ſo mögen dieſe immerhin Zeugen ihrer Troſtloſigkeit ſein, d. h. Beweiſe davon, daß ſie nicht getröſtet ſind; folgt aber daraus, daß ſie nicht getröſtet ſein könnten? Der Hungrige wird, wenn noch ſo viel Speiſe um ihn her ſteht, nicht ſatt, ſo lange er nicht zugreift. Wenn er aus Eigenſinn nicht zugreift, weil gerade die Speiſe nicht darunter iſt, welche er verlangt, oder

wenn

wenn er gar prätendirt, daß ihn nicht hungern solle — wer kann ihm helfen? Allerdings gehört ein gutes Gemüth dazu, um getröstet zu werden? ein Gemüth, das, wenn sein Leiden unabänderlich ist, dankbar die Linderungsmittel annimmt, welche sich ihm darbieten; ein Gemüth, das der Verbindung der Umstände nicht vorschreibt, was für Mittel sie ihm reichen solle; ein Gemüth, das durch Nachdenken diese Mittel noch vervolkomnet, oder selbst auf Mittel findirt, wenn es dergleichen nicht gleich in Bereitschaft findet. Leider fehlt vielen Leidenden ein solches Gemüth. Aus Heftigkeit des Temperaments, die sie von ieher durch ihre Lebensart verstärkt haben, aus Stolz und an ein besseres Schicksal gewöhnt, fordern sie, was unmöglich ist, nehmlich — Aufhören der Leiden selbst. Das, was allein möglich ist, Erleichterung der Leiden, ist ihnen nicht genug, und so stoßen sie sie wohl undankbar von sich, oder übersehen doch die Linderungsmittel. Andere wollen auch nicht eine Bitte, ein Wort darum verliehren, wollen keinen Schritt darnach thun, sondern begehren, daß ihnen diese Mittel in den Schos

gebracht, ia wohl gar aufgedrungen werden sollen. Noch andere versuchen die Mittel und stellen sie, wenn der erste Versuch nicht gleich die erwartete Linderung schaft, wieder auf die Seite. Diese alle sind also selbst Schuld daran, wenn sie über Trostlosigkeit seufzen, und ich halte es zu meinem Theile auch für ausgemacht-wahr, daß, sobald die Natur oder die Verbindung der Umstände uns ein Uebel auflegen, auch gleich etwas in der Nähe sei, das uns dasselbe tragen helfe, erleichtere und versüsse.

Wenn dis nun aber auch wirklich ist, so entsteht doch die Frage, ob es des Todes wegen irgend eines Trostes bedürfe, daß man über den gänzlichen Mangel an Trost seintwegen so zu klagen Ursache habe. Daß der Tod selbst gar kein Uebel, viel weniger das allergrössete sei, fällt ia zu deutlich in die Sinne. Wer nicht mehr existirt, bedarf auch keines Trostes mehr, bedarf keiner Linderung der Leiden seiner Nichtexistenz, weil dergleichen undenkbar und eine blosse Schimäre sind. Es mus also blos der Gedanke an den Tod sein, über den man getröstet sein will.

Da mus man nun erstlich bedenken, daß dieser Gedanke gar nicht so häufig unter den Menschen sei, als man sichs etwa vorstellen möchte. Ein gewisser glücklicher Leichtsinn lässet sie den Tod noch immer in weiter Ferne erblicken und so denken sie auch nicht mit deutlichem Bewustsein an ihn. Man könnte fast behaupten, daß ein Mensch, der gesund an Leib und Seele ist, den Gedanken des Todes allemahl erst vorsätzlich herbeirufen müste, wenn er kommen sollte, und daß sich ihm selbiger nie unwillkürlich aufdränge, als etwa bei dem Anblick einer Leiche, und das doch nicht einmahl immer. Todtengräber und Leichenweiber denken gewis neben zehen Leichen und Särgen kaum einmahl an ihren eigenen Tod. Wenn sichs nicht so verhielte, so würde das ganze Wesen, welches die Menschen unter einander treiben, ganz anders sein; denn daß alle die, welche immerdar lustig und guter Dinge sind, dis durch die Hofnung ihrer Fortdauer im Tode sein sollten, wird doch wohl Niemand glauben wollen. Die mehresten derselben zweifeln vielmehr an der Fortdauer des Menschen, oder haben doch ihren Glauben an sie

nie zur Festigkeit gebracht. Sie denken gar nicht an den Tod — das ist die Sache. Sollte nun durch diese Entfernung, in welcher sich der Todesgedanke hält, so, daß Mancher in Jahr und Tag ihn nicht hat, nicht allein schon sehr viel zu seiner Erleichterung, als eines Uebels, geschehen sein?

Noch mehr. Wie der Todesgedanke selten ungerufen kommt, so steht es auch in der Gewalt des Menschen, ihn wieder von sich zu entfernen, sobald er sich ihm nähert. Den Anblick einer Leiche z. E. kann man gleich wieder gegen den Anblick einer lustigen Geselschaft vertauschen. Zerstreuung ist überhaupt ein sicheres Verscheuchungsmittel der Gedanken an den Tod; es sei nun Zerstreuung durch Geschäfte, oder Zerstreuung durch Vergnügungen. Die Seele, sobald sie eine neue Idee mit Inbrunst ergreift, lässet die vorige fahren. Geschäfts- und Vergnügungsideen sind nicht nur am geschicktesten, ihr zu dieser Inbrunst zu verhelfen, sondern sie sind auch der kompleteste Gegensatz der Todesideen; so, daß diese, wenn iene eintreten, auf der Stelle verschwinden müssen. Warum, könnte

man

man also mit Recht fragen, hanget ihr den Gedanken des Todes nach? Warum rufet ihr sie gar herbei? Rufet sie nicht! Verscheuchet sie, wenn sie kommen und euch lästig sind! — Wenn also der Gedanke an den Tod nur selten kommt; wenn er auch, so oft er ungerufen kommt, wieder weichen mus, sobald wir wollen: so ist ia doch alles geschehen, des Todes wegen die Menschen zu beruhigen; und wenn sie sich nun seintwegen nicht beruhigen, so ists ihre Schuld, ebenso ihre Schuld, als es ist, wenn sie für andere Leiden die Linderungsmittel nicht annehmen wollen, die doch da sind. Gestorben mus einmahl werden; macht dir das Kummer, so denke nicht dran, daß du sterben must.

Und am Ende — ists nicht wahre Unmännlichkeit, vor dem Tode zu zittern? Wie? Der Gedanke, daß du einst nicht mehr sein sollest, erschüttert dich so? Erschüttert dich denn auch der Gedanke, daß du einst noch nicht warest? Es geht dir so nahe, daß du alles, was du hast, verliehren sollst? Du verliehrst ia gar nichts, sondern alles verliehrt Dich. Brauchst du denn noch etwas, wenn du nicht mehr bist? Kannst

du

du nicht Alles, was du hast, geniessen, so lange du bist? So genies! Genies mitten im Gedanken an den Tod und sieh ieden Genus für Ersaz des Todes und für Trost über den Tod an.

Ich kann nicht leugnen, daß in diesem Raisonnement viel Wahres enthalten sei; nur glaub' ich nicht, daß die Behauptung, daß der Todesgedanke nur selten erscheine, von dem edlern und gebildeteren Theil der Menschen gelte. Von unsern blossen Gewerbsleuten, von Leuten, die sich nur mit körperlichen Arbeiten beschäftigen, und von unsern sogenannten lustigen Brüdern, die aus einer Geselschaft in die andere laufen, kurz von allen, die nur in sinnlichen Geschäften und Freuden leben und weben, gebe ichs zu. Wer sich aber dem Denken widmet und besonders gern über den Menschen nachdenkt, der mus fast mit ieder Reihe seiner Betrachtungen auf den Tod kommen. Man müste also nicht denken, und am wenigsten über sich selbst denken, wenn man dieser Gefar ausweichen wollte. Ein Vorschlag, der aber ganz unter der Würde des Menschen wäre, und der ihn also schlechterdings nicht auf den rechten Weg leitete! Jedes Wesen

bildet sich in seiner Art aus; auch der Mensch mus sich ausbilden. Er mus besonders das, was eigentlich Menschheit an ihm ist, seine Vernunft, ausbilden. Je ausgebildeter diese aber in ihm wird, desto öfter steht auch der Tod ungerufen vor ihm. Der Trost also, welcher aus der Seltenheit unwilkürlicher Todeserinnerungen hergenommen wird, passt auf die wahren Menschen, auf die Menschen unter den Menschen, gar nicht.

Der Verscheuchungstrost noch weniger. Die Denker müsten, um diesen zu benutzen, so oft der Todesgedanke sich ihnen näherte, ihre Betrachtungen und Untersuchungen über die Welt, über menschliche Natur und menschliches Leben abbrechen. Welche Zumuthung an sie! Aus ihren Einsamkeiten müsten sie auf der Stelle gehen; aber wohin? Zur Natur etwa? Da würde ihnen nicht anders sein; die ganze Reihe ihrer Betrachtungen, welche sie abbrechen, würde wieder vor ihnen schweben, sich noch weit mehr ausdehnen und den Gedanken an die letzte Katastrophe des Menschen von tausend Seiten herbeiführen. An ieder grossen und kleinen Zerstö-

rung

rung in der Natur würde er für sie hangen; an iedem alten Ueberbleibsel ehemaliger menschlicher Wonungen, an iedem Hügel, dessen Spitze die Zeit schon abgewettert hat, an ieder von oben schon trocken werdenden Eiche, an ieder Aehre, die vor ihnen reifte, an ieder Bluhme, die zu ihren Füssen schon verblühet wäre. Die Erde würden sie von ieder Höhe mit dem Gedanken betrachten, daß vor Jahrtausenden schon sich Menschen auf ihr gefreuet hätten; zur Sonne würden sie sprechen — auch unsern Vorvoreltern, die itzt verweheter Staub sind, schienest du schon hold und mild. Nein, zur Natur dürften sie ihre Zuflucht nicht nehmen, um die Todesidee zu verscheuchen. In menschliche Geselschaft müsten sie eilen; aber — in welche? In die Geselschaft von ihres gleichen? So wären sie auf der Stelle wieder da, wo sie waren. Wie können Denker beisammen sein, ohne sich über die Bestimmung des Menschen zu unterhalten? Also — in solche Geselschaften müsten sie gehen, wo kein vernünftiges Wort gesprochen wird; in die Geselschaften unserer Verleumder, unserer Narren, unserer Blindekuh-

und

und Faraospieler, von welchen die Erde itzt zum Scheusal für ihren eigenen Mond wimmelt. Welch ein Begehren an Leute, die ihren Geist ausgebildet haben und allenthalben Nahrung für ihn suchen!

Auch ist das ganze Verscheuchungsmittel selbst für die, die es brauchen, nicht immer anwendbar. Für durchaussinnliche Menschen mag es ia wohl seine Dienste thun, so lange sie aus einem Tanzsaale in den andern, von einem Koffehause zum andern und von einem Spieltische zum andern wandern können; womit verscheuchen sie aber die Todesidee alsdann, wenn ihnen hierzu die Gelegenheit fehlt? Womit vorzüglich dann, wenn sie durch Kränklichkeit zwischen ihre vier Wände eingesperrt werden, wenn sie in nächtlicher Einsamkeit schlaflos da liegen, oder schlafend vom Tode träumen, wenn ieder Schmerz bei Tage und bei Nacht sie an den Tod erinnert, wenn der Vergang ihrer Kräfte deutlich von ihnen empfunden wird, ihre sonst lustigen Freunde mit gedämpfter Stimme Furcht für sie stammlen, die Aerzte die Schultern zucken, u. s. w.?

In der That, so sehe ich wohl, daß es ein leidiger Trost für den Menschen sei, ihm zuzurufen — wenn es dir Kummer macht, einst sterben zu müssen, so denke nicht daran! Der Mensch mus daran denken, er mag wollen, oder nicht. Wer wollte ihm auch wohl den Rath geben, sich etwas aus dem Sinn zu schlagen, das ihn so nahe angeht, das so wichtig für ihn ist und die Richtung seines ganzen Sinns auf sich verdient! Nein, es wird vielmehr darauf ankommen, ob nicht so wohl der Gedanke selbst an den Tod, als vielmehr, der Kummer, den dieser Gedanke machen soll, leicht zu verscheuchen sei.

Mir ists gelungen, ihn zu verscheuchen; mir macht die Vorstellung, daß ich sterben mus, gar keinen Kummer. Wär's aber wohl Billigkeit, wenn ich verlangen wollte, daß das, was mir gelang, Tausenden, die in ganz entgegengesetzter Lage sind, auch gelingen müsse? Haben sie die Erziehung erhalten, welche ich erhielt? Ist ihre Zeit so in ihrer Gewalt, wie ich die meinige habe, um über den Tod gehörig philosophiren zu können? Sind sie in der Welt noch so

allein und ohne alle ihnen liebe und theure Verbindung, wie ich? O wie mag der letztere Umstand allein schon an der Gestalt, in welcher dem Menschen der Tod erscheint, den grössesten Antheil haben und wie mag er sie verwandeln, sobald er anders ist! Ist es nicht auf ieden Fall eine unnatürliche Zumuthung an Leute, die in den heiligsten und zärtlichsten Verbindungen der Liebe stehen, daß ihnen Sterbensollen gleichgültig sein solle? Darf man unnatürliche Zumuthungen Andern thun? Warlich, es sind Zumuthungen ohne Grund und Recht; ich sollte sie Andern nicht einmahl thun wollen, und noch weniger sind Andere verpflichtet, sich vor meinem kaltblütigen philosophischen Raisonnement zu submittiren, sobald ihr ächtes natürliches Gefühl, welches alle Philosophie, die mit ihm streitet, zur Afterphilosophie macht, sich dagegen empört. Und wer weis denn, ob die Kraft, welche ich habe, mich über den Tod hinwegzusetzen, nicht unter die Eigenheiten gehöre, welche nur dieser und iener Mensch hat? Es könnte hiermit ia wohl ebenso sein, wie es damit ist, daß mancher Mensch vom Schicksal ein Rittergut empfing,

wie ich z. E. auch. Kann ich Menschen, die etwas nicht haben, das sie sich selbst nicht geben können, einen Vorwurf darüber machen, daß sie es nicht haben? Genug, sobald Millionen dieselbe Sprache führen, daß es ihnen unmöglich sei, die Vorstellung des Todes anders, als die Vorstellung des grössesten Uebels, zu unterhalten; so mus ich's ihnen glauben; wie ich verlange, daß sie mir glauben sollen, wenn ich ihnen sage, daß bei mir der entgegengesetzte Fall sei. Ja, ich mus ihnen beinahe noch eher glauben, als sie mir zu glauben verbunden sind; weil ihr Fall der übergrossen Menge wegen die Regel zu sein scheint, der meinige aber nur die Ausnahme. — Ich mus sogar anfangen zu glauben, daß es mehr in der Natur des Menschen liege, den Tod zu fürchten, als gleichgültig gegen ihn zu sein; und so wäre meine Denkart über den Tod wohl gar die zerstörte Natur in mir. Weis ich denn auch mit Gewisheit, ob meine Denkart über den Tod für mich selbst fortdauernd, bis ans Ende fortdauernd sein werde? Wie, wenn eher, als ichs mir versehe, das natürliche Gefühl in mir sich plötzlich wieder

seiner Gerechtsame bemächtigte und mit einer Art von Allkraft mein ganzes philosophisches Raisonnement über den Tod zu Boden schlüge? Könnte dis nicht schon in dem einzigen Falle geschehen, wenn ich in der Folge merkte, daß die Todesart, welche mir die Natur bereitete, eine der schmerzhaftesten sein würde? Es stirbt sich nicht immer so leicht, wie man denkt. Das sanfte Einschlummern in Frieden wird so gar vielen nicht zu Theile. Vielleicht hat selbst die Erfarung von so vielen schweren Toden, die um uns her geschehen, einen zwar verborgenen, aber doch grossen Antheil an der gewöhnlichen Todesfurcht. Ich darf hierauf nicht geradehin erwiedern, daß schwerer Tod allemahl ein unnatürlicher Tod sei, und daß man natürlich leben müsse, um einst natürlich, d. h. als Greis ohne alle Schmerzen, zu sterben; denn ich habe selbst sehr wackere hohe Greise so schwer sterben gesehen, als Jünglinge.

Mit einem Worte — es scheint dann doch so, als wenn die Menschen im Ganzen des Todesgedankens wegen eines Trostes bedürften; und wenn dann für iedes Uebel, das sie drückt, auch ein Linderungsmittel da ist, so sollte es

auch fast scheinen, als werde in Ansehung ihrer gegenwärtigen Sterblichkeit auch Etwas da sein, das sie über sie beruhigen könnte; und wenn dann nichts im Stande wäre, sie darüber zu beruhigen, als die Hofnung ihrer Fortdauer, so — — —

Aber — ist das nicht zu voreilig geschlossen? Gesetzt auch, der Tod wäre ein Uebel, ia, er wäre das allergrössesste Uebel, folgt daraus, daß für ihn ebenso, wie für alle andere Uebel, Trost da sein müsse? Mit dem Tode hat das Leben ein Ende, und so hat auch mit ihm aller Trost ein Ende. Wie kann man von Uebeln, die mitten im Leben erfolgen, oder die doch allemahl noch Leben voraussetzen, auf das Uebel schliessen, welches in Lebensschlus selbst besteht? Ist es wahr, daß für alle andere Uebel, für die Trost da sein kann, Trost da ist: so ist ia für den Menschen alles Mögliche geschehen, und so habe er genug hieran! Für das letzte Uebel bekam er darum keinen Trost, weil für das letzte Uebel, wenn dis zugleich das letzte Ereignis für den Menschen ist, kein Trost da sein konnte. Und wollte man hier wieder unterscheiden zwischen der

Empfin-

Empfindung der Folgen des Todes, auf die die Unnöthigkeit des Trostes passt, und zwischen der lebenslang vorhergehenden Vorstellung des Todes: so mus man erwägen, daß dis Trost genug für den Menschen sei, daß er, so oft er an den Tod denkt, auch denken könne, der Tod sei das lezte Uebel, das Uebel, worauf weiter keins folge und womit sich die ganze Karriere seiner Uebel schliesse. Diesen Trost hatte er für kein anderes Leiden, das vorherging; wenn also auch der Tod das grösseste Uebel wäre, so hätte er auch für das grösseste Uebel den grössesten Trost.

Ich müste mein eigenes Gefühl verleugnen, wenn ich dis Raisonnement nicht hart und rauh finden wollte. So ein Trost für den Tod, daß der Tod das lezte Uebel sei, schickte sich nur für Wesen, die zu lauter Empfindung des Uebels bestimmt wären, und deren Dasein eine ununterbrochen fortlaufende Kette von Leiden wäre. Wirklich findet man auch, daß Menschen, die unter unaufhörlichem Schmerzengefühl seufzen und die auf keine andere Weise, als durch den Tod, davon erlöset werden können, an diesem

Troste genug haben. Ist denn aber die Anzahl dieser nicht unendlichklein gegen die übrige Menschheit, deren Leben doch offenbar viel mehr Gutes, als Uebel, für sie hat? Warlich, das heisst doch wohl den Menschen zum Undank auffordern, und wenn es auch nur Undank blos gegen die Erde selbst wäre, daß er in dem Gedanken, sie einst zu verlassen und das Dasein auf ihr mit seinem Nichts zu vertauschen, eine Art von Seligkeit finden sollte. Doch, eine solche Lehre ist zu unwahr, zu unnatürlich, und wird also nie förmlich Eingang bei den Menschen finden, und wenn sie alle Redner der Welt verkündigten. In der That, das abscheulichste Evangelium, das gepredigt werden könnte, und das weiter keinen Zweck befördern würde, als nur den — den Selbstmord allgemein zu machen!

Also — den Trost, daß der Tod das lezte Uebel sei, verwerfe ich von ganzem Herzen. Ich habe zu meiner Ruhe nicht nöthig, ein künftiges Leben zu wünschen; ich habe aber auch nicht nöthig, es zu verwünschen, und so verwünsche ich auch das gegenwärtige Leben nicht.

Mich

Mich dünkt, einzelne ganz besondere und äuserst-seltene Fälle abgerechnet, sei der ein Schurke, der dis thut. Ob nun die, welche ienes Afterevangelium verkündigen, in dergleichen ganz besondern Fällen sind, oder nicht, und ob sie, wenn sie in selbigen sind, sich nicht selbst in sie gebracht haben, überlasse ich ihrem eigenen Herzen. Nur zu scheuslichem Undank müssen sie mich nicht verleiten wollen.

Wohlan, so sei der Trost gegen den Tod dis, daß es auf der Erde in irgend einem ihrer Winkel noch einen Baum des Lebens gebe, der die Kraft hat, das Alter wieder in die Jugend zu verwandeln, und das nicht nur einmahl, sondern so oft es zurückkehrt. Wer an der Möglichkeit nicht zweiflen kann, daß ohne dergleichen Baum Fortdauer sein könne: der mus diese durch Hülfe eines solchen Baums noch weit glaublicher finden. Und — so mus sich ieder mit der Hofnung trösten, daß er es sein werde, der diesen Baum entdeckt.

Das ist nicht menschlicher Triumf, die Sache der Menschheit wohl vertheidigt zu haben, antworte ich, sondern aftermenschliche Schaden-

freude, sie bis zum Zertreten unter die Füsse geworfen zu haben. Die ganze Beschaffenheit unseres Körpers zeigt deutlich genug an, daß ihn alle Bäume des Lebens vor Zerstörung nicht verwahren können. Eine Maschine, die erst nichts, als Brei, ist, die aber zu gar nichts nütze wäre, wenn sie blos Brei bliebe und nicht Knochen bekäme, und die in den ersten zehen Jahren gleich mehr, als zum zehnten Theile, Knochen wird, mus nach zehen mahl zehen Jahren über und über Knochen sein. So erfordern es die Gesetze der Natur. Ehe ich nun einen unerwiesenen Baum des Lebens annähme, der mich ohne Tod fortdauernd erhielte, wollte ich fast lieber eine unerwiesene Fortdauer im Tode ohne Baum des Lebens annehmen. Diese ist doch wenigstens an sich nicht unmöglich.

Eben darum scheint mir es auch gar nicht zu folgen, daß, wenn für alle andere Uebel Trost sei, doch für den Tod kein Trost sein könne, weil Tod Ende des Lebens sei und also, wenn das Leben ein Ende habe, auch aller Trost ein Ende habe. Sobald Fortdauer im Tode oder ein künftiges Leben wäre, wäre auch für den

Tod

Tod Trost da; nur nicht Trost dieses, sondern Trost ienes Lebens. Ich sage hiermit nicht, daß ich es glaube; aber das zweite Leben ist doch möglich.

Wenn nun für den Tod kein anderer Trost denkbar ist, als der Trost des zweiten Lebens — wenn das zweite Leben möglich ist — wenn für alle andere Uebel vor dem Tode Trost da ist — — ich denke diese drei Sätze dreimahl durch — — was folgt? Folgt nichts für meine Fortdauer im Tode, so folgt doch auch nichts gegen sie. Und ich müste ein wichtiges Interesse dabei haben, nicht fortzudauern, wenn ich nicht mir selbst gestände, daß gleich dieser erste Vernunftgrund für meine Fortdauer im Tode gewisse Eindrücke auf mich zurückliesse. Es wird darauf ankommen, wie es um die übrigen steht. Ich kann es mir selbst nicht oft genug wiederholen — mir ist alles gleich. Ich darf aber gegen die Stimme der Wahrheit nicht taub sein; sie spreche, was sie wolle.

Zehnte Betrachtung.

Zweiter Vernunftgrund für die Fortdauer.

„Wie der vernünftige Mensch keinen Trost für den Gedanken an seinen Tod haben kann, als den, welchen ihm seine Fortdauer im Tode reicht: so ist ihm auch der Wunsch, das Verlangen, die Sehnsucht nach Fortdauer so wesentlicheigen, daß er das einzige sich selbst widersprechende Erdengeschöpf sein würde, wenn er vergeblich wünschte, verlangte und sich sehnte.“

Man frage ieden Menschen, ob er lieber sterben, oder noch leben wolle. Sobald er noch bei Verstande ist und ihn kein phisischer Schmerz fürchterlich quält, wird er für das leztere stimmen. Man thue diese Frage nicht nur an den Jüngling, sondern auch an den Greis; unter den angeführten Einschränkungen erfolgt dieselbe Antwort. Der Werth des Lebens ist durch eine stillschweigende Uebereinkunft der menschlichen Natur in allen menschlichen Seelen entschieden. Ein dunkles Gefühl davon haben sogar die Thiere, und iedes lebendige Wesen sucht sich zu erhalten, so lange es kann. Bei einem

einem menschlichen Wesen aber geht die Sache mehr ins Deutliche und ins Grosse. Jeder Mensch hat sein Winkelchen auf Erden, das er vor allen liebt, und wenns auch nur eine kleine Hütte wäre, in der er immer noch länger sein will. Jeder hat seine Güter, die er noch gern besitzen, seine Freudenquellen, aus denen er noch schöpfen möchte. Jeder möchte noch gern sehen, was für einen Ausgang dis und ienes in der Welt noch nehmen, wie es diesem und ienem noch gehen werde. Der Vater will seine Kinder noch gern versorgt sehen; der Grosvater die Enkel wieder; der Urgrosvater die Urenkel. Der Mann, der eine nützliche Anstalt errichtet hat, wünscht noch Zeuge davon zu sein, daß sie glücklich fortdaure; auch der, der nur eine Linde pflanzt, möchte gern in ihrem Schatten noch ruhen. Die Freude, noch immerfort thätig zu sein, hat etwas unwiderstehlichanziehendes; das blosse Existenzgefühl ist so süs, daß es der Mensch nicht anders aufgibt, als wenn er der äusersten Gewalt unterliegen mus. Selbst die, welche nach ihrem Tode zur Oberwelt sich aufzuschwingen hoffen, sind auf der Unterwelt gern so lange, wie sie können.

Dieses dem Menschen wesentliche Verlangen nach Leben geht dann, wenn er sich von unvermeidlicher Nothwendigkeit seines Todes überzeugt hat, ganz natürlicher Weise in den Wunsch über, auch im Tode noch fortzudauern. Es ist dasselbe Verlangen nach Leben, nur über das Grab hin ausgedehnt. Man frage ieden guten Menschen, ob er sterbend lieber vernichtet sein, oder ein neues Leben antreten wolle; er wählt das leztere. Bösewicht mus der schon sein, der Vernichtung wünscht. Ja, es giebt keine Idee, welche der tugendhaften Seele mehr Schwungkraft und Heiterkeit zu geben vermag, als die Idee ihrer Unsterblichkeit.

Mus es denn nicht iedem, der die Menschheit beobachtet, äuserst auffallend sein, daß diese Idee sich unter allen Völkern finde, die nur den geringsten Grad von Kultur besitzen? Fast, sobald eine Nation nur aus dem Zustande der Thierheit hervortritt, ist sie unter ihr da. Freilich in tausendfach verschiedener Form und Einkleidung; das thut aber nichts gegen die Sache. Ist doch die Idee selbst da; die Einkleidung geben ihr der Geist des Zeitalters,

der iedesmahlige höhere oder geringere Grad von Philosophie, die Lebensart der Menschen, ihre Lieblingsbeschäftigungen und ihre Begriffe von höchster Glückseligkeit und Unglückseligkeit.

Es ist also offenbar, daß so, wie die Sinnlichkeit den Menschen nach Leben verlangen lehrt, auch das Verlangen, im Tode noch fortzuleben, in ihm erwache, sobald die Vernunft in ihm erwacht. Auf ienes blos schränkt sich der Wilde ein; dieses ist das Verlangen des kultivirten Menschen. Es ist eins so stark, wie das andere; ia, das leztere übertrift oft bei weitem noch an Stärke das erstere. Ebenso ist auch eins dem Menschen so wesentlich eigen, als das andere; denn der Mensch soll seine Vernunft ausbilden, und die unmittelbare Folge davon, wenn er dis thut, ist seine Sehnsucht, im Tode noch fortzudauern. Ist diese Sehnsucht nicht auch die unschuldigste von der Welt? Macht sie nicht seinem Herzen Ehre? Involvirt ihre Befridigung innern Widerspruch? Und wenn dis nicht ist, sollte sie nicht befridigt werden?

Wie kann ein Wesen mit seinen wirklichen Trieben in Widerspruch stehen? So wäre es ia

gleichsam

gleichsam bestimmt, das Wesen nicht zu sein, das es doch sein soll. Es findet sich dergleichen auch in der ganzen Natur nicht weiter; der Mensch wäre das Einzige. Alle andere uns bekannte Wesen stehen mit ihren Trieben in vollkommener Harmonie; d. h. es ist ihnen möglich, ihre Triebe zu befridigen, und sie befridigen sie auch wirklich. So mus es auch sein. Ein wirklicher Trieb, den ein Wesen hat, mus als ein Versprechen betrachtet werden, das ihm gegeben ward. Das Versprechen mus erfüllt werden, und die Erfüllung eines solchen Versprechens ist die Befridigung des Triebes. Wie kann man nun auch nur träumen, daß gerade das vollkommenste Erdenwesen das einzige sein sollte, das mit seinen Trieben im Widerspruch stände? So wäre das vollkommenste Wesen bestimmt, das unvollkommenste zu sein. Wirklich steht aber auch der Mensch mit allen seinen übrigen Trieben nicht in Widerspruch; in Ansehung seines Triebes nach Fortdauer im Tode wäre es der einzige Fall. Man gehe alle seine sinnlichen und höheren Triebe durch; für ieden ist Befridigung auf der Erde da. Ihn verlangt

nach Getränk — allenthalben entspringen für ihn Quellen auf ihr. Ihn verlangt nach Ruhe — er kann sein Bette auf ihr aufschlagen, wo er will. Ihn verlangt nach Freude für Auge und Ohr — von allen Seiten strömt ihm für beide Freude auf ihr zu. Ihn verlangt nach einem Weibe — die Erde lässet ihm die Wahl unter ihren Töchtern.

Ebenso — der Mensch sehnt sich nach Erkentnis, und die Erde ist unerschöpflich an Erkentnis für ihn. Er sehnt sich nach Wirksamkeit, und die Erde gibt ihm zu thun, so viel er will. Er sehnt sich nach Ehre, und findet tausend Stäten für eine auf der Erde, wo er sie sich durch Verdienste erwerben kann. Er sehnt sich nach Empfindung des Schönen und Erhabenen, und die Erde öfnet ihm einen Schauplatz des Schönen und Erhabenen über den andern. Er sehnt sich nach mit ihm simpathisirenden Seelen, und er begegnet auch diesen auf der Erde. — — Wie kann man glauben, daß der Mensch, der mit allen seinen übrigen Trieben in Harmonie steht, gerade einzig und allein mit dem ersten und heiligsten seiner Triebe in Widerspruch stehen werde?

Und — ist bis nicht sein Trieb nach Fortdauer im Tode? Nein, wie Befridigung für alle seine übrigen Triebe da ist, so mus auch dieser — dieser vor allen — befridigt werden. Sein Trieb nach Fortdauer ist das ihm gegebene Versprechen; seine Fortdauer selbst ist die Erfüllung des ihm gegebenen Versprechens; es mus also ein Leben nach dem Tode für ihn sein.

Diese Art, die Zukunft zu demonstriren, ist sehr gefällig und an sich ziehend — ich gestehe es; daß mich aber nicht, wenn ich Wahrheit zu sehen glaube, blosser Schein etwa täusche!

Man hat gegen den allgemeinanerkanntseinsollenden grossen Werth des Lebens eingewendet, daß es sich damit gar nicht so verhalte. Nicht etwa, als beriefe man sich auf unsere Hipochondristen, oder gar auf unsere Selbstmörder. Nein, man weis zu gut, daß die Spleenmänner in Stunden, wo sie ihr Spleen nicht quält, über die Erde und über das Leben auf ihr ebenso urtheilen, wie andere Leute, und daß Selbstmord allemahl, wo nicht aus Verrücktheit, doch aus Mangel an richtigen Grundsätzen, kurz, aus konfusen Ideen, herrühre. Man beruft

sich aber auf viele unserer sterbenden Jünglinge, welche weit lieber stürben, als Greise, und schliesst daraus, daß der Trieb zum Leben am Ende wohl gar nur erst aus langer Gewohnheit zu leben seinen Ursprung nehmen möge. Man beruft sich auf die mehresten Sterbenden, die, wenn sie gefragt würden, ob sie die gemachte Karriere des Lebens noch einmahl zu machen Lust hätten, Nein antworteten. Man beruft sich auf die untersten Stände, die doch bei weitem den grössesten Theil der Menschheit ausmachten und in welchen das Leben gar nicht hochgeachtet werde; so, daß man in selbigen ganz gleichgültig sterbe und die allgemeine Sprache führe — der Todte sei am besten aufgehoben.

Gesetzt nun auch, dis alles verhielte sich wirklich so; so bin ich doch der Meinung, daß der Satz vom allgemeinanerkannten Werthe des Lebens ganz wohl damit bestehen könne.

Was die iungen Sterbenden betrift, so findet man vieleicht unter ihnen ebenso viele, die äuserstungern sterben; weil sie, wie sie sagen, noch so iung wären und noch gar nicht lange gelebt hätten. Bei andern von entgegengesetzter

Denkart ist es vieleicht eine reine und wahre Philosophie, die sie zu stiller Ergebung an ihr Schicksal bestimmt, oder die Religion, und zwar wohl gar selbst die Lehre von Fortdauer im Tode, welche sie so muthig über den Tod erhebt. Der Einflus dieser Lehre auf Sterbende ist nicht zu leugnen. Folgt aber daraus, daß ein Mensch, der sich, wenn er einmahl sieht, daß er nicht mehr leben könne, durch Grundsätze über seinen frühen Tod erhebt, das Leben weniger schätze? Ich selbst bin mir ja der Beweis vom Gegentheile. Da ich fest an Gott glaube, so würde mich, und wenn ich heute sterben sollte, der Gedanke darüber zufriden stellen, daß mir ein Weiserer, als ich bin, das Ziel noch früher, als meinem Vater, gesetzt habe: Ich würde also gern sterben. Deswegen verheele ichs mir aber keineswegs, daß ich, wenn ich noch leben kann, lieber noch lebe. Und so steht es, glaub' ich, mit allen ebenso getrost, als früh, sterbenden unter meinen Brüdern. Trösten sie sich nicht, wie ich mich, mit dem — Es ist des Vaters Wille; die Stunde ist kommen — so trösten sie sich mit dem — Je kürzer hier, ie

früher

früher dort; meine Seele gefällt Gott wohl, darum eilt er mit mir in ienes Leben.

Anbelangend die Antwort Nein aber, welche die mehresten Sterbenden auf die Frage, ob sie die gemachte Karriere wohl noch einmahl machen wollten, geben sollen, so wissen diese ia zu gut, daß es ihnen nichts helfen würde, wenn sie Ja antworteten. Sie glauben also unter diesen Umständen für ihre Ehre am besten zu sorgen, wenn sie Nein antworten. Wäre es möglich, daß sie die Karriere noch einmahl machen könnten: so wäre ich neugierig, was viele unter ihnen antworten möchten. Und wenn sie dann nicht Alle Ja antworteten, so thäten sie auch meines Erachtens nach nicht recht daran; denn sie machten die Karriere noch einmahl entweder mit dem Bewustsein, daß sie sie schon einmahl gemacht, oder nicht. Im letztern Falle ginge manches vieleicht doch wohl für sie besser, als es ihrer Meinung nach zum ersten mahle gegangen ist; und im erstern Falle müste vieles besser gehen, denn sie wären nun gewitzigt, wüsten die Quellen ihres Unglücks genau und könnten ihnen zum zweiten mahle aus dem Wege gehen.

Auch ist es mir wahrscheinlich, daß die Lust, die Karriere noch einmahl zu machen, solchen Antwortern wirklich durch den Glauben benommen werden könne, daß sie durch den Tod in eine bessere Karriere geführt würden. Uebrigens gibt es auch gute und zur Zufridenheit gestimmte Gemüther, die, wenn sie im Sterbebette auf dieselbe Art gefragt werden, freimüthig Ja antworten. Wer sollte denn nicht noch ein thatenvolles Leben auf der Erde führen wollen? Auch ist und bleibt dem Genügsamen, der die Kunst versteht, kleine Freuden durch sein Herz für sich gros zu machen, die Erde immer im Ganzen ein schöner Stern.

Ich komme auf die untern Stände, von welchen man behauptet, daß in ihnen das Leben wenig Werth habe. Wenn sich dis wirklich so verhielte, so wär's die ärgste Schande, welche man den höheren Ständen nachsagen könnte; denn diese allein müsten daran Schuld sein. Sie müsten die Güter und Freuden der Erde in so unproportionirtgrossen und ungeheuren Massen an sich reissen, daß für die nidern Stände wenig oder nichts davon übrig bliebe. Dann wär's

kein Wunder, wenn in dieser Augen das Leben seinen Werth verlöhre. Je ärmer, ie hungriger, ie dummer, ie geplackter man lebt, desto weniger findet man es freilich der Mühe werth zu leben. Ha, welch ein Wink für die höheren Stände zur Humanität, um nicht Tausende so tief zu senken, daß sie das erste Gefühl aller lebendigen Wesen verleugnen! Gibt es Länder, wo der Bauer und der Arbeitsmann, wie die Neger auf den Zuckerinseln, aus Noth lieber sterben, als leben: so gewähre der Vater der Menschen seiner leidenden Menschheit daselbst bald eine heilbringende Revolution, die das oberste zu unterst kehre! In meinem Vaterlande ists, Gott sei Dank, nicht so. Da lebt man in den untern Ständen so gern, wie in den höheren. Es gehört auch gar so überschwenglichviel nicht dazu, um dis allenthalben zu bewirken. Die Lebensliebe ist allenthalben da; man ersticke sie nur nicht barbarisch! Wenn die Leute in den untern Ständen bei Arbeit, die nicht ihre Kräfte übersteigt, die ersten Bedürfnisse des Lebens im genüglichen Maasse haben und dann und wann einen kleinen Ausschritt in

das Gebiet der Freude machen dürfen: so sind sie warlich zufriden und leben gern. Das könnte dann doch in der That allenthalben gemacht werden, und die höheren Stände behielten dabei doch noch zu viel und mehr, nicht nur, als die niedern hätten, sondern auch, als sie selbst brauchten. Es ist die sicherste Probe von humaner Volksverfassung in einem Lande, wenn die sogenannten gemeinen Leute daselbst gern leben. Der Anblick solcher Lebenslust im Volke ist für den reisenden Menschenfreund herzerhebend. So, wie er die Grenze betritt und den Anblick empfängt, spricht er bei sich selbst — ha, hier ist gute Zeit — hier sind die höheren Stände weniger Vielfrasartig. . . Daß übrigens der gemeine Mann zu sagen pflegt, der Todte sei am besten aufgehoben, rührt nicht so wohl von seiner Lebensunlust, als vielmehr von seinen Religionsbegriffen her. Da er seinen Lehrern aufs Wort glaubt, so zweifelt er an einem künftigen Leben gar nicht. Im zweiten bessern Leben sein, im Himmel sein, bei dem lieben Gott sein, sind aber für ihn gleichbedeutende Redensarten. Und so hat er allerdings

recht, daß man in einem bessern Leben auch besser aufgehoben sei. Eigentlich sollte ihm aber doch endlich einmahl gesagt werden, daß man auch schon in diesem Leben bei Gott sei.

Ich stimme also völlig darin ein, daß der große Werth des Lebens allgemeinanerkannt sei. Ich erinnere mich hierbei ganz ausserordentlich-auffallender Beispiele, die hiefür sehr entscheiden. Ich weis, daß Delinquenten die Wahl gelassen ward zwischen lebenslänglicher harter Gefängnisstrafe und zwischen dem Schwert. Es waren ihrer drei. Zwei davon besannen sich nicht lange und wählten die erstere. Der dritte, ein wilder Kerl, wollte geköpft sein. Er bekam vier Wochen Bedenkzeit und als er zum zweiten mahle gefragt ward, verbat er das Schwert gleichfals. Er brauchte also nur mehr Zeit, sich vernünftig zu besinnen, als die andern, und in diesen erstickte rasende Bosheit das natürliche Gefühl nicht, welches endlich in ihm doch auch wieder die Oberhand gewann. Ja, ich weis ein für die Allgemeinheit der Lebensliebe noch redenderes Beispiel. Für einen ganz abscheulichen Unmenschen von Bösewicht ward iede

Todesstrafe für zu gering gehalten und man verurtheilte ihn, auf Lebenszeit in liegender Stellung angeschmiedet zu werden. Es war ein junger Kerl von starker Konstitution, der noch ein halbes Jahrhundert vor sich erblickte. Er ward wie rasend, als er die Sentenz hörte, und erbot sich selbst, lieber von unten auf gerädert zu werden. Man schmiedete ihn an. Der Anblick aber ward bald für die Menschheit zu schaudernd. Nach einem Vierteljahre also sollte er begnadigt, d. h. gehenkt werden; aber er bat sichs nun zur Gnade aus, angeschmiedet liegen zu bleiben, und so liegt er nun seit vielen Jahren noch und — lebt gern.

Eilfte Betrachtung.

Fortsetzung.

Wie ich nun glaube, daß der Trieb zu sein, zu leben und fortzudauern, allgemein sei: so will ich auch gern glauben, daß er sich noch bis über das Grab hinaus erstrecke und daß er sich besonders bei Sterbenden in wahre Sehnsucht nach

nach einem zweiten Leben verwandeln möge. Auf die Frage, ob er nicht Fortdauer im Tode lieber sehe, als Vernichtung, kann ein vernünftiger Mensch nicht anders, als Ja antworten. Er widerspräche sich sonst entweder selbst, wenn er Trieb fortzudauern erst hätte und dann wieder nicht hätte; oder er gäbe dadurch zu erkennen, daß er ahndete, das künftige Leben werde an ihm den Heuchler aufdecken, der in diesem Maskenleben freiern Spielraum hatte. Ich selbst gestehe es mir, daß mir Fortdauer, wenn sie ist, lieb sein solle; nur mus ich bei meiner Untersuchung hieran nicht denken. Jetzt mus mir es gleichviel sein, es springe aus ihr heraus, was da wolle; denn wenn Nichts aus ihr herausspringt, was könnte mir alles Wünschen und Verlangen nach Fortdauer helfen?

Das ist eben, was mir bei diesem ganzen Argument nicht in den Kopf will. Es lautet doch mit andern Worten gleichsam also — weil der Mensch herzlich wünscht und sehnlich verlangt, daß er im Tode fortdauren möge, so mus er auch im Tode fortdauern . . . Aber hilf Himmel, was könnte da der Mensch nicht Alles herzlich wün-

schen und sehnlich verlangen! Würde daraus auch folgen, daß es ihm zu Theile werden müste, oder auch nur zu Theile werden könnte? Beinahe fällt mir hier mein unglücklicher Freund ein, der sich in unsere Herzogin verliebte. Wollte man mir antworten — ia, es mus nichts Ungerechtes, wenigstens nichts Thörichtes sein, was der Mensch herzlich verlangt und sehnlich wünscht; wenn es dann aber etwas Unverwerfliches, etwas Wahrhaftigwürdiges ist, worauf er seine innigste Begierde richtet, so wirst du doch dein hartes Urtheil zurücknehmen? Denke einmahl, der Wunsch nach Fortdauer im Tode greift ia tief in die Bestimmung des Menschen ein, in seine Bestimmung, weise und gut zu werden; wer sollte denn nicht gern noch weiser und besser, und ewig weiser und besser zu werden wünschen? Und du sagst ia selbst, daß es an sich nichts Unmögliches sei, daß der menschliche Geist im Tode fortdauern könne; was sollte also der Erfüllung seines heiligsten Wunsches entgegen sein — wer? Gott etwa? O wenn du an Gott glaubst, so ist die Sache iezt schon entschieden. Gott ist das gütigste Wesen. Der Mensch kann fortdauern — der Mensch will

fortdau-

fortdauern — bei Gott, der Mensch wird fortdauern.

Die Idee der Gottheit lassen wir vor der Hand noch aus der Untersuchung, Freund; inzwischen macht deine Demonstration auf mich Eindruck. Allein — zugegeben auch, der Wunsch nach Fortdauer im Tode wäre der heiligste Wunsch des Menschen, so kann er vielleicht eben darum unerfüllt bleiben, weil er der heiligste ist. Ich will damit sagen — der grösseste, der also zu gros für ihn ist. Du sprichst zwar von Bestimmung des Menschen, weise und gut zu werden, in welcher dieser Wunsch unmittelbar eingreife; mus denn aber diese Bestimmung nicht irgendwo, wie iede andere Wesenbestimmung, ihre Grenzen haben? Vieleicht macht der höchste Grad von Weisheit und Tugend, den iemals ein Mensch erstieg, diese Grenze aus, und vieleicht ist das die ganze Bestimmung des Menschen, sich zu bestreben, diesen Grad zu erreichen. Sieh die ganze Erde an; auf Unsterblichkeit der Arten ist wohl Alles auf ihr angelegt, aber nicht auf Unsterblichkeit der Individuen. Die Erde veriüngt sich auf allen Seiten immer wieder von neuem. Alle

Arten von Wesen, die sie schmücken und die unter diesem Schmuck umherhüpfen, umherflattern und umherkriechen, erneuern sich von Zeit zu Zeit. Sie sterben nicht aus, und so gewährt die alte Erde noch heute einen so iungen, frischen und schönen Anblick, als wenn sie noch in ihrer ersten Periode wäre. Sieh, so ists nun auch mit dem Menschen. An Unsterblichkeit unserer Art können wir getrost glauben — denn wir sehen sie; aber auch an unsere individuelle Unsterblichkeit? Wo ist einer von den Todten schon wiedergekommen? Und wo ist sonst ein ähnliches Beispiel davon in der ganzen Natur?

„Der Schmetterling! ! ! Denke an sein erstes niederes Raupenleben, und dann an das frohere Leben, das er als Vogel führt! "

Den Schmetterling, Freund, führe nicht als Beispiel an; er passt nicht. Die Raupe ist ia in ihrem Puppenstande gar nicht todt, sondern lebt als eingesponnene Raupe wirklich fort. Raupe und Schmetterling sind gar nicht verschiden, wie Mensch im ersten und Mensch im zweiten Leben, sondern wie der Mensch Kind und der Mensch Mann in demselben ersten

Leben.

Leben. Wohin denkst du also mit deiner Vergleichung? So könntest du auch alle Käfer und Fliegen zum Beispiele anführen, die alle auch erst Maden sind. Wisse aber, ein Wesen ist nicht eher vollkommen, bis es sich fortpflanzen kann. Das kann die Raupe nicht als Raupe, sondern als Schmetterling erst, und darum ist der Schmetterling nicht dasselbe Thier zum zweiten mahle, sondern dasselbe Thier zum ersten mahle in seiner Mannbarkeit, d. h. in seiner Vollkommenheit. Und — was thut der Schmetterling, wenn er sich nun auch fortgepflanzt hat? Er legt sich hin und — stirbt. Sieh, ganz so wie der Mensch!

„Aber bei uns Menschen könnte doch eine Ausnahme sein und zur Unsterblichkeit der Art auch die individuelle Unsterblichkeit hinzukommen. Du sagst ia selbst, der menschliche Geist könne im Tode fortdauern.“

Ja, kann, kann! Mus er darum fortdauern?

„Mus freilich gerade nicht, aber wird doch.“

Auch

Auch das wird folgt nicht. — Mir fällt da noch etwas über das Argument vom herrlichsten Wunsche und vom sehnlichsten Verlangen ein. Welcher Wunsch kann unverwerflicher, braver und der Weisheit und Tugend selbst wohlgefälliger sein, als der Wunsch eines sterbenden Vaters, bei seinen Kindern, die er unerzogen hinter sich lässet, noch fortzuleben? Wie herzlich, wie sehnlich thut er ihn! Wird deshalb sein Wunsch erfüllt?

„Ja aber, dieser Wunsch kann nicht erfüllt werden. Sein Körper ist nun einmahl seiner Zerstörung nahe, und es ist unmöglich, ihn von ihr zu retten. Aber — fortdauern im Tode kann dieser Vater noch, wiedersehen kann er einst seine Kinder, die er iezt verlassen mus, und so kann sein Wunsch hiernach erfüllt werden.“

Ja, kann, kann! — Und in Ansehung der Allgemeinheit des Glaubens an Fortdauer im Tode unter den Weltvölkern mache ich gewis eine richtige Bemerkung, wenn ich sage, daß es sich nicht so verhalte, daß ein Volk, sobald es nur den geringsten Grad von Kultur erlange oder gar nur einen Fus breit aus dem Stande der Thierheit

heit heraustrete, ihn aufzuweisen habe. Wäre dis, so hätte es ihn gewis nicht aus sich selbst gefunden, sondern man hätte ihm selbigen apostolisch zugebracht. Ich glaube vielmehr, daß schon ein beträchtlicher Grad von Kultur dazu gehöre, wenn ein Volk aus sich selbst darauf kommen soll. Ich glaube, daß er allemahl erst ankomme, wenn der Luxus ankommt. Vieleicht ist er selbst eine Art von Luxus — Fortdauerwünsches Luxus . . . Sobald die Menschen erst nicht mehr Speisen genug, Kleider genug, Stuben genug, Meublen genug, Künste genug bekommen können, können sie auch nicht mehr Dasein genug bekommen. Auch hats ia andere Lehrsätze genug gegeben, auf welche fast alle Völker kamen, und die deswegen doch nicht wahr sind; z. E. die Lehre von bösen Geistern. Hat der unwahre Satz gar viel Annehmlichkeit, so ists vollends kein Wunder, wenn die ganze Welt auf ihn käme. Ein süsser Traum wird allenthalben gern geträumt.

Wichtiger aber ist mir der Gedanke, daß, wie die Sinnlichkeit das Verlangen nach längerem Erdenleben erzeugt, ebenso auch die Ver-

nunft, sobald sie erwacht, das Verlangen nach Fortdauer im Tode erzeuge, und daß also, wie jenes Verlangen ein Trieb des sinnlichen Menschen ist, dieses Verlangen ein Trieb des vernünftigen Menschen sei . . .

Das ist wahr, daß kein Wesen mit seinen wirklichen Trieben in Widerspruch stehen könne. Ich fühle das, was hierüber gesagt ward, ganz durch und unterschreibe es. Trieb ist Versprechen, das seiner Natur geschah; solch Versprechen sezt gewisse Erfüllung voraus; wo wahrer Naturtrieb ist, da mus auch Befridigung desselben sein. Ebenso unterschreibe ich auch Alles, was von wirklicher Befridigung aller übrigen Triebe des Menschen gesagt ward; der Augenschein lehrt, daß es Wahrheit sei. Nur entsteht nun die Frage, ob das Verlangen nach Fortdauer im Tode unter die Triebe des Menschen, oder nicht vielmehr unter seine Leidenschaften gehöre.

Jeder Trieb kann Leidenschaft werden. Hunger ist Trieb und mus befridigt werden; mus es aber auch Fräßigkeit? Schläfrichkeit ist Trieb und mus befridigt werden; aber auch Faulen-

Faulenzerei? Begattungsverlangen ist Trieb und mus befridigt werden; aber auch Wollust? Streben nach Geld und Ehre sind Triebe und müssen befridigt werden; aber auch Geitz und Stolz? Sobald der Mensch seinen Trieb übermässig fühlt und äusert, wird der Trieb Leidenschaft. Und, so ist auch unter seinen edelsten Trieben keiner, der nicht oft in Leidenschaft ausartet. Sein Trieb nach Erkentnis kann in Alleswisserei übergehen; sein Trieb, thätig zu sein, in Sucht, sich in Alles, was vorgeht, mischen zu wollen. So, wie er nun Befridigung seiner Triebe fordern darf, darf er nicht Sättigung seiner Leidenschaften fordern; und thut er's, so versagt sie ihm die Natur und alle Welt lacht ihn aus. Das Verlangen, zu leben, so lange zu leben, als man leben kann, mag immerhin zu seinen Trieben gehören; wenn er aber unmässig und unersättlich in dem Lebensverlangen ist, wenn er auch im Tode noch fortleben will: ist das nicht eine Leidenschaft vom ersten Range, welche er sich zu Schulden kommen lässet? Wie kann er begehren, daß sie befridigt werden müste?

Kaum habe ich diesen Einwurf gemacht, so fühle ich selbst, daß er zu hart sei. Das Verlangen des Menschen, im Tode fortzuleben, kann auf keinen Fall unter seine Leidenschaften gerechnet werden. Ich will z. B. den Hunger nehmen. Dieser wird dadurch zur Fräßigkeit, wenn ein Mensch auf einmahl statt einer Mittagsmahlzeit drei verlangt; beschuldigt man aber den wohl der Fräßigkeit, der drei Tage hinter einander an iedem Mittage sein Mittagsmahl begehrt? Zu viel auf einmahl ist also Karakter der Leidenschaft; aber immer genug hinter einander, so oft man es nöthig hat, ist Karakter des Triebes. Noch ein Beispiel von höherer Art! Alleswisserei sei allewohl lächerliche Leidenschaft; aber verehrungswürdiger Trieb des Menschen ists und bleibts, an iedem Tage die Summe seines Wissens vermehren zu wollen. Ja, wenn der Mensch zwei Leben auf einmahl haben wollte, so könnte man ihn der Lebensleidenschaft mit Recht beschuldigen; wenn er aber ein Leben nach dem andern verlangt, nicht. Alsdann ist das Verlangen, von neuem zu leben, wenn das alte Leben aufhört, nichts weiter,

als Fortsetzung des Triebes, dis Leben zu haben, so lange, als möglich. Lust, unsterblich zu sein, ist blos die verlängerte Lust, alt zu werden.

Ich bekenne, daß ich hierauf nichts weiter zu antworten weis. — Aber es fällt mir noch etwas wichtigeres ein. Wenn ich nun auch zugeben mus, das Verlangen des Menschen, im Tode fortzudauern, gehöre nicht zu seinen Leidenschaften, sondern zu seinen Trieben, die befridigt werden müssen: so weis ich doch auch, daß ein grosser Unterschied sei zwischen natürlichen und erkünstelten Trieben. Nur den erstern ist Befridigung verheissen. Sollte aber nicht der Trieb nach Fortdauer im Tode offenbar zu den erkünstelten gehören? Menschen, die im ersten Stande der Natur noch leben, haben ihn, wie weltbekannt ist, nicht. Wäre er ein natürlicher Trieb, wie der Hunger, so müsten diese ihn auch haben. Welch eine Menge von erkünstelten Trieben aber gibt es nicht unter kultivirten Völkern! Man gehe nur in die grosse Welt und sehe sein blaues Wunder. Dinge, wovor der Naturmensch sogar Abscheu hat, sind oft

unsern sogenannten vornehmen Leuten unentbehrliches Bedürfnis.

Das leztere ist Wahrheit, und es wäre immer der Mühe werth, eine geheime Geschichte der grossen Welt zu schreiben, um allgemeines Erstaunen darüber zu erregen, wie ein Theil der Menschen recht darauf studirt, seine Bedürfnisse bis ins Unendliche zu vermehren, während daß der andere sich beinahe todt darüber studirt, wie er sein halbes Dutzend unumgänglichnothwendiger Bedürfnisse nur zur Noth befridige. Inzwischen ist wohl zu merken, daß gerade derienige Theil der Menschen, welcher seine Triebe zu Hunderten vermehrt, vom Triebe nach Fortdauer im Tode wenig oder nichts wisse. Ich halte es also für Unbescheidenheit gegen die Menschheit, diesen ihren edlern Trieb mit ienen unedlen in Vergleich zu stellen. Sollte aber daraus, daß der Wilde vom Triebe nach Fortdauer im Tode nichts weis, folgen, daß dieser Trieb unter die erkünstelten gehöre?

Allerdings erwacht er nicht eher, bis die Vernunft in einem beträchtlichen Grade erwacht. Nun käme es also darauf an, ob der Mensch

dazu bestimmt sei, oder nicht, daß seine Vernunft in einem beträchtlichen Grade erwache. Wie kann ich aber wohl im geringsten hieran zweiflen? Gab er sich selbst die Vernunft, oder ward sie ihm gegeben? Ach wenn sie sich ein Wesen selbst geben könnte, wie gern gäbe sie sich auch das Pferd! Und wenn sich der Mensch so viel von ihr geben könnte, wie er wollte, wie gern thäte dis mancher von Papa und Mama eingedummte Baron auf dem Pferde! Ward aber die Vernunft dem Menschen gegeben, so ward sie ihm gegeben, daß er sie brauchen sollte; gegeben ward sie ihm, daß er sie auf das höchstmöglichste ausbilden sollte, um sie auf das höchstmöglichste brauchen zu können. Jeder Trieb also, der alsdann erst im Menschen erwacht, wenn er seine Vernunft recht ausbildet und braucht, ist so gut ein Naturtrieb in ihm, wie der Hunger, den er vor Erlangung aller Vernunft schon empfindet. Ja, ich glaube, ein solcher Trieb gehöre zu seinen edlern. Und wenn nun die weniger edlen befridigt werden, wie vielmehr die mehr edlen!

Nun ist unter allen edlern Trieben des Menschen der Trieb nach Fortdauer im Tode doch wohl der alleredelste, und also — — und also — —

Ich bekenn' es, hier fällt Licht in das Thal des Todes. Vater, zu deinem Grabe will ich. Ich weis nicht, wie mir wird.

Zwölfte Betrachtung.

Dritter Vernunftgrund.

Es ist ein seltsames Ding mit dem Menschen. Beinahe hätte ich mir gestern etwas in den Kopf gesetzt. Bei meines Vaters Grabe fand ich dismahl auch wenig Huld. Es regnete aber auch und der Regen war eisigt. Ich will also, kalt noch von gestern, hören, wie die Vernunft die Zukunft weiter demonstriren soll. — —

Der Mensch ist unleugbar durch die erhabensten Vorzüge vor der gesammten Thierwelt ausgezeichnet worden. Seines aufrechten Ganges wollen wir nicht gedenken; denn ieder Sperling, weil er nur zwei Füsse hat,

geht auch aufrecht. Seiner Stärke und Schnelligkeit auch nicht; denn schon das Pferd ist stärker, als er, und ieder Hase läuft ihn aus. Seiner Dauer auf der Erde auch nicht; denn der Elefant wird älter, als er. Aber —

Welch ein weit höherer Geist blickt aus allem hervor, was der Mensch ist, hat und thut, als aus dem Thier! Wenn das Thier seine noch so künstlich scheinenden Arbeiten blos mechanisch und aus Instinkt verrichtet, ohne selbst zu wissen, was es thue: so kann der Mensch iede Handlung vorher überlegen, seinen Plan dazu entwerfen, ihn wieder abändern und ieden neueintretenden Umstand in ihn aufnehmen. Je öfter er dieselbe Handlung verrichtet, desto besser verrichtet er sie, und so ist er in einem immerwährenden Fortschreiten nach Vollkommenheit. Er braucht nicht zu werden, was er mus, sondern kann werden, was er will. Das Thier ist nur gewisser, weniger und ihm bestimmter Verrichtungen fähig; sein Wirkungskreis aber ist unermeslich. Welch eine Menge von Künsten, die sein Geist erfunden hat! Welch ein Heer von Wissenschaften, die er bearbeitet

und in Sistemen hinstellt! Himmelsmesser, wie Feldmesser — Anatomiker und Chimiker, wie Erbauer der künstlichsten Maschinen — Mahler, wie Dichter — spekulatifer Philosoph, wie Komponist, beurkundet er die Herrlichkeit seiner Natur. Er allein erkennet die Dinge um sich her; alles andere ist nur da, um von ihm erkannt zu werden. Er, nur er dringt mit seinen Blicken in die Ordnung der Welt ein, sieht Zwecke und Hinwirkungen der Dinge zu diesen Zwecken und entdeckt die Verbindung zwischen Ursachen und Wirkungen. Er, nur er ist nicht blos sinnlicher, sondern auch abstrakter Ideen fähig und hat Sinn für Schönheit und Vollkommenheit. Ihn nur bezaubern die Reize der Natur und der Kunst; ihn nur entzücken die Harmonieen der Töne. Er nur hat moralisches Gefühl; er nur kann frei handeln; er nur empfindet, was Freundschaft und höhere Liebe sei. Sein Körper sogar ist das Meisterstück der Erdenwelt; er hat alle Sinne der Thiere in der zweckmässigsten Vollkommenheit beisammen und kann es noch in künstlicher Ausbildung eines ieden derselben bis zur höchsten Bewun-

derntswürdigkeit bringen. Er, nur er, einzig und allein nur Er erblickt Gott in seinen Werken und betet den Ewigen an.

Solch ein Wesen ist der Mensch! Wie sollte ein solches Wesen fürchten dürfen, mit den übrigen Wesen, die so unendlichtief unter ihm gestellt sind, gleiches Endschicksal zu haben und, wie sie im Tode zu vergehen? Wer auf allen Seiten so ausgezeichnet ward, der ists gewis auch auf der wichtigsten Seite, auf der Seite der Fortdauer. Da dis nun bei dem Menschen in Ansehung seiner irdischen Dauer nicht zutrift, indem ihn nicht nur Thiere, sondern auch sogar Bäume und Bluhmen überdauern: so mus ihm Fortdauer im Tode diesen sonst ganz unbegreiflichen Abgang ersetzen.

Wie aber, wenn sich gerade das Gegentheil hieraus schliessen liesse? — Allerdings hat der Mensch die ausgezeichnetesten Vorzüge vor den Thieren, wie vor allen übrigen Wesen, und das aufgeführte Verzeichnis derselben liesse sich noch weit vollständiger verfassen; aber eben darum, weil er schon so viel voraus hat, so verlange er auch nicht noch mehr, sondern sei damit zu-

frieden.

frieden. Ist es denn noch nicht genug, in einer ganzen Welt unter allen Wesen das Beste zu sein? Hat der Mensch etwa ein Privilegium zur Unersättlichkeit? Sehet die übrigen Wesen an; sie kommen und gehen wieder alle und haben, während daß sie da sind, unendlich weniger, als er. Auch unter ihnen giebt es beträchtliche Verschiedenheiten, und manches davon hat ebenfals viel mehr, als die andern; Er nur hat am meisten. Wie nun unter den übrigen die, welche mehr haben, als andere, dessen ungeachtet in ihr Nichts zurückkehren, so kehrt auch er, der am meisten hat, dahin zurück. Genug, er hat, so lange er da ist, am meisten; dis sollte sein Vorzug sein. Und — ist er denn nicht lange genug da? Ist es nicht über alle Masse viel, einen so grossen Reichthum von Prärogatifen beinahe ein Jahrhundert hindurch zu besitzen und in einer ganzen Welt unter allen Wesen beinahe ein Jahrhundert hindurch das Beste zu sein? Sonderbarer Schlus — ein Wesen, das auf allen Seiten ausgezeichnet ist, mus es auch auf Seiten des Todes sein! Hätte dis sein sollen, so würde der Mensch nicht sterben.

„Das

„Das konnte aber nicht sein, daß der Mensch nicht stürbe. Jenes aber, daß er im Tode fortdaure, kann sein. Und weil er nun hier nicht auf immer existiren konnte, so — —"

Der Mensch begehrt zu viel; las uns noch einmahl zu seiner Herrlichkeit zurückkehren! — Aus derselben Quelle, aus welcher iene grossen Vorzüge entspringen, aus der Vernunftfähigkeit, entspringt auch für ihn die Herrschaft über die ganze Erdenwelt. Unableugbar und für ihn über alles vortheilhaft ist diese. Las uns bei dem Thierreiche anfangen! Kann eine Souverainete unumschränkter gedacht werden, als die, welche er über dieses ausübt? Jedes ihm schädliche Thier weis er aus dem Wege zu räumen; iedes ihm nützliche weis er zu benutzen; und beider Arten bemächtigt er sich nach Gefallen, sie mögen sich von ihm ergreifen lassen, oder mögen fliehen vor ihm, wie sie wollen. Sind sie stärker oder schneller, als er, so ersetzt ihm seine Vernunft die ihm fehlende Stärke und Geschwindigkeit. Diese lies ihn am stärkern Rosse und am noch stärkern Elefanten die empfindlichsten Theile ausfindig machen, so, daß

er als blosser Knabe schon sie leiten kann, wie er will. Diese lies ihn das Netz erfinden, um den Fisch zu erhaschen, und die Falle, um die Maus zu fangen, und die Pfeife, um die Vögel in sein Garn zu locken, und das Gewehr, um den Hirsch in weiter Ferne zu Boden zu strecken. Viele von den nützlichern Thieren hat er zahm zu machen gewust, und braucht sie bald blos zu seinen Arbeiten, bald gar erst zur Arbeit und dann noch zur Speise. Dem einen packt er seine Lasten auf; das andere mus ihn sättigen; noch ein anderes mus ihn kleiden. Sogar Fuchs und Wolf und Bär, die sich vor ihm in die Wälder flüchten, spürt er aus, erkennt sie schon an ihren Fustritten und nimmt ihnen den Pelz zu seiner Kleidung ab.

Nun komm zum Pflanzenreiche! Da treibt der Mensch sein fürchterliches Reich und Wesen, wie im Thierreiche. Auch da macht er zu Speise, Trank und Kleidung für sich Alles, was dazu die erforderlichen Eigenschaften hat. Er schneidet den Kohl, presst die Trauben, schüttelt das Obst, erndtet den Waizen ein, hechelt den Flachs. Er wirft mit seiner Axt

die vierundzwanzigklaftrige Eiche zu Boden, als wenn es eine Sonnenblume oder Malve wäre, und sie mus fallen, wohin er will. Ganze Wälder stürzt er um, wärmt sich damit im Winter, kocht dabei seine Mahlzeit, bauet sich davon sein Haus und verflösset das Uebrige ins Ausland. Wie er die Pflanzenwelt zu seiner Speisekammer macht, so macht er sie auch zu seiner Apotheke. Er heilt mit ihren Kräutern seine Wunden, reinigt damit seine Brust, stärkt damit seinen Magen. Wurzeln und Rinden weis er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zu gebrauchen. Er pflanzt die Bluhmen in Reihen und Haufen, weidet sein Auge an ihrem schönen Farbenspiel, zieht ihren balsamischen Wohlgeruch ein, pflückt sie zu Sträussen und bindet sie zu Kränzen.

Ja, sogar das Steinreich mus ihm zu Gebote stehen. Er gräbt die Erze mit bewundernswürdiger Kunst aus den Eingeweiden der Erde hervor, verfertigt daraus die herrlichsten Werkzeuge und die schönsten Zierrathen, und münzt daraus sein Geld, das die Seele des Handels ist. Er sammlet die Edelgesteine und bereitet

davon

davon den blendendsten Schmuck. Er bricht den Kalkstein, seine Wände damit zu verbinden, und den Schiefer, seine Dächer zu decken. Den ungeheuren Feldstein sprengt er und durch ganze Felsenmassen führt er seine Landstrassen fort. Unumschränkt herrscht er solchergestalt über Alles, was auf Erden um ihn her da ist.

Diese Betrachtungen sind anmuthig: las sie uns noch weiter führen! — Ueber die Erde selbst herrscht der allgewaltige Mensch. Er gräbt und pflügt ihren Rücken auf und sie mus ihm Früchte tragen, welche er will. Findet er ihre Oberfläche zu dürftig, so bohrt er weiter, und findet er tiefre bessere Erdschichten, so wühlt er sie herauf und kehrt das oberste zu unterst. Er gräbt Brunnen, trägt die Höhen ab, wällt die Gründe auf, pflanzt Alleen, verwandelt die Sümpfe in Wiesen, die Sandfelder in Gärten und Lustgefilde, und rodet hier einen Wald aus und säet dort wieder einen an. Auch das Klima weis er sich unterwürfig zu machen. Seine Vernunft macht ihn unabhängiger von der Verschidenheit desselben, als irgend eine Thierart. Er weis sich dem Klima gemäs zu bedecken und

allent-

allenthalben Nahrungsmittel für sich zu finden, und gewöhnt sich solchergestalt bald an ieden Erdstrich. So ist nicht nur ein Theil der Erde, sondern die ganze Erde sein. Und will er zu Hause bleiben und doch die Produkte aller Klima's geniessen, so lässet er sie sich durch den Handel verschaffen. Er kann sogar das rauhere Klima seines Vaterlandes verbessern, wenn er die ungeheuern Waldungen niederhauet, die Moräste austrocknet und Gegenschein anlegt. Auch das Meer mus sich seiner Herrschaft unterwerfen. Seine Vernunft lehrt ihn Fahrzeuge zu Wasser, wie zu Lande, bauen und er eilt über den unmesbaren Ocean mit unermeslichem Muthe dahin. Er werde durch Sturm verschlagen, wohin er wolle, er irre, ohne Land zu sehen, noch so lange auf den Wellen umher; iederzeit lehrt ihn sein Kompas, wo er sei. Mit allen Elementen nimmt er es auf und bringts auch in der Gewalt über sie mit iedem Jahrhundert weiter. Luftschiffer, wie Wassertaucher, bringt er Feuer hervor und löscht es wieder. Dem Wasser setzt er Grenzen durch Erddämme; er bauet Brücken und verbindet durch Kanäle einen Flus mit dem andern.

Dem Bliz sogar gebietet er durch Ableiter; die Regenwolken zertheilt er durch Kanonendonner. Noch sind ihm übrig Erdbeben und Sturm, und es ist kein Zweifel, daß ihn seine Vernunft mit der Zeit wenigstens mehr zum Herrn auch über diese machen werde, als er es iezt noch ist.

„Nun, und also — der Herr der Erde am Ende selbst Erde! Wie lässet es sich glauben, daß eine so totale Herrschaft über alle Wesen ausser sich mit totaler Niderlage seines eignen Wesens sich schliessen werde? Erst so viel Prunk und Maiestät, und am Ende — Nichts!„

Sieh doch aber nur Alles, was da ist, an; ist denn nicht Alles blos vorübergehende Erscheinung? Betrachte die amerikanische Aloe — was für lange Anstalten macht die Natur zu ihrer Blütenmaiestät, und wenn sie geblühet hat, was ist sie? Betrachte die Eiche, die der Schmuck des Waldes Jahrhunderte hindurch ist, verfault sie nicht endlich in sich selbst? Betrachte den Elefanten, den Wallfisch — was für eine Masse von Fleisch ist an ihnen auf einander gehäuft, und wozu am Ende anders, als daß kein Loth davon übrig bleibe? Betrachte den Feuerspeienden

den Berg — welche fürchterliche Pracht zeigt er vielen Generationen hinter einander, und ist nicht das Final davon, daß er ausgebrannt einstürzt? So ist auch der Mensch eine vorübergehende Erscheinung und sinkt zuletzt mit aller seiner Herrlichkeit in den Staub zurück. Ihm fiel das grosse Loos in der Lotterie des Daseins zu; er ist, so lange er da ist, Herr über alles übrige. Also — noch einmahl gesagt, ists denn nicht alles Mögliche, beinahe ein Jahrhundert hindurch Herr über Alles zu sein?

Aber der Mensch hat doch so viel Verdienste um die Erde, daß er schon deshalb bei seinem Abgange von ihr noch eines Vorzugs vor den Thieren werth ist. Was wäre sie ohne ihn? Nur in ihren wärmsten Gegenden würde sie einem Garten ähnlich sehen; ihr grössester Theil würde zwar auf den Höhen grosse wilde romantische Aussichten gewähren, unten selbst aber würde er nichts, als Wüste und Sumpf, sein. Aus den uralten, durch Stürme umgeworfenen und vermoderten Waldungen würden von Zeit zu Zeit neue aufschiessen, die alle Sonnenstrahlen der Erde entzögen, daß sie gar nicht abtrock-

nen könnte. Thau, Nebel und Regen, die unaufhörlich von den Bäumen tröpfelten, würden in den Gründen zusammenlaufen und am Ende einen allgemeinen Morast bilden, dessen stinkende Ausdünstungen die Luft verpesteten, so, daß sie nur ein Wohnplatz für wenig Arten von Thieren, Insekten abgerechnet, sein könnte. Wie, wenn ihm blos solchergestalt die mehresten Landthiere heutiges Tages ihr noch fortdauerndes Dasein zu danken hätten? Alle fruchtbaren Felder, Wiesen und Auen sind seiner Hände Werk; alle Städte und Dörfer, die der Erde ein so edles Ansehen geben, sind es noch mehr. Er hat die Getraidearten, die Bluhmen, die Früchte durch sorgsame Pflege veredelt. Er hat Bäume und Reben, Gemüse und Beeren aller Art aus den südlichen Gegenden in die nördlichen verpflanzt, die sonst heute noch in äuserster Armut sich befinden und nichts, als die elendesten einheimischen Gewächse, aufzuweisen haben würden. Was thut dagegen das Thier für die Erde? Nur einige Thierarten helfen sie blos bearbeiten, aber auch nur durch den Menschen angelehrt, und nicht anders, als unter seiner immerwährenden Auf-

sicht und Antreibung; die übrigen alle grasen und äsen sich blos auf ihr, und geben ihr dafür erst ihre Extremente und dann sich selbst zurück. Warlich, der Mensch hats an der Erde verdient, daß er im Tode fortdaure, und da er fortdauern kann, so ist es der einzige Lohn für ihn. Dauerte er nicht fort, so hätte er, der Fleissigste vom ersten Range, verhältnismässig weniger, als die dummen Thiere, welche ihn für sich mitsäen lassen, seine Saaten im Felde, in der Scheuer, auf dem Kornboden sogar noch bestehlen und in der Masse allenthalben, wohin sie kommen, alles zertreten, verschlechtern und verwüsten, in welcher er anbauet, veredelt und verschönert. Also — dazu hätte er die Vernunft erhalten, daß sie ihm nur mehr Arbeit machen sollte?

Das ist ia eine seltsame Art zu demonstriren, möchte ich schier sagen. Hat man auch iemals gehört, daß grosse Rechte ohne grosse Pflichten sind? Ist es genug, iene nur geniessen zu wollen, ohne diese zu erfüllen? Und wenn Jemand die Pflichten erfüllt, welche aus seinen Gerechtsamen entstehen, kann er noch besondern Lohn dafür verlangen, oder belohnen ihn nicht die Gerecht-

same selbst? Hat der Mensch die grösseste Gewalt über die Erde erhalten: so hat er dadurch auch die grösseste Aufsicht und Fürsorge über sie erhalten; will er sich dieser entziehen, so mus er iener entsagen. Und wem stiftet er denn Nutzen damit, wenn er anbauet, anpflanzt und die Erde verschönert? Der Erde doch wohl nicht? Einem todten Klumpen kann es gleichviel sein, er falle schöner oder schlechter ins Auge, er grüne und blühe, oder liege wüst, und öde. Der Thierwelt etwa? Der Mensch spricht ihr ia selbst den Sinn für die Schönheit ab; also verschönert er blos die Erde für sich. Für sich bauet er auf ihr Städte und Dörfer; für sich legt er Gärten und Felder an; für sich hat er die Getraidearten, Blumen und Früchte veredelt; für sich hat er die Fremdlinge der südlichen Gegenden in die nördlichen verpflanzt und da nach und nach einheimisch gemacht; für sich trocknet er die Sümpfe und Moräste aus, und wenn dadurch auch mehrere Landthierarten das Bürgerrecht auf der Erde empfangen, so hemmt er zugleich dadurch auf der andern Seite die Vermehrung der Wasserthiere. Es fällt ihm auch bei Urbarmachung

uralter

uralter Brüche gar nicht ein, daß er dadurch ienen ein ausgebreiteteres Dasein verschaffen wolle, und erfolgt dis hernach nebenzu, so erfolgt es ebenfals nur für ihn. Mehrere dieser Thierarten, deren Dasein er sich zuschreibt, helfen ihm bei seinen Arbeiten treulich. Daß sie es durch ihn erst lernen müssen, daß sie es nicht ohne ihn thun, schadet nichts; genug sie thun es. Beruhet nicht der ganze Acker- und Feldbau mehr auf Thierarbeit, als auf Menschenarbeit? Verrichten nicht beinahe das ganze Transportwesen der erzielten Produkte zu Lande die Thiere? Und — wie kärglich speiset er sie alle dafür ab! Wie barbarisch behandelt er sie oft! Wäre es nicht für viele unter ihnen besser, daß sie lieber durch ihn nicht zum Dasein gekommen wären, als daß er ihnen solches zu einer immerwährenden Folter macht? Besuchen andere mit ihm nicht arbeitende Thierarten zuweilen seine Saaten und zehnten bei ihm: so weis er ia recht gut, daß dis größtentheils solche sind, die sich dadurch für ihn mästen und die er am Ende mit vielem Wohlgeschmack verzehrt. Also — aus den Verdiensten des Menschen um die Erde scheint mir für seine Fort-

dauer Nichts zu folgen; der Mensch handelt dabei offenbar eigennützig, und wer eigennützig handelt, hat seinen Lohn dahin.

Dreizehnte Betrachtung.

Weitere Untersuchungen über dasselbe Argument.

So sei es, daß der Mensch seine Vernunft durch die Arbeit, welche sie ihm vor den Thieren zuzieht, nicht zu theuer bezahle; es sei, daß er Alles, was er an der Erde thut, im Grunde an sich thue! Es giebt aber noch eine andere Seite, auf welcher ihm seine Vernunft Noth macht; solche Noth, daß er, wenn er nicht Fortdauer im Tode hoffen darf, bei ihr und bei allen Vorzügen, welche sie ihm gibt, wahrhaftig unglücklicher sein würde, als die Thiere, die ihrer beraubt sind. Und das kann doch nicht Statt haben. Der Mensch, welcher durch seine Vernunft offenbar zur höchsten Glückseligkeit bestimmt ist, mus durch sie nicht höchstunglücklich werden sollen; denn kein Wesen steht mit seinen Kräften in

in Widerspruch, so wenig es mit seinen Trieben in Widerspruch steht.

Hier wird meine ganze Aufmerksamkeit rege. Wohlan, ich will hören und nachdenken.

Die Thiere, ob sie gleich alle dem Tode unterworfen sind, haben doch keine Vorstellung vom Tode. Sie sterben, ohne zu wissen, was ihnen geschehe. Im Sterben selbst scheinen sie sich zwar alle nach ihrer Art gegen den Tod zu wehren; sie wehren sich aber eigentlich nur gegen die Schmerzen, welche er ihnen verursacht. So sträuben sie sich auch gegen Gefaren des Todes nur, weil es zugleich Schmerzgefaren sind. So heilen sie auch ihre Wunden sorgfältig, weil das Schmerzgefühl sie dazu antreibt. Täglich kann man Erfarungen davon machen, daß Thiere wirklich nicht wissen, was Tod sei. Es werden z. E. mehrere Lämmer zur Schlachtbank geführt und iedes geht nicht nur geduldig hin, sondern eins sieht auch das andere bluten, zappeln und sterben, ohne darüber unruhig zu werden. Iedes verhält sich so lange still, bis es aufgelegt und auch gestochen wird. Dann zappelts, wie die vorigen zappelten; das ist Alles. Ein Huhn

wird geschlachtet und die andern Hühner kommen herbei und saufen sein Blut. Legt man es noch flasternd hin, so stürzen die übrigen herzu und hacken darauf. Wirft man seine Gedärme umher, so beissen sich alle Hühner im Hofe darum, zerren sich damit hundert Schritte weit und fressen sie endlich. Ein Thier geht vor einem andern todten Thiere vorüber, ohne seine Aufmerksamkeit darauf zu richten; es wäre dann, daß es Aesung für ihn abgeben könnte. Thiere, die Leichen anfressen, versuchen auch die Schlafenden anzufressen und nur die Bewegung, welche der Erwachende macht, verscheucht sie wieder.

Da also die Thiere nicht einmahl wissen, daß sie sterben, wenn sie sterben: so wissen sie noch weniger vorher, daß sie einst sterben müssen. Man sage nicht, warum fliegen von zehen Sperlingen, die beisammen sitzen, oder warum laufen von drei Hasen, die mit einander spielen, die übrigen fort, wenn einer von ihnen durch den Schus fällt? Hier ist es blos das Geräusch, das der Schus macht, was sie aus einander treibt. Man schiesse blind unter sie, und es geschieht das nehmliche. Man schiesse aber nach

ihnen statt mit einer Flinte, mit einem Bogen, und der Erfolg wird schon geringer sein. Könnte man ohne alles Geräusch einen von ihnen erlegen; stände man vollends so dabei, daß man von ihnen nicht gesehen würde: so würde man, fals sie nicht durch ein Ungefähr davon flögen oder liefen, sie alle nach einander erlegen können. Es ist daher ein bekannter Vorzug, welchen die Wilden, die nur mit Pfeilen schiessen, haben, daß ihnen die Jagd leichter wird; die Thiere sind bei ihnen durch den Knall des Schiesgewehrs noch nicht so scheu gemacht. Und ebenso ists bekannt, daß die Seefahrer, welche von Menschen ganz unbewohnte Eilande zuerst besuchten, die Thiere insgesamt daselbst zahmer antrafen. Nach den ersten Schüssen aber, welche fielen, wurden sie so scheu, wie bei uns. Warum läuft der Hase vor dem Hirten weniger, als vor dem Jäger? Weil er ihn ohne Flinte erblickt. Eine dunkle Ideenassociation von Flinte und Knall hat der Hase auch; er lauft aber beim Anblick der Flinte nicht aus Erwartung seines Todes, sondern aus Erwartung des Knalls. Sogar vor dem Jäger läuft der

Hase

Hase weniger, wenn er ihn ohne Flinte erblickt. Man sage ferner nicht, warum tobt, wenn ein Paar Schweine hinter einander geschlachtet werden, das letzte so, wenn der Schlächter in den Stall tritt? Auch dis ist kein Beweis davon, daß dieses seinen Tod erwarte. Das Thier hat gesehen, wie der Schlächter das erste herumris, und gehört, wie solches darüber aus Schmerz so jämmerlich schriee. So entsteht in ihm ebenfals eine Ideenassociation von Schlächter und Schmerz, aber nicht von Schlächter und Tod. Vielmehr sind diese Schweine, wie alles Mastvieh, der stärkste Beweis dagegen, daß die Thiere Vorherwissen des Todes hätten. Wenn das Schwein wüste, daß es geschlachtet werden sollte: so würde es auch aus dem ungewöhnlichreichlichen Futter, das es bekommt, merken, daß die Schlachtung nahe bevorstehe. Es würde also durch übermässiges Fressen der Hausfrau nicht den Willen thun, sondern durch strenges Fasten, wobei es nur das Leben hinhielte, die Schlachtung möglichst aufzuhalten suchen. Ebenso würde auch die dummste Gans nicht so dumm sein und sich im Hafer fett fressen; sondern man

würde

würde sie, wie ihre unglückliche Schwester, fett nudeln müssen. Kurz, wenn das Schlachtvieh seinen Tod vorherwüste, so würde es sich samt und sonders nicht fett fressen, sondern sich so mager zu erhalten suchen, als möglich.

Daraus aber nun, daß die Thiere nicht vorherwissen, daß sie sterben müssen, folgt ganz natürlich, daß sie auch lebenslang gar keine Furcht und noch weniger Grauen vor dem Tode empfinden. Wie kann irgend ein bevorstehendes Schicksal ein Wesen unruhig und besorgt machen, von dessen Bevorstehen dieses nichts weis? Wie glücklich werden aber hierdurch in ihrer Art die Thiere, daß sie von keiner Todesfurcht wissen! Alle ihre Genüsse werden dadurch lebenslang rein und vollkommen erhalten. Bis auf den letzten Augenblick geniessen sie so froh, als iemals, singen, wiehern, hüpfen und springen dabei und wenn der Todesschus oder Todesschlag oder Todesstich erfolgt: so hat ihnen, den Glücklichen, der Tod weiter nicht das geringste Leiden gemacht, als den Schmerz, welchen er in der Minute, in der er erfolgt, nothwendiger Weise mit sich führt.

Nun

Nun haltet den Menschen dagegen! Wie wenig Jahre lebt er, daß er nicht schon lerne, was sterben sei! Wie wenig Jahre lebt er, daß er nicht auch schon vollkommen überzeugt werde, daß auch er sterben müsse! Sobald seine Vernunft erwacht, mus er bei dem Anblick einer Leiche zu sich selbst sagen — „Das war ein Mensch; er starb — du bist auch ein Mensch; du stirbst ebensogut — Heute ihm, morgen dir.“ Von nun an fasst der Gedanke an den Tod in ihm festen Fus, associirt sich an alle andere wichtige Gedanken, turbirt ihn unaufhörlich und trübt und verbittert und vergällt ihm alle seine Genüsse, und die schätzbarsten unter allen am meisten. Ergötzt ihn eine schöne Aussicht von einer Höhe — sein Herz lieset am Rande des Horizonts die Worte: Himmel und Erde vergehen für dich. Freuet er sich über den Lenz — aus seiner Brust steigt ein tiefer Seufzer auf, daß es der letzte sein könne. Befindet er sich in seinem neuerbaueten Hause wohl — was hilfts, ruft ihm eine innere Stimme zu, du must einst doch heraus und wirst in einen Bretkasten gespundet. Geht er in seinem Garten umher — an

an allen Wänden steht für ihn geschrieben: einst lustwandelst du hier nicht mehr. Schätzt er sich seiner Kentnisse wegen glücklich — die Vorkentnis des Todes macht auf der Stelle, daß er sich noch unglücklicher fühlt, als der Ignorant. Umarmt er seine Freunde — o wehe, denkt er, der letzten Umarmung! Will er mit Vergnügen auch nur essen und trinken — du künftige Speise der Würmer, ruft er aus, wozu wolltest du noch Mahlzeit halten? legt Messer und Gabel weg und setzt das Glas hin.

In der That, wenn der Tod, den der Mensch einmahl mit Gewisheit für sich weis, Zernichtung für ihn wäre: so wär's ihm besser, er hätte die schöne Natur nie schön gefunden, er dächte nie an Hausbau und Gartenanlage, er beeiferte sich nicht um Gelehrsamkeit, er knüpfte kein Band der Freundschaft und entsagte seiner weitern Erhaltung je eher je lieber, damit das unvermeidliche Ziel für ihn so bald, als möglich, heranrückte und die Quälerei nur ein Ende hätte. — Das ist die traurige Lage des Menschen. An ihr ist seine Vernunft einzig und allein Schuld. Ohne diese wüste er seinen

Tod

Tod nicht vorher, und so ist er durch sie bei aller hochgepriesenen Seligkeit, die sie ihm verschaft, noch weit unglücklicher, als das Thier. Ist es möglich, daß er dis sein solle? Er ist es aber, er mus es sein, wenn er nicht die zuverlässigste Hofnung hat, im Tode fortzudauern. Folglich steht seine Hofnung auf Fortdauer, die innere Möglichkeit hat, fest; denn es ist der Vernunft angemessener, etwas Mögliches für wahr anzunehmen, als den grössesten aller Widersprüche anzunehmen.

Wer mag leugnen, daß dieser Sprecher angenehm gesprochen habe? Erstlich aber könnte ihm schon erwiedert werden, daß den Thieren ihr Nichtvorherwisseu des Todes theuer genug zu stehen komme. Die Folge davon ist nehmlich, daß sie — geschlachtet werden. Wüsten sie ihren Tod vorher, sie flöhen gewis so weit vom Menschen, daß er ihrer nie habhaft werden könnte. Er mus also den Nachtheil, welchen er allenfals davon hat, daß er seinen Tod allein vorherweis, gegen den Vortheil abrechnen, daß er sie allerseits tödten kann; als wodurch seine Lage ganz unaussprechlich verbessert wird.

Ferner —

Ferner — da der Mensch einmahl sterben mus, so wäre die Frage, ob ihm nicht weit mehr damit gedient sei, daß er es vorherwisse, als wenn er es nicht vorherwüste. Sollte ihm durch das Vorherwissen nicht sogar noch die möglichste Güte und Schonung geschehen und er auch hierdurch noch den letzten Vorzug erhalten? Kann er nun nicht Todesgefaren, denen auszuweichen ist, ausweichen, wenn er in ihnen Todesgefaren erblickt? Wird er nicht auch in Krankheiten, die keinen grossen Schmerz für ihn haben, darum für seine Genesung sorgen, weil sie bei aller Schmerzenlosigkeit doch zum Tode führen können? Wird er nicht auf alle mögliche Weise nun auf die Erhaltung seines Lebens bedacht sein? Und — so wäre ja das Vorherwissen des Todes das einzige Mittel gewesen, seinem Leben, das einmahl dem Tode unterworfen sein mus, doch wenigstens die möglichste Dauer zu geben und ihn so lange, als möglich, zum Herrn der Erde zu machen.

Endlich — so liesse sich auch noch fragen, ob der Mensch, wenn er die Wahl hätte, ob er lieber noch seine Vernunft verliehren und also

der Todesfurcht überhoben sein, oder ob er für den Preis, daß er im Besitz seiner Vernunft bliebe, die Todesfurcht lieber beibehalten wollte, nicht das letztere selbst wählen würde. Wer die Vorzüge der Vernunft einmahl geschmeckt hat, der gibt sie warlich um keinen Preis gutwillig wieder weg. Und so wäre also sehr brav dadurch an ihm gehandelt worden, daß das, was er von beiden selbst gewählt haben würde, für ihn gewählt worden wäre.

Die Hauptsache bleibt aber immer — ob aus dem Vorherwissen des Todes so eine Furcht und so ein Grauen vor dem Tode, wie hier beschrieben worden, nothwendig folgen. Ich behaupte noch immer die Negatife; ich kenne auch Mehrere, die so denken, wie ich. Der bei weitem grössete Theil der Menschen aber behauptet die Affirmatife, provocirt auf natürlichen Abscheu vor dem Tode, den wir nicht wegdemonstriren würden, und gibt uns Kontradicenten Schuld, daß wir ihn nur vor uns selbst zu verbergen suchten; dahingegen wir ihnen den Vorwurf machen; daß dieser Abscheu nicht natürlich, sondern durch Erziehung und Beispiel Anderer

derer von Kindheit auf erst in ihnen erzeugt sei. Jeder Theil hat Philosophen vom ersten Range auf seiner Seite, und da Despotismus weder im Gebiet der philosophischen Meinungen, noch im Bezirk der menschlichen Gefühle Statt hat, so mus ieder Theil dem andern mit Achtung begegnen.

Wahr ists, daß das blosse Vorherwissen solcher unvermeidlichen Zustände, die unsern Wünschen ganz entgegen sind, schon unangenehme Eindrücke auf uns mache; weshalb es grosse Wohlthat für uns ist, daß die Zukunft mit einem dichten Schleier für uns überzogen ward. Und wollte man sagen, daß dis nur daher kommen könne, weil wir mit Recht voraussetzen, daß wir in dergleichen unangenehmen Zuständen noch mit Bewustsein unserer selbst und mit Gefül derselben fortdauern werden, als welches auf den Tod gar nicht passe: so weis ich doch selbst nicht, ob diese Erklärung zureichend sei. Einer meiner ältern Bekannten gab am Tage seines Todes seinen Freunden ein Souper. Wir waren bis um Mitternacht vergnügt beisammen. Er war dem Anscheine nach

völlig gesund und wirklich so heiter, als wir ihn lange nicht gesehen. Mit Tagesanbruch bekam ich schon die Nachricht, daß er eine Stunde nach Mitternacht am Steckflus gestorben sei. Würde dieser Mann, wenn er das vorhergewust hätte, uns zu sich geladen haben, oder, wenn er dis auch gethan hätte, würde er die Fassungskraft gehabt haben, so heiter unter uns zu sein, wie er war?

Ich will mich selbst zum Beispiele nehmen. Wie, wenn ich mit Gewisheit vorherwüste, der Blitz würde einmahl in mein Haus fahren und mich im Bette tödten? Nun, dagegen wüst' ich Rath; ich liesse das Haus niederreissen und bauete mir auf einer andern Stelle ein neues. Gut; wie aber, wenn ich nur im Allgemeinen vorherwüste, daß ich einst durch Blitz sterben würde? Sollt' ich wirklich ganz gleichgültig dabei bleiben, sollte sich gar nichts von Furcht in mir regen, so oft ein Gewitter mir nahe käme? Oder gesetzt, ich wüste vorher, ich würde einmahl erschossen werden, ohne zu wissen, von wem, sollt' ich mich, so oft ich mit Andern auf der Jagd wäre, nicht besorgter nach meinen

Jagdgefährten umsehen, nicht öfter ihnen zurufen und noch weitere Distance von ihnen halten, als gewöhnlich? Sollte ich, wenn ich durch Waldungen oder hohle Wege reisete, nicht auf ieden, der mir da mit Gewehr begegnete, bekümmerter hinblicken? Wollte ich dis alles ableugnen, so würde mich mein eigenes Herz Lügen strafen. Ist das nun aber wohl etwas anderes, als dasselbe, nur in geringerem Grade und auf besondere Fälle angewendet, was von Furcht und Grauen vor dem Tode aus Vorherwissen desselben im Allgemeinen behauptet wird? Ich kann mir ia auch leicht vorstellen, daß, ie reitzbarer iemand sei, und ie lebhafter seine Fantasie sei, er auch desto mehr dabei leiden müsse.

Kann ich nun nicht in Abrede sein, daß ohne Todesvorherwissen in Millionen Menschenseelen keine Todesfurcht da sein würde; kann ich ebenso wenig leugnen, daß das Todesvorherwissen blos eine Folge der Vernunft sei: so scheint mir allerdings die Natur des Menschen durch die Vernunft mit sich selbst in Widerspruch zu stehen. Da nun durch Fortdauer im Tode dieser Widerspruch gehoben würde und in der

gesammten Menschennatur die vollkommenste Harmonie entstände; da diese Fortdauer in meinen eigenen Augen innere Möglichkeit hat: so frappirt mich der angezogene Saz allerdings ganz ausserordentlich, daß es vernunftmässiger sei, etwas Mögliches für wahr anzunehmen, als einen Widerspruch anzunehmen.

Wollte ich den Einwand machen — Wie soll der Mensch unter allen Erdenwesen einzig und allein dasienige sein, das im Tode fortdauert? so müste ich mir selbst darauf antworten — Warum ward er denn unter allen Erdenwesen das einzige, das seinen Tod vorherweis? Sollte sein Todesvorherwissen ihn nicht gar seine Fortdauer im Tode ahnden lassen, ihm solche verkündigen, verheissen, verbürgen? Berechtigt nicht eine lästige Ausnahme auf der einen Seite zu einer erfreulichen Ausnahme auf der andern, sobald diese Statt haben kann? Und wenn nun dieselbe Vernunft, welche den Menschen seinen Tod entdecken lies, ihm auch seine Fortdauer im Tode entdeckte: wäre das nicht die herrlichste Harmonie in seinem Wesen? Und wenn nun Harmonie in seinem Wesen ebenso angetroffen

getroffen werden mus, wie sie in dem Wesen aller andern Dinge angetroffen wird — und wenn sie in seinem Wesen nicht anders angetroffen werden kann, als wenn Fortdauer für ihn im Tode ist — mus ich nicht des Glaubens an Fortdauer werden?

Wie? warum durchströhmt mich in diesem Augenblick eine ganz besonders wonnichte Empfindung, die ich mit keiner andern zu vergleichen weis? Wenn ich mich wohl gar selbst mit meinem Stoicismus gegen Zernichtung getäuscht hätte!

Vierzehnte Betrachtung.

Vierter Vernunftgrund.

Ich habe vorhin auf meiner Lieblingsanhöhe meine bisherigen Betrachtungen rekapitulirt und mus gestehen, daß sie zusammen noch mehr auf mich wirkten, als einzeln. Ich befinde mich daher itzt in einer sehr glücklichen Stimmung und will fortfaren, über meine Materie nachzudenken. Geist philosophischer Unvoreingenommenheit, verlas mich nicht! — —

Wenn man sich Newton, Locke, Leibnitz, Voltaire erst in der Wiege und dann als Männer denkt: so erstaunt man darüber, was aus einem blossen sich regenden Fleischklumpen, wie das neugeborne Kind ist, werden könne. Ganz unaussprechliche Anlagen hat der Mensch. So wahr dis aber ist, so wahr ists auch, daß er offenbar viel zu viel Anlagen und einen völlig unzuentschuldigenden Ueberflus davon habe, wenn sich sein Dasein mit seinem Tode schliesst. — Die Auseinandersetzung dieses Arguments verdient die Aufmerksamkeit aller unserer Weisen.

Die unaussprechlichen Anlagen des Menschen bestehen in den überschwenglichen Fähigkeiten zu Kräften, welche der Mensch hat. Die Natur selbst erst, dann die Geselschaft, hernach das Schicksal, und endlich der Mensch durch seinen eigenen Fleis arbeiten gemeinschaftlich an ihrer Ausbildung, und es gewährt einen himmlischen Anblick, einen in hohem Grade ausgebildeten Menschen zu sehen. Daß hier nicht die Rede von körperlichen Kräften sei, versteht sich von selbst. Wie wenig sind aber derer, welche einen solchen Grad von Ausbildung erreichen! Es

würde

würde ein elender Schlupfwinkel sein, in den man sich gleichsam nur begäbe, um gleich wieder aus ihm heraus zu müssen, wenn man dis blos durch wesentliche Verschiedenheit der menschlichen Seelen, oder der Organisationen abfertigen wollte. Mangel an Erziehung, fehlender fremder Unterricht, entbehrte Gelegenheit, auch nur zuzusehen, sind bei weitem die öfterern Ursachen davon. So bleiben selbst in dem kultvirtern Europa viel Millionen in den untersten Ständen ganz unaussprechlich zurück; ob man gleich tagtäglich die Erfarung macht, daß die Zöglinge aus ihnen, welche das Glück haben, frühzeitig genug in bessere Geistespflege zu gerathen, derselben Ausbildung fähig sind. Geht man über das kultivirtere Europa hinaus, so findet man den grössern Menschenhaufen noch immer ungebildeter, roher und thierischer. Und kommt man zu den eigentlichen Wilden, hilf Himmel, wie grenzt ihr Zustand beinahe an den Zustand der Affen! Dennoch liegen in ihnen dieselben Keime zu menschlicher Vollkommenheit; denn unsere Vorvorfaren waren Wilde, wie sie.

Noch mehr. Die Hälfte der Menschheit stirbt sogar, ehe sie die Jahre erreicht, welche die Natur zur Ausbildung des menschlichen Geistes bestimmt hat. Angeborne körperliche Schwächlichkeit; übertriebene Elternliebe und Mangel an aller Elternliebe, Armut und ein halbes Dutzend gleichgefährlicher Krankheiten, welchen ieder Mensch in seinem ersten Jahrzehend ausgesetzt ist, raffen iährlich Millionen Kinder vom Erdboden hinweg. Viele werden nur auf die Erde ausgesetzt, um ein Grab auf ihr zu finden; viele kommen sogar schon todt zur Welt. Nichts destoweniger liegen in diesen allen dieselben Kraftkeime; wozu aber empfingen sie sie? Doch — lasset uns diese Frage noch aussetzen!

Der Mensch bekam nicht blos seine Kraftanlagen, um sie zu Kräften auszubilden, sondern um auch hernach die aus ihnen gebildeten Kräfte anzuwenden. So ists allenthalben in der Natur, und wenn es schon einen erhabenen Anblick gewährt, einen in hohem Grade ausgebildeten Menschen zu sehen, so ists noch ein dreimahl erhabenerer Anblick, einen in hohem Grade ausgebildeten Menschen auch in hohem

Grade

Grade thätig zu sehen. Wer an einen Gott glaubt, der muß in diesem Menschen Gottes Bild erblicken. Und dennoch steht es um die Anwendung der menschlichen Kräfte nicht besser, als um die Ausbildung der menschlichen Kraftanlagen. Die wenigsten Menschen stehen in der Gesellschaft auf der Stelle, wohin sie gehören. Aeuserliche Umstände, Geburt, Vermögenszustand, oft ein blosses Ohngefähr, weisen bei weitem den Mehresten ihren Platz an. Alle diese werden dadurch entweder ganz und gar unbrauchbar, oder sind doch nur in einem unweit geringeren Grade nützlich, als sie hätten werden können. Tausende würden es in den Wissenschaften weit gebracht haben; ihre Dürftigkeit aber zwingt sie ein Handwerk zu ergreifen. Tausende haben Künstlergenie; aber ihre Eltern bestehen darauf, daß sie studiren, und sie werden Halbgelehrte. Tausende würden gute Handwerker geworden sein, und werden der geerbten Instrumente wegen verdorbene Künstler. Selbst unter denen, welche ihren künftigen Stand selbst wählen, geschieht die Wahl nur selten ihren individuellen Talenten und Kräften gemäs.

Das Zureden anderer iungen Leute, der lockende äuserliche Reitz dieses oder ienes Berufs, der Trieb nach Ungebundenheit, irgend ein iugendliches Vorurtheil, oder ein Einfall, der bei dem geringsten Nachdenken ebenso schnell wieder vorübergegangen sein würde, wie er kam, bestimmen die Mehresten und bestimmen sie falsch. In der Folge sehen sie es ein, es ist aber zu spät und an keinen Standes- und Berufstausch mehr zu denken. So arbeiten sie dann im falschgewählten Beruf mit Unvermögen, oder mit Ueberdrus, und also in beiden Fällen nur halb. Stände iedes Glied der Geselschaft auf dem Platze, wohin es die Beschaffenheit und das Maas seiner Kräfte berufen, wie unendlichgeringer würde die Summe des geselschaftlichen Elends sein! Jeder Staat würde einem gesunden Körper gleichen, an welchem iedes Glied das Wohlsein des Ganzen und zugleich sein eigenes auf das zweckmässigste beförderte, und — von Pfuschern, womit itzt alle Stände übersäet sind, würde die Welt nichts wissen.

Man kann diese Betrachtung noch weiter führen. Sogar denen, welche nicht nur das

Glück

Glück hatten, ihren künftigen Stand selbst zu wählen, sondern die ihn auch richtig erwählten, gelingt doch häufig die Anwendung ihrer Kräfte nur zum Theil. Wie schwer hält es nicht oft für die geschicktesten und thätigsten Menschen, daß sie auch nur den gehörigen Kreis für ihre Wirksamkeit finden können! Auf der einen Seite verkannt, auf der andern zwar erkannt, aber auch zugleich beneidet, oder gar gefürchtet, sehen sie sich unaufhörlich den Unwürdigsten nachgesetzt, verliehren darüber den Muth und ziehen sich in sich selbst zurück, oder lassen sich endlich an einer Wirksamkeitssphäre genügen, in der sie nicht den zehnten Theil ihrer Kräfte verbrauchen können. Glükt es Andern, frühzeitig genug in den ihnen angemessenen Kreis einzutreten: so haben diese dafür wieder das Misgeschik, daß ihnen eine Wirksamkeit um die andere verunglückt. Es ist, als verschwüre sich Alles um sie her, sie nicht aufkommen zu lassen, und als verbänden sich sogar die Umstände, ihnen bei ieder ihrer Arbeiten die unübersteiglichsten Hindernisse in den Weg zu legen und die Ausführung iedes ihrer noch so wohl angelegten Plane unmöglich zu

machen.

machen. Noch andere arbeiten zwar in ihrer Sphäre eine Zeitlang mit Glück und Segen; es überfällt sie aber bald eine anhaltende und unheilbare Kränklichkeit, welche sie zwingt, ihre Thätigkeit aus dem Grossen ins Kleine zurückzuziehen, angefangene Arbeiten abzubrechen und noch vorhabende völlig aufzugeben. Ja, viele ruft in voller Thätigkeit und in der schönsten Blüthe ihrer Jahre der Tod hinweg, und sie täuschen wider ihren Willen die Welt, die sich noch viel von ihnen versprach. Es ist eine der auffallendsten Bemerkungen, welche ieder Kenner der Geschichte der Künste, der Wissenschaften, der gemeinnützigsten Anstalten und der Reformen macht, daß die grössesten Köpfe mehrentheils zu früh Todesschedel wurden, daß Männer, die die wohlthätigsten Proiekte bearbeiteten, vom Schicksal mitten aus der Arbeit gerufen wurden, und daß fast alle Reformatoren durch vorzeitigen Tod ihre Reformen unvollendet lassen musten.

Nimmt man dis alles zusammen, so drängt sich die Frage auf — Wie, was ist das? Erst geht von den Kraftanlagen der Menschen eine

so ungeheure Menge verlohren, daß man nicht verbürgen kann, ob auch nur der tausendste Theil davon zu beträchtlicher Ausbildung gelange, und dann bleibt wieder eine unaussprechliche Menge von wirklichen Kräften ohne gehörige Anwendung, ist entweder ganz umsonst da, oder leistet durch das, was sie leistet, nicht so viel, daß es auch nur der Mühe werth gerechnet werden könne, daß sie da sei . . . Wie passt dis mit der übrigen Natur um den Menschen her, in welcher nichts, durchaus nichts verlohren geht? Wie passt es mit der Weisheit, die wir in allen andern uns bekannten Einrichtungen der Welt antreffen? Es rühre diese Weisheit her, woher sie wolle, genug, sie ist in Allem, was uns umgiebt, da; sie leuchtet aus Allem, was da ist, hervor, und jedes Werk, das von Menschen nicht gemacht ist, trägt ihren Stempel. Vermöge dieser allenthalben aus der Natur hervorblickenden Weisheit finden wir bei allem, was in der Natur vorgeht und erscheint, einen gewissen Zweck, dessentwegen es vorgeht und erscheint, und allemahl einen um so viel wichtigern und erhabe-

nern Zweck, ie wichtiger das ist, was vorgeht und erscheint. Hier nun, bei dem wichtigsten Vorgange, bei der erhabensten Erscheinung, bei den menschlichen Kraftanlagen, die gar nicht oder doch nur zum Theil ausgebildet werden, oder bei den menschlichen Kräften selbst, die ebenso entweder gar nicht, oder nur zum Theil angewendet werden, wäre entweder gar kein Zweck, oder doch nur ein solcher, gegen den die aufgewendeten Mittel ganz unproportionirt wären, so, daß ihre Uebermasse die heilloseste Verschwendung würde, die sich ein vernünftiges Wesen nur denken könnte. So etwas kann nicht sein, sondern es mus in der Bestimmung des Menschen selbst eine Anomalie liegen, welche diese sonst völlig unbegreifliche Anomalie auf Seiten der in der übrigen Natur allgemeinsichtbaren Proportion zwischen Mitteln und Zwecken begreiflich macht, erklärt, rechtfertigt und als höchste Weisheit hinstellt.

Es kommt noch eine Vorstellung hinzu, die diese Hipothese noch über die höchste Stufe der Wahrscheinlichkeit erhebt. Es giebt nicht nur äuserst wenig Menschen, die ihre Kraftanlagen

in

in hohem Grade ausbilden und ihre Kräfte selbst in hohem Grade anwenden; sondern es hat noch keinen einzigen Menschen gegeben, der sie ganz vollkommen ausgebildet und angewendet hätte. So einen gar herrlichen Anblick ein sehr ausgebildeter und vorzüglich nützlicher Mensch reicht: so sehen wir doch bei weitem das nicht in ihm, was wir sehen würden, wenn uns sein Tod nicht um die herrlichste Herrlichkeit seines Anblicks brächte. Welcher sterbende Philosoph wird darum gern an den Grenzen seines Daseins stehen, weil er sich nun doch einmahl an den Grenzen seiner Erkenntnis erblicke? Welcher sterbende Rechtschaffene wird den Tod darum gut finden, weil er es doch, und wenn er noch so lange gelebt hätte, in seiner eigenen Güte nicht hätte weiter bringen können? Welcher sterbende Gemeinnützige wird sich über die nun zu Ende gehende Summe seiner Tage dadurch trösten, daß er die Summe seiner nützlichen Handlungen doch nicht mehr hätte vermehren können? Nein, auch der Weiseste kann noch weit weiser werden. Er hat noch weit mehr zu lernen, als er schon gelernt hat; ja, je mehr er lernt, desto mehr sieht er

selbst ein, daß er noch weit mehr zu lernen habe. Die blosse Sinnenwelt, die Natur, ist an Erkenntnissen für ihn unerschöpflich, und wenn er statt eines kleinen Jahrhunderts ein grosses Jahrtausend verlebte, so würde er mit der Erde allein nicht einmahl fertig. Und die Welt seiner Vernunft, die Welt seiner abstrakten Ideen — öfnet diese nicht seinem forschenden Geiste ein Magazin für eine ganze Ewigkeit? Heute ist der Weise weiser, als gestern; lebt er morgen noch, so kann er morgen noch weiser sein, und so fort bis ins Unendliche. — Ebenso kann auch der beste Mensch noch viel besser werden. Er kann noch immer weniger fehlen, seine Leidenschaften noch immer mehr beherrschen, unter seinen Trieben noch immer mehr Gleichgewicht bewirken und sie alle noch immer mehr unter die Souverainete des Triebes zum Guten bringen. Er kann sein moralisches Gefühl noch unaufhörlich stärken, sein Urtheil über Recht und Unrecht, über Erlaubtes und Unerlaubtes noch unaufhörlich berichtigen und verfeinern, die Beweggründe zu seinen guten Handlungen noch unaufhörlich reinigen, seine Selbstverleugnung noch

immer weiter treiben, sich zu Aufopferungen noch immer bereitwilliger bilden und durch noch längere Uebung im Guten sich noch immer stärker und gewandter im Guten machen. Heute ist der Gute schon besser, als gestern; lebt er morgen noch, so kann er morgen noch besser sein, und so fort bis ins Unendliche. — Ebenso endlich kann auch der gemeinnützigste Mensch noch viel gemeinnütziger werden. Ach wie viel ist des Guten auf Erden noch zu stiften! Ach wie viel unnöthigen menschlichen Leiden ist noch abzuhelfen! Es kann ihnen aber nicht anders abgeholfen werden, als wenn edle Menschenfreunde vereinigt daran arbeiten. Nie ist der Gemeinnützige ohne Projekte dazu, und der Tod mag ihn treffen, wenn er will, er trift ihn immer noch mitten in einigen derselben. Und hätte er alle, die er entwarf, ausgeführt, so kann er doch neue entwerfen, und wer ist geschickter zu ihrer Ausführung, als er, der Mann, der durch erworbene Menschen- Zeit- und Weltkentnis über Ausführbarkeit und Unausführbarkeit eines Entwurfs richtiger urtheilen und Hindernisse voraussehen und besiegen lernte und durch

kühnes Wirken seinen Muth längst schon gegen alle Gefaren stählte? Heute ist der Gemeinnützige schon nützlicher, als gestern; lebt er morgen noch, so kann er morgen noch nützlicher sein, und so fort ins Unendliche.

Was sehen wir hier? Was anders, als — Anlagen zu einer ewigen Fortdauer des Menschen? Wie stimmt dis mit der kurzen Fortdauer, die ihm wirklich auf der Erde zu Theile ward? Auf der einen Seite lässet er also, wie ein Wesen, das zur Unsterblichkeit eingerichtet ward, und auf der andern unterliegt er der allgemeinen Sterblichkeit noch früher, als mehrere Thierarten, die in der Mitte des Lebens alle ihre Kräfte schon ausgebildet haben, wie sie nur iemals ausgebildet werden können. Das ist etwas äuserst widersprechendes, und so wird aus dem erhabenen pompösen Anblick, den der Mensch anfangs zu reichen scheint, am Ende, wenn man ihn näher betrachtet, der nidrigste, der ärmlichste, der mitleidswürdigste Anblick. Kann man nicht die Anlagen zu Kräften, welche der Mensch hat, mit einem Grunde vergleichen, der zum Hause gelegt ward, und die Ausbildung

der Kraftanlagen zu wirklichen Kräften nebst der Anwendung der Kräfte mit dem Hause selbst, womit der Grund bebauet wird? Mus aber nicht die Grösse des gelegten Grundes mit der Grösse des darauf zu erbauenden Hauses in Proportion stehen? Legt man zu einem Kothsassenhause auch wohl den Grund, wie zu einem Palast, oder gar einen Thurmgrund? Warlich, das wäre eine unsinnige Verschwendung der kostbaren Materialien! Nun ist aber das Bauwesen in der Natur in der That nicht unvolkommener, unzweckmässiger und regelloser, als das unsrige. Wo nur kleine Hügel erbauet werden sollten, da ward auch nur ein Hügelgrund gelegt; ungeheure Berge aber bekamen auch ein ungeheures Piedestal. Ebenso erhielten auch Pflanzen, die nicht hoch wachsen, keine tiefgehenden Wurzeln; die erhabene Eiche aber, die mit ihrem Gipfel die Wolken zu durchbohren bestimmt ist, empfing eine Wurzelunterlage von der Tiefe, daß sie damit der Wut der fürchterlichsten Orkane viele Jahrhunderte hindurch Trotz bieten kann. Gleiches Verfaren sehen wir im Thierreiche. Alle Thiere haben das ihnen, ihrer Bestimmung,

ihrer Lebensart und ihrer Daseinslänge angemessenste Maas von Kräften; nirgends ist zu wenig, aber nirgends ist auch zu viel. Der Mensch allein wäre ein Wesen wider alle Analogie der Natur; er wäre das einzige Anomalon, und es liesse sich gar kein Grund angeben, warum? Er wäre einer kleinen Kothsassenhütte gleich, zu welcher ein Thurmgrund gelegt worden ist. Was kann uns berechtigen, eine so platte Sottise der Weisheit ins Gesicht zu sagen, welche in allen andern Einrichtungen der Erde, ia im ganzen Universum, so weit unsere schwachen Blicke reichen, sichtbar ist?

Nein, das wird nicht sein; das kann nicht sein. Der Mensch nahm sein Dasein und seine Kräfte aus derselben Quelle, aus welcher sie alle übrige Wesen auf Erden empfingen; so empfing und nahm er sie auch nach denselben Gesetzen und Regeln. Seine Kraftanlagen müssen also eben so gehörig ausgebildet, und seine Kräfte selbst ebenso gehörig angewendet werden, wie die Kraftanlagen und Kräfte aller anderen Erdenwesen. Geschieht dis nun gegenwärtig von vielen Menschen gar nicht, von den mehresten nur zum

Theil

Theil und von keinem einzigen ganz vollkommen: so mus noch ein künftiger Zustand bevorstehen, in welchem es, wie sichs gehört, geschehen wird. Ha, nun weis ich, warum die Menschheit so ein unbegreifliches Maas von Kraftanlagen und von Kräften habe. Nun steht das vermeinte Anomalon der Natur, der Mensch, als das oberste Produkt der allgemeinen Analogie der Natur da. Wer noch immer weiser, noch immer besser, noch immer edelthätiger werden kann, der mus es auch werden, und wer es bis ins Unendliche werden kann, der mus es bis ins Unendliche werden. Die Anlagen, welche der Mensch zur Ewigkeit hat, verbürgen ihm die Ewigkeit. Er betrachtet seinen Körper und schliesst aus den Grenzen des Wachsthums und der Kräfte desselben, daß sein Körper zur Zernichtung bestimmt sei; so weide er sich an Betrachtung seiner selbst, an Betrachtung des geistischen Wesens, das diesen Körper belebt, und schliesse aus dem unermeslichen Wachsthum, dessen die Kräfte desselben fähig sind, daß der Geist nicht zur Zernichtung bestimmt sei. So richtig iener Schlus war, so richtig mus auch dieser sein. Der Tod kann

für ihn nur Transitus zu einem zweiten Leben sein, und gewis wird er ebenso wohlthätig für ihn sein, als er unvermeidlich für ihn war. Es wird ihn einst nicht gereuen, gestorben zu sein, und auf ieden Fall kann er iezt schon aus den grossen Anlagen seiner Natur und aus dem, was er damit leistet, nicht nur ein zweites Leben mit Gewisheit erwarten, sondern sich auch vom zweiten Leben weit mehr versprechen, als vom ersten.

Funfzehnte Betrachtung.

Nochmahlige Uebersicht der vorhergehenden.

War es sein innerer Gehalt selbst, der mich dieses Argument so wichtig finden lies, oder war es nicht etwa mehr die Stimmung, in der ich mich lezthin befand? —

Ich habe nochmals belesen, was ich darüber niderschrieb, und so gebe ich gern zu, daß der Beweis aus den überschwenglichen Kräften und Kraftanlagen des Menschen vorzüglich geschickt sei, durch die Redekunst ausgeschmückt zu werden. Es ist mir aber, als wenn mehr, als

ein falsches Präsuppositum, dabei zum Grunde lägen. — —

Wahr ist das alles, was von Nichtausbildung der mehresten menschlichen Kraftanlagen und von Nichtanwendung der mehresten menschlichen Kräfte gesagt wird, und es ist nichts Uebertriebenes in der Darstellung davon, aber — das will mir nicht in den Sinn, daß, wenn die iezt nicht zur Ausbildung kommenden Kraftanlagen nicht noch in einem künftigen Leben ausgebildet und die iezt nicht zur Anwendung kommenden Kräfte ebenfals in einem künftigen Leben nicht noch angewendet würden, gar kein Zweck oder doch nur ein höchstunproportionirter Zweck ihres ganzen Vorhandenseins Statt fände. Ist das nicht in der That zu kühn abgesprochen? Müssen denn die Zwecke allenthalben für uns aufgedeckt liegen? Folgt daraus, wenn Etwas gerade den Zweck nicht hat, den wir uns einzig und allein dabei dachten, und wenn wir also keinen Zweck davon sehen, daß es wirklich keinen Zweck habe? Mich dünkt, in Entdeckung der Zwecke bei den Anstalten der Natur sind die Menschen noch am weitesten zurück.

Und wie, wenn bei näherer Untersuchung doch ein Zweck der unausgebildet bleibenden menschlichen Kraftanlagen und der unangewendet bleibenden menschlichen Kräfte in die Augen leuchtete? „Menschliche Kraftanlagen können nur da sein, um ausgebildet zu werden — menschliche Kräfte können nur da sein, um angewendet zu werden — wo also iene nicht ausgebildet, diese nicht angewendet werden, da sind beide umsonst da " sonderbarer Schlus! Kann die Nichtausbildung und die Nichtanwendung nicht dazu dienen sollen, daß auch auf dieser Seite der Menschheit Mannigfaltigkeit entstehe? Und wenn es nun unzählichverschiedene Grade der Nichtausbildung sowohl, als der Nichtanwendung, wirklich gibt; wenn beide an iedem Subiekt, woran wir sie erblicken, wirklich verschiden sind: sieht man nicht offenbar, daß durch sie zur höchstmöglichsten Mannigfaltigkeit habe hingewirkt werden sollen?

Mannigfaltigkeit ist der Stempel nicht nur der Welten, die im unendlichen Raume unter dem Nahmen der Sterne schweben, sondern auch der Wesen in ieder dieser Welten. Mannig-

faltigkeit ist der Stempel nicht nur der Wesenarten, sondern auch der Individuen ieder Art. So sollte auch Mannigfaltigkeit der Stempel der Menschheit sein. Wirklich ist er es auch auf allen Seiten bis zur Unglaublichkeit. Auf der Seite nun, von welcher hier die Rede ist, ward offenbar schon der Grund zur höchsten Mannigfaltigkeit durch die unendliche Verschidenheit der Kraftanlagen selbst gelegt. Wenn nehmlich diese, wie ich gern zugebe, das Phänomen, daß es so wenig in hohem Grade vollkommene Menschen gebe, auch bei weitem nicht ganz erklärt: so darf man doch nicht sagen, daß derienige, welcher, um dieses Phänomen zu erklären, auf sie provocirt, sich nur in einen elenden Schlupfwinkel begebe. Wenn man zugesteht, daß einige Menschen mehr zu Handwerkern, andere mehr zu Künsten, noch andere mehr zu den Wissenschaften geschickt und aufgelegt sind: so gesteht man ia dadurch selbst die Mannigfaltigkeit der Anlagen zu. Auch ists bekannt genug, daß aus vielen Menschen durchaus nichts, oder doch nur blutwenig werde, und wenn sie allen möglichen Unterricht bekommen.

men.

men. In den Kraftanlagen selbst ist also schon Mannigfaltigkeit da; die Mannigfaltigkeit konnte aber noch höher steigen und auch in der Ausbildung der Kraftanlagen erscheinen. So geschah auch dis, und es musten ganz unkultivirte Völker sein, wie in hohem Grade kultivirte Nationen; es muste auch selbst unter kultivirten Völkern blossen Mutterwitz und natürlichen Verstand geben, wie philosophischen Geist und erhöhete Vernunft; es musten Männer in voller Geisteskraft da stehen, Jünglinge mitten im Streben nach geistischer Vollkommenheit ihre Laufbahn schliessen, Kinder sterben oder gar schon todt zur Welt kommen, ia Embrionen schon wieder aufhören zu sein. Dis alles muste sein, um die Mannigfaltigkeit des Anblicks der Menschheit zu vergrössern. Die Mannigfaltigkeit konnte aber noch höher steigen; sie konnte auch in der Anwendung der ausgebildeten Kräfte sichtbar werden. So geschah auch dis sogar, und es musten ebenso Menschen auf unrechten Plätzen in der Gesellschaft stehen, wie andere darin an ihrem rechten Orte stehen; es muste ebenso manchem unter denen, die am rechten

Orte

Orte stehen, alles mislingen, wie Andern alles wohlgelingt; es muste ebenso Kränkliche geben, die zu arbeiten aufhören, wie Gesunde, die bis ans Ende fortarbeiten; es muste ebenso in der Blüte ihrer Jahre sterbende Männer geben, an welchen die Welt viel verliehrt, wie es Greise gibt, die ihr ein halbes Jahrhundert hindurch nützlich sind. Auch dis alles muste sein, um die Mannigfaltigkeit so hoch, als möglich, zu treiben. Sehen wir doch sogar, daß die Mannigfaltigkeit noch weiter hinaus beobachtet werde. Man nehme nur das Schicksal vollendeter Arbeiten nach dem Tode ihrer Bewerkstelliger. Hier hat mit einem mahle die beste gemeinnützigste Anstalt ein Ende, sobald ihr Stifter dahin ist; Niemand will sich darzu hergeben, sie fortzusetzen. Da dauert eine ähnliche fort und es greifen gleich drei für einen an ihr an; nach hundert Jahren aber zerstört sie doch ein Krieg. Dort erhält sich noch eine andere ähnliche Jahrtausende hindurch und alle Kriege der Erde können sie nicht zerstören.

Ich sehe also offenbar, daß auch die Nichtausbildung so vieler menschlichen Kraftanlagen

und die Nichtanwenduag so vieler menschlichen Kräfte wirklich einen Zweck haben, nehmlich — höchstmöglichste Mannigfaltigkeit zu bewirken. Ja, ich sehe noch mehr; ich sehe auch, daß dieser Zweck von der Erhabenheit sei, daß er völlig proportionirt zu den Mitteln sei, die für ihn aufgewendet werden, und daß der Aufwand dieser im geringsten nicht Verschwendung genannt werden dürfe. Beruhet nicht alle Schönheit auf Mannigfaltigkeit? Was anders macht uns den Anblick der Natur so schön, als sie? Was also auch anders den Anblick der Menschheit schön, als sie? Wenn alle Menschen einerlei Gestalt, einerlei Wuchs und einerlei äuserliches An- und Aussehen hätten — wäre das ein schöner Anblick? Warlich, es würde uns dabei so gehen, wie bei dem Anblick eines Tulpenkastens, der lauter gelbe oder rothe Tulpen hat! Nun, und ebenso, wenn alle Menschen einerlei Talente hätten, oder wenn alle, die ein gewisses Talent vorzüglich haben, es gleichweit ausbildeten und gleichviel anwendeten. Man spricht zwar von einem Gesetze der Sparsamkeit in der Natur; aber das Gesetz der Mannigfaltigkeit geht ihm vor,

und kommen beide Gesetze in Kollision, so wird ienes diesem aufgeopfert und mus ihm aufgeopfert werden, weil die Werke der Natur die höchste Schönheit haben sollen und diese ohne die höchste Mannigfaltigkeit nicht Statt finden kann.

Ein falsches Präsuppositum hätte ich also meiner Meinung nach in der vorhergehenden Betrachtung aufgedeckt. Es kommt mir nehmlich als falsch vor, daß, wenn kein künftiges Leben wäre, die menschlichen Kraftanlagen, welche doch da waren und nicht ausgebildet wurden, und die menschlichen Kräfte selbst, die doch auch da waren und nicht angewendet wurden, keinen Zweck hätten. Es ist dennoch, wie gesagt, ein Zweck da, und zwar ein äuserst erhabener.

Was sollte denn auch wohl aus der menschlichen Geselschaft werden, wenn alle menschliche Kraftanlagen gehörig ausgebildet würden? Unsere Kosmopoliten träumen sich dis so süs; in der Wirklichkeit aber möchte es ganz unschmackhaft sein. Brauchen wir nicht untere Stände? Müssen die untersten Stände nicht gerade die zahlreichsten und besetztesten sein? Millionen

aber,

aber, die itzt aus Mangel an Ausbildung in ihnen ruhig dahin leben, würden bei gehöriger Ausbildung entweder gar nicht in sie eintreten, oder doch bald wieder aus ihnen heraustreten, kurz, nicht in ihnen sein und bleiben wollen. Und gleichergestalt, wenn alle ausgebildete Kräfte vollkommen angewendet würden, was sollte auch aus der Welt werden? Glauben wir nicht, daß Tausende die Kräfte eines Cäsar, eines Alexander haben mögen? Wie, wenn diese alle die Rolle der Cäsaren und der Alexander spielen sollten? Und ebenso haben Millionen Unterthanen wohl dieselben Kräfte, welche ihr König hat, u. s. w. Es ist sonach ebenso unrathsam, wie vieleicht unthunlich, daß alle menschliche Kraftanlagen gehörig ausgebildet und alle menschliche Kräfte gehörig angewendet werden. Auch unthunlich, sage ich. Wenn z. E. die Gabe zu befehlen, welche so ziemlich allen Menschen eigen ist, von allen angewendet werden sollte, woher kämen dann die Gehorcher? Und wenn alle, die lebendig geboren werden, erwachsen sollten, so müsts keine schwächlichen Väter, keine alberne Kindermuhmen und keine Kinderkrankheiten mehr geben,

und

und wenn kein Embrio mehr blos Embrio bleiben sollte, so müsten die Mütter alle stark und vernünftig sein. Wem's gelingt, lebendig in die Welt zu kommen, am Leben zu bleiben, seine Kraftanlagen auszubilden und seine Kräfte anzuwenden, dem gelingts; es gelingt dis alles aber immer noch so vielen, daß die Welt an ihnen genug hat. Vorauszusehen war's nicht, wem's gelingen würde, und so musten die Kraftanlagen und die Kräfte selbst in ungeheuerstem Ueberflusse da sein.

Sollte der Zweck der Mannigfaltigkeit bei so vielen unausgebildet bleibenden menschlichen Kraftanlagen und bei so vielen unangewendet bleibenden menschlichen Kräften nicht gelten: so ist nicht einzusehen, wie man die Natur in allen ihren übrigen Anstalten rechtfertigen wolle. Daß behauptet wird, allenthalben, wo wir in der Natur Kräfte erblickten, da sähen wir sie auch nicht nur wirksam zu gewissen Zwecken, sondern auch diese Zwecke befördernd und erreichend, kann ich doch durchaus nicht unterschreiben. Millionen Erfarungen, die ich täglich mache, belehren mich, daß allenthalben in der

Natur auch eine unermeßliche Menge von Kraftanlagen entweder gar nicht, oder nur zum Theil ausgebildet, und daß ebenso unermeßlichviel Kräfte entweder gar nicht oder zum Theil nur angewendet werden. Das Gesetz der Mannigfaltigkeit aber rechtfertigt in meinen Augen auch hierüber die Natur vollkommen. Sie muste diesem das Gesetz der Sparsamkeit, welches vieleicht überhaupt nur in den Köpfen einiger Philosophen existirt, aufopfern, um überall die höchstmöglichste Schönheit hervorzubringen.

Dis führt mich auf das zweite meiner Meinung nach falsche Präsuppositum in der letztern Betrachtung, daß nehmlich — in der Natur um den Menschen her nichts, durchaus nichts verlohren gehe. Wenn dis nicht heissen soll, daß alles, was auch weiter nicht den geringsten Zweck hat und befördert, doch den grossen Allzweck der Natur, die höchstmöglichste Mannigfaltigkeit, befördere, so kann ich, wie gesagt, nicht beistimmen. Wie? kann man im Ernst den Satz, nichts in der Natur geht verlohren, in dem Verstande mir als wahr aufdringen wollen,

wollen, daß alle Kraftanlagen ausgebildet, alle Kräfte angewendet werden?

Wie viel Miriaden von Miriaden Insekten kommen schon in der Entstehung um! Wird das tausendste von den Eiern, welche unsere Hofhühner legen, auch wohl ausgebrütet? Zerstören wir nicht mit iedem Mutterthiere, das wir schlachten, die Keime ganzer Nachkommenschaften seiner Art? Wie viel Thiere werden klein von uns und von den Raubthieren verzehrt! Wie viel Fruchtknospen fallen von den Bäumen ab! Setzt unter zehen Kirschblüten oft mehr, als eine, an? Fällt von dem schon angesetzten Obst nicht noch ein grosser Theil unreif ab? Geht nicht oft durch einen Orkan die ganze Obsterndte, wie durch Hagelschlag die ganze Getraideerndte, verlohren? Welch eine ganz unermeslìche Menge von Saamen aller Art im Pflanzenreiche finden nicht einmahl Erde! Das wie vielste Waizenkorn wird wieder ausgesäet? Wie viel Miriaden von Miriaden Pflanzen vergehen schon wieder im ersten Keimen, oder wenn sie kaum aufgegangen sind? Ich habe oft einen angesäeten Fichtenwald darauf angesehen. Wie viel steht

davon nach zwanzig, dreissig Jahren noch! Nach und nach überwächset ein kleiner Theil von Fichten die übrigen. Diese sterben ab, und würden doch bei mehrerem Raume zu derselben Höhe gediehen sein. Sogar von den Steinen gilt dasselbe, und unter Millionen bildet sich kaum einer vollkommen aus, während daß die übrigen, weil sie beim Graben und Ackern aus ihrer natürlichen Lage gerissen werden, so klein bleiben, wie sie sind. Was sollte aber auch wohl aus der Erde und aus uns Menschen auf ihr werden, wenn ieder Stein sich gehörig ausbildete?

Wie es mit der Ausbildung der Kraftanlagen in der Natur steht, so steht es auch um die Anwendung der Kräfte in ihr. Wie viel mineralische Quellen mögen sein, die keinem Menschen etwas helfen, weil sie Niemand weis! Welch ein unermeslicher Schatz von Gold und Silber mag in den Bergen umsonst da sein! Wie viel heilsame Kräuter mögen verblühen, ohne daß sie nützen! Wie viel kommt beim Abmähen des reifen Getraides um! Wie viel Obstbäume leiden dergestalt durch den Frost, daß sie hernach nur elende Früchte tragen! Wie viel Wälder

in

in unbewohnten Ländern werden durch die Zeit umgeworfen, bleiben liegen, vermodern! Wie viel Vorräthe an Gemüse, Hülsenfrüchten, Obst, Fleisch und Getraide verderben noch sogar unter den Händen der Menschen! Wie viel kommt von dem Ueberflusse der Reichen im eigentlichen Verstande um! Wie viel esbare Thiere fallen durch Krankheiten in ihren Wüsteneien und ludern da! Wie viel Ochsen, Pferde, Kameele und Elephanten laufen auf der Erde wild und müssig umher, die alle auch ziehen, schleppen, tragen und pflügen helfen könnten! Und am Ende — von tausend Affen und Bären lernt oft kaum einer tanzen, von tausend Papageien, Elstern und Staaren kaum einer reden, von tausend Dompfaffen kaum einer singen, von tausend Hunden kaum einer apportiren u. s. w.

Während daß ich dis alles so hinfragte, hinexklamirte und hinwarf, wars mir schon oft, als wollte mich mein eigenes dunkles besseres Bewustsein widerlegen. Nun, da ich sorgfältiger darüber nachdenke, scheint mir in der That die Sache anders. Alles, was ich erwähnt habe, wenn es auch nicht zum bestimmten Zweck, oder

zu diesem und jenen Zweck gebraucht wird, kann doch noch zu andern Zwecken gebraucht werden und wird auch wirklich dazu gebraucht. Das geschieht zum Theil schon von uns Menschen selbst. Essen wir nicht die Hühnereier, welche wir nicht ausbrüten lassen, die Thiere, welche wir klein schlachten und die Mutterthiere, von welchen die Keime der Nachwelt noch unbedeutende Theile sind, und die eben darum noch mehr Wohlgeschmack für uns haben, weil sie das Alter noch nicht hart oder welk gemacht hat? Verzehren wir nicht den Waizen als Brod, Semmel und Kuchen, der nicht wieder gesäet wird? Wissen wir nicht das Fallobst zu backen oder zu Most zu benutzen? Verbrennen wir nicht den Baum, wenn er keine gute Frucht mehr trägt, auf unserem Heerde und in unserem Ofen? Brauchen wir nicht die kleinen Steine zum Strassenpflaster, den Kies sogar in unsern Gärten? Und — geht denn eine Sache dadurch verlohren, wenn wir sie nur nicht benutzen können? Was für uns verdirbt, wird eben dadurch für Thiere geniesbar. Hieher gehören das unreife Obst, die verdorbenen Vorräthe, das Aas esbarer

Thiere.

Thiere. Es ist unaussprechlich, wie vielerlei Thiere und besonders Insekten, die entweder schon vollkommen oder noch im Transitus sind, davon leben. Keine Brodkrume, die vom Tische fällt, kommt um; kein Waizenkorn, das beim Einerndten ausfällt; kein anderes Gesäme, an dessen Einsammlung wir nicht denken. Alles findet seinen Liebhaber und Verzehrer. Selbst von den Eiern der Insekten lebt eine ungeheure Menge von Vögeln, die in harten schneereichen Wintern umkommen müsten, wenn die Natur ihnen nicht diesen Reichthum bereitet hätte. Auch sogar aus den abgefallenen Blüten hat die Biene Honig gesammlet und die von Menschen ungesuchten Kräuter verzehren das Schaf und das Reh mit Freuden. Und am Ende — alles übrige, was weder Menschen, noch Thieren unmittelbar nützt, nützt ihnen über kurz oder lang doch mittelbar dadurch, daß es der Erde nützt. Das sich auf dem nackten Fels anlegende Moos wird durch seinen Vergang der Schöpfer der ersten Erde auf selbigem; die absterbenden kleinen Bäume aller Art, die vergehenden Pflänzgen, die abfallenden Blüten, ja sogar die verfrornen

Fruchtknospen werden ebenfalls wieder Erde und machen den Boden durch ihre Rückgabe reicher an homogenen Theilen und dadurch für ähnliche Bäume und Pflanzen fruchtbarer; wird das verhagelte Feld wieder besäet, so ersetzt es die verlohrne Erndte doppelt, und kommt iemals eine Menschenhand über vermoderte oder verbrannte Wälder und macht da, wie auf Madera, das Land urbar, so wächset ein unermeslicher Vorrath von Getraide, Obst und edlem Wein. — Die unentdeckten mineralischen Quellen leisten der Erde denselben Nutzen, wie alle übrigen Quellen; die unausgegrabenen Gold- und Silberstufen helfen, wie die übrige Steinmasse der Tiefe, die auf dieser ruhenden Berge tragen; die wilden Thiere, welche mit ihren Kräften nicht für den Menschen arbeiten, arbeiten damit für sich, und daß nicht alle Bäre tanzen, alle Hunde apportiren lernen u. s. w. verdient kaum eine Antwort, da die Quälerei dabei ins Abscheuliche geht und die Natur bei keinem ihrer Wesen den Zweck haben konnte, daß es von Menschen gequält werden sollte.

Was resultirt aus dieser ganz veränderten Darstellung der Dinge? Dis, daß in der That in der Natur ausser dem Menschen nichts, durchaus nichts im eigentlichen Verstande verlohren gehe. Und — wenn es auch wäre, darf man denn wohl mit solchen materiellen Dingen die Kräfte und Kraftanlagen des Menschen vergleichen? Wenn nun auch sogar das Materielle in der Natur nicht verlohren geht, sollte das Geistische in ihr verlohren gehen? Das geschähe ia aber doch offenbar, wenn der Mensch im Tode aufhörte zu sein. Sein Körper sogar, er mag völlig erwachsen, oder noch Embrio sein, nützt im Tode noch, vermehrt wenigstens die Erde und düngt sie mit seiner Asche. Weder seine Anlagen zur Denkkraft aber und zu den übrigen Geisteskräften, wenn er früh stirbt, noch seine ausgebildete Denkkraft selbst mit allen seinen übrigen Kräften wenn er alt stirbt, vermögen die Erde auch nur mit einem Stäublein zu vermehren. Sie gehen im allerersten Verstande völlig verlohren, wenn kein Leben nach dem Tode ist. Kann das wohl geschehen? Und da auch das unvollendetbleibendste Materielle in der

Natur ausser seinem Beitrage, den es zur Mannigfaltigkeit leistet, noch immer zu irgend einem Zweck brauchbar ist, und wenn es auch nur die fruchtbringende Erde um einige Körner vermehrte: so scheint auch das unvollendetbleibende Geistische im Menschen, das nicht einmahl die Erdenmasse vermehren kann, ausser seinem Beitrage zur Mannigfaltigkeit noch einen andern Zweck haben zu müssen. Ich nehme also nicht nur die Beschuldigung des zweiten, sondern auch sogar des ersten falschen Präsuppositums in der letztern Betrachtung zurück. Beide sind ein Paar Sätze, in welchen etwas liegt, dem ich nicht ganz widerstehen kann; ich müste mir's dann vornehmen, ihm widerstehen zu wollen. Und — das lasse ich mir auch nicht nachsagen.

Wie, wenn es nun vollends wahr wäre, daß noch kein einziger Mensch seine Kraftanlagen vollkommen ausgebildet und seine Kräfte vollkommen angewendet hätte? Und — so ists. Die Demonstration, daß der Weiseste noch immer weiser, der Beste noch immer besser, der Gemeinnützigste noch immer gemeinnütziger werden könne, und daß gar nicht abzusehen sei,

wie weit sie dis alle noch werden können, ist zu unwiderleglich; ich mus ihr beipflichten. Ich sehe Anlagen zu einem ewigen Wachsthum des menschlichen Geistes. Dergleichen Anlagen sehe ich nirgends weiter. Alle Körper haben ihr Nonplusultra von Grösse. Haben sie dieses erreicht, so stehen sie still. So gehts iedem Steine, iedem Baume, iedem Thiere, ia dem menschlichen Körper selbst. Einem ieden ist durch seine innere Anlage ein höchstes Ziel gesetzt, das er nicht überschreiten kann. Dis beweiset offenbar, daß sie alle zur Vergänglichkeit, und am Ende zur Zernichtung bestimmt sind; denn so, wie sie nicht mehr steigen und vorwärts können, gehen sie wieder rückwärts und sinken, wovon das Ende nichts anderes, als völlige Zerstörung, sein mus. Dem Geiste aber sind keine Grenzen in seiner Erkentnis, in seiner Güte und in seiner Thätigkeit gezeichnet. Ewig kann er wachsen in diesen allen, sobald er nur ewig dauret. Seine Anlagen zu ewigem Wachsthum scheinen also auch Anlagen zu ewiger Dauer zu sein. Und wären ausser seinem Triebe nach ewiger Dauer nun auch sogar noch Anlagen zu

ewiger Dauer in ihm: so — o was folgte, was folgte?

Was vom Thurmgrunde gesagt wird, ist auffallend. Im ganzen Ernst — wenn kein künftiges Leben ist, so sieht der Mensch mit seinen Kräften und Kraftanlagen ganz so aus, wie ein Kothsassenhaus, das auf einem Thurmgrunde erbauet ward. Am Menschen selbst liegt die Schuld nicht. Er bildete gern aus seine Kraftanlagen und wendete gern an seine Kräfte so viel Jahrtausende hindurch, als er sie Jahrzehende hindurch ausbildet und anwendet; er darf aber nicht. Was soll er denken? Hätte sein Körper noch Kraft zu verdauen, Milchsaft zu bereiten und das Blut im Umlauf zu erhalten, sein Körper dauerte gewis noch fort; Er selbst aber hat noch Kraft zu denken, zu wollen und zu wirken und er sollte nicht noch fortdauern, nicht ewig fortdauern, da er ewig zu denken, zu wollen und zu wirken Kraft hat? Es habe ihm diese Kraft gegeben, wer da wolle, und was da wolle; sollte nicht, wie dadurch, daß seinem Körper nur endliche Kräfte gegeben wurden, zu seinem Körper gesprochen wird — du

sollst nur auf eine Zeitlang sein — ebenso dadurch, daß dem menschlichen Geiste unendliche Kräfte gegeben wurden, zum menschlichen Geiste gesprochen werden — du sollst ewig sein?

Summa — ich mus nun beinahe anfangen, zu glauben, der Mensch sei noch zu einem künftigen Leben bestimmt; oder er schiene sich nicht nur mit sich selbst, sondern auch mit der ganzen Natur um sich her in Widerspruch zu befinden. Als Anomalon steht er einmahl da und mus dafür erklärt werden; ists nicht vernünftiger zu glauben, er sei es auf Seiten seiner Dauer, als auf Seiten der Malproportion seiner Kräfte? Im erstern Falle wäre er ein Denkmahl der höchsten Weisheit; was wäre er aber im letztern?

Sechzehnte Betrachtung.

Fünfter Vernunftgrund.

Ich bleibe nach dreimahl wiederholter sorgfältiger Belesung des letztern bei dem Resultate, das ich am Ende daraus zog.

Das einzige, was ich allenfals noch zu beantworten hätte, wäre etwa die Frage, was aus der menschlichen Geselschaft werden sollte, wenn alle menschliche Kraftanlagen gehörig ausgebildet und alle menschliche Kräfte gehörig angewendet würden, und daß also beides so unrathsam, wie vieleicht unthulich, sei. So sei es, daß es für die gegenwärtige menschliche Geselschaft nicht rathsam gewesen wäre; vieleicht geschah es auch darum nicht. Ja, es sei sogar, daß es iezt nicht thulich war. Folgt aber daraus, daß, was iezt nicht thulich, auch auf immer nicht thulich, und was iezt für die menschliche Geselschaft nicht rathsam ist, auf immer nicht rathsam für sie sein müsse? Sollte man, wenn man mit der Erhabenheit der menschlichen Kräfte und Kraftanlagen erst vertraut wird, nicht vielmehr das Gegentheil daraus folgern — nicht folgern, daß es einst noch thulich sein müsse, und daß die menschliche Geselschaft einst noch so eine Gestalt gewinnen müsse, daß es ihr sogar rathsam wäre? Auch ist ia hier gar nicht vom Misbrauche der Kräfte die Rede, daß man sich auf die Cäsaren und auf die Alexander

berufen

berufen möge. Die Menschheit wäre auf jeden Fall glücklicher, wenn es nie einen Cäsar, nie einen Alexander gegeben hätte. Und — der Gedanke, wem's gelingt, dem gelingts, kommt mir heute selbst grell vor. Was vermöge der Kräfte und Kraftanlagen gelingen kann, das, sollte man denken, müßte, wenn es etwas Gutes ist, irgend einmahl jedem gelingen, der sie hat. — — Mit gleicher Aufmerksamkeit will ich also das folgende Argument für menschliche Fortdauer in Erwägung ziehen.

Mit den herrlichen Anlagen, welche der Mensch hat, verbindet sich auch ein unersättlicher Trieb, sie noch immer herrlicher auszubilden, und dieser sein Vollkommenheitstrieb gleicht an Stärke seinem Triebe nach Fortdauer. Der Weise kann nicht nur täglich noch weiser werden, der Gute noch besser, sondern beide bestreben sich auch innigst, es zu werden. Es ist ein himmlischer Anblick, sie zu sehen, wie sie sich beeifern, in wissenswürdigen Erkentnissen und in hoher Karaktergüte unaufhörlich fortzuschreiten. Wenn nun Trieb und Anlage dazu sogar zusammenpassen, wie sollte es mög-

lich sein, daß sie fürchten dürften, durch den Tod einst mitten in ihrer Laufbahn unterbrochen und samt aller Weisheit und Tugend vernichtet zu werden? Müssen sie nicht vielmehr mit Zuversicht glauben können, daß sie, weil ihre Fortdauer im Tode innere Möglichkeit hat, ebenso, wie sie ewig in Erkentnis der Wahrheit und in thätiger Güte fortschreiten können und wollen, auch ewig darin fortschreiten werden? In der That, ie tiefer man in die Betrachtungen über die Bestimmung des Menschen eindringt, desto vollkommener wird die Harmonie seines Wesens, wenn er im Tode fortdauert, und desto widerspruchvoller sein ganzes Wesen und ein desto unauflöslicheres Räthsel der Mensch selbst, wenn Tod für ihn Zernichtung ist. — —

Das klingt freilich schön; wird aber nicht in dieser Demonstration stillschweigends behauptet, daß der Trieb, die grossen Anlagen des menschlichen Wesens unaufhörlich auszubilden, allgemein sei? Wo ist er dis? Fürwahr, wer noch nie in der Welt gewesen wäre und nach dieser Schilderung erst zu ihr käme, der müste glauben, daß er in eine Geselschaft von lauter

unersätt-

unersättlichwisbegierigen und unermüdet für das Gute thätigen Seelen eintreten würde; wie bald aber würde er seine hohen Begriffe von ihr herabzuspannen genöthigt sein! Für Millionen haben die höheren Gegenstände des menschlichen Wissens gar keinen Reitz; für Millionen liegt die Wahrheit, als das unentbehrlichste aller Güter, ganz linker Hand; Millionen fröhnen blos ihren Lüsten, sind Egoisten vom ersten Range und schränken den ganzen Begrif der Tugend blos auf äuserliche Ehrbarkeit ein, bei der sie den Strafen der Gesetze entgehen. Selbst viele von denen, welche sich den Wissenschaften widmen, treiben blosse Brodstudien und hören auf, auch in diesen zu wachsen, sobald sie durch sie ihr zureichendes Brod erlangt haben. Und ebenso sind auch viele unter den sogenannten guten Menschen nicht länger gut, als das Gutsein sie lohnt. Jene erhabene Schilderung des Menschen passt also offenbar nur auf einige Wenige, und der Trieb unaufhörlich weiser und besser zu werden, wird blos an einem ganz kleinen und unbedeutenden Theile des menschlichen Geschlechts bemerkt. Mit vollem Rechte kann

man demnach diesen Trieb, statt ihn unter die natürlichen zu zählen, unter die erkünstelten rechnen, welchen, wie schon gesagt, keine Befridigung verheissen ist.

Leider ist diese traurige Schilderung der Menschheit der Wahrheit nicht ganz unangemessen; ich glaube aber doch, daß es der Sache keinen Eintrag thue. Hier ist nicht die Rede davon, was die Menschen im Ganzen sind, sondern davon, was sie im Ganzen sein könnten und sein sollten. Die wahren Weisen und Edlen stellen das Bild hiervon in Natura an sich auf und von ihnen mus das Wesen der Menschheit abstrahirt werden. Auch mus nicht blos auf der einen, sondern auch auf der andern Seite die Schilderung der Menschheit nicht übertrieben werden. So wenig es wahr ist, daß alle Menschen weise und gut sind, so wenig ists auch wahr, daß die Zahl der Weisen und Guten so äuserstklein sei. Jenes behaupten heisst doch nur, eine Unwahrheit sagen, dieses aber behaupten ist Unwahrheit und Ungerechtigkeit zugleich; ienes behaupten ist nur süsse Schwärmerei, übertriebene Philantropie, dieses behaupten ist Verleumdung und

Misan-

Misanthropie. Gottlob, es giebt noch kluge und rechtschaffene Menschen in allen Ständen, die sich ihres Wissens und ihrer Güte freuen und die eben darum noch immer mehr zu wissen und ihre Güte noch zu erhöhen trachten. Man muß nur den Begrif der Weisheit nicht zu enge abfassen und den Begrif der Tugend nicht überspannen. Freilich, wenn der spekulatife Philosoph keinem Andern den Nahmen des Weisen zugestehen will, als nur seinesgleichen; wenn es der Mathematiker auch so macht, der Astronom auch so, alsdann wäre das Häuflein der Weisen nur klein. Wo steht denn aber diese Taxe der Weisheit geschrieben und wann hat die Menschheit sie für die einzigrichtige anerkannt? Man kann ein Weiser sein, ohne gerade ein Kartesius, ein Euler, ein Ticho de Brahe zu sein. Richtiges Denken über die ersten Wahrheiten und Gegenstände der Menschheit, praktische Kenntnisse und Philosophie des Lebens sind vieleicht die höchste aller Weisheiten. Und gleichergestalt ist auch nicht der blos ein Tugendhafter, der für die Geselschaft stirbt, sondern auch ieder, der für sie lebt. Dieser ists oft

durch sein Leben für die Geselschaft noch weit mehr, als iener durch seinen Tod für sie. Was hilft ihr z. E. der Tod so vieler Tausende, welche in nichts entscheidenden Scharmützeln fallen? Auch braucht man, um für die Geselschaft zu leben, nicht gerade auf einem erhabenen Posten zu stehen und diesen gehörig auszufüllen; man kann auch in den untersten Ständen ein sehr nützlicher und also auch sehr guter Mann sein.

Und warum haben die höheren Gegenstände des menschlichen Wissens für Millionen keinen Reiz? Warum liegt Millionen die Wahrheit linker Hand? Warum fröhnen Millionen blos ihren Lüsten u. s. w.? Liegt es nicht einzig und *allein* daran, daß sie keine solche Erziehung empfingen, welche ihre Vernunft gehörig ausbildete, und daß sie, sich selbst überlassen, auf grobe Sinnlichkeit fielen, die als thierisches Wesen für thierischgebliebene Menschen am besten sich schickt? Eine zwar etwas bessere, aber doch nicht vollkommene Erziehung erhielten vielleicht die, welche, wenn sie ihr Brod haben, auch sogar die Brodstudien liegen lassen, und die nur so lange Gutes thun, als sie sinnlichen Gewinn davon haben,

ben. Allerdings mus die Vernunft erst in einem beträchtlichen Grade ausgebildet sein, ehe der Trieb nach Wahrheit und Tugend erwacht und unersättlich wird; aber dieser Trieb ist deswegen ebenso wenig ein erkünstelter Trieb, als der Trieb nach ewiger Existenz, weil er unmittelbar aus der Ausbildung der Vernunft entspringt und der Mensch zur Ausbildung seiner Vernunft bestimmt ist. Wie sollte ich also so schliessen dürfen — „Weil der Trieb ewig in Weisheit und Tugend zu wachsen, nicht in allen Menschen da ist, so stellt er auch denen, in welchen er da ist, keine Bürgschaft für ewige Befriedigung desselben" . . Würde ich nicht vielmehr richtiger also schliessen" — Weil dieser Trieb unmittelbar aus der Ausbildung der Vernunft folgt und ieder Mensch seine Vernunft, um sie auszubilden, bekam, so müssen die, welche ietzt dumm und schlecht bleiben, in einem andern Leben den Weisen und Edlen noch nachkommen?"

Wie aber, wenn der ganze hochgerühmte Vollkommenheitstrieb der Weisen und Edlen weiter nichts wäre, als der Trieb des Menschen überhaupt, in allen Dingen immer vorwärts zu

 wollen

wollen und wenn beide blos differirten, wie Species und Genus? Was ist der unzubefriedigende Stolz anders, als der Trieb nach immer mehr? Was ist der steigende Luxus anders, als dieser Trieb? Wagt nicht sogar der Wagehals immer mehr? Sucht der Betrüger nicht immer feiner zu betrügen? Sinnet der Strassenräuber nicht immer auf ärgern Strassenraub? Ueberall derselbe Trieb — Vorwärts marsch! nur immer unter verschiedenen Gestalten, ie nachdem die Gegenstände sind, auf die er gerichtet wird. Der Eine richtet ihn auf Geld und Gut, der Andere auf Ehre, noch ein Anderer auf Schelmereien und noch ein Anderer auf — Weisheit und Tugend. Wie der Weise nie genug ausgemachte Grundsätze entdecken kann, so kann das alte kundschaftende Weib nie genug Stadtneuigkeiten erfaren. Wie der Menschenfreund nie genug Wohlthaten austheilen kann, so kann der Geizhals nie genug zusammenscharren. Wie der Lebenslustige nicht lange genug leben kann, so kann der Lebenshasser sich nicht früh genug entleiben. Wie der Heilige für seine Tugend keine Grenzen weis, so weis sie der Böſewicht auch

nicht

nicht für sein Laster. Willst du nicht etwa auch so schliessen — „weil der Geizige hier nicht seinen unersättlichen Trieb nach Geld befridigen kann, so mus ein Leben nach dem Tode sein, wo er ihn befridigen wird“ — oder — „weil der Schelm hier seinen Gedanken nach noch immer nicht fein genug betrügt, so mus ein Leben nach dem Tode sein, wo er bis zur Unsichtbarkeit fein betrügen wird???“

Welche Zusammenstellungen! Ist es anständig, ein so ehrwürdiges Theorem, als das von Bestimmung des Menschen ist, auf solche Art zu behandeln? Aber — es sei! Ja, sogar die Unersättlichkeit des Geizes und des Stolzes, sogar die immer höher steigende Betrügsucht des Betrügers bürgen aus dem allgemeinen Grunde, daß sie alle nichts Anderes, als der Trieb Vorwärts, nur verschiden modificirt und ausgeartet, sind, für die Bestimmung des Menschen zu ewiger Fortdauer ebenso, wie der unersättliche Durst des Weisen nach höherer Weisheit und das unzuermüdende Bestreben des Tugendhaften nach immer höherer Tugend. Wahr ists, weil der Geizige seinen Trieb nach Geld hier nicht be-

 fridigen

fridigen kann, so mus noch ein Leben nach dem Tode sein; wahr ists, weil der Betrüger seine Betrügsucht hier nicht befridigen kann, so mus noch ein Leben nach dem Tode sein; aber — unanständig ist der Nachsatz, daß in dem Leben nach dem Tode iener seinen Geiz und dieser seine Betrügsucht vollkommen befridigen werde. Dis sin falsche, verschraubte Richtungen des erhabenen Menschentriebes, des Triebes nach Vollkommenheit; das Verlangen nach *immer mehr* Weisheit aber und die Begierde nach immer mehr Tugend sind die wahren, wesentlichmenschlichen Richtungen desselben, und nur in diesen darf der Vollkommenheitstrieb auf volle Befridigung rechnen; denn er kann dem Menschen unmöglich gegeben sein, um seine Unvollkommenheit vollkommen zu machen. Und — denke einmahl, welche Mühe kostets, um weise, welche Ueberwindung kostets, um gut zu werden!

„O — welche Mühe kostets auch, um reich, welche Anstrengung, um vornehm zu werden!“

Ja, es giebt doch aber auch schon reichgeborne und vornehmgeborne; hast du schon gehört,

hört, daß es Weise von Mutterleibe an und Tugendhelden von der Wiege an gab?

„Hast du schon gehört, daß es Kartousche von Mutterleibe an und Sibariten von der Wiege an gab? Es ist nicht leichter, ein Bösewicht, als ein Heiliger zu werden; es ist so schwer, den vollkommenen Narren zu machen, als ein Philosoph zu sein.“

Das ist in der That doch nur auf einzelne besondere Fälle anwendbar. Den vollkommenen Narren zu machen, als vocirter Hofnarr z. E., oder auf dem Theater, mag schwer sein; aber ein vollkommener Narr zu sein ist das leichteste von der Welt. Man darf nur gar nichts lernen, so ist man's gewis. Und ebenso mag es auch wohl schwer sein, ein Taschenspieler zu werden; aber um ein unnützer und schlechter Mensch überall zu sein, braucht man weiter nichts, als sich nur seinen sinnlichen Trieben zu überlassen. Am Ende beruhet dann doch wohl auch die Ehre bei der Mühe, welche man sich giebt, darauf, daß die Mühe auf einen würdigen Gegenstand verwendet werde. Je mehr Mühe und Fleis man auf unnütze Dinge und

Narrenkünste wendet, desto verächtlicher macht man sich dadurch, und ie schwerer die Bosheit ist, desto abscheulicher ist das Herz, das sie verüben kann. Weisheit und Tugend nützen nur also — Weisheit und Tugend ehren auch nur.

Nun betrachte den Weisen, den Wissenschaftlichen, den Forscher nach Wahrheit — wie emsig, wie unermüdet lebt er dem Nachdenken gewidmet! Auf wie viel gesellschaftliche Vergnügungen thut er, um in seinem Streben nach Erkentnis nicht gestört zu werden, gutwillig Verzicht! Wie viel Nächte durchwacht er, um von einzelnen Wahrheiten endlich zum Sistem der Wahrheit zu gelangen! Es ist doch wohl unmöglich, glauben zu sollen, daß unermüdet nachdenken nicht schwerer sei, als unermüdet spielen. Es ist unmöglich, glauben zu sollen, daß es, um aus einer Geselschaft in die andere zu laufen, mehr brauche, als zwei Füsse zu haben, und daß schlafen nicht leichter sei, als lukubriren. — Betrachtet ebenso den Rechtschaffenen, den Unermüdetthätigen, den Mann, der sich für Recht und Unschuld aufopfert —

kostets

kostets ihn nichts, seinen Grundsätzen treu zu bleiben? Kostets ihn nichts, seinen Eigennutz, den er mit leichter Mühe befridigen könnte, zu verleugnen, und eine Leidenschaft nach der andern, von welcher Tausende sich überwinden und zu Sklaven machen lassen, zu besiegen und im Triumf aufzuführen?

„Wer heisſts ihnen, so zu thun? Wenn es schwerer ist, ein Philosoph, als kein Philosoph, ein Heiliger, als kein Heiliger zu sein, so bleibet zurück von Weisheit und Tugend; oder fordert keinen Ersatz für die Mühe, welche euch die eine, und für die Anstrengung, welche auch die andere kostet.“

Hier, glaub ich, nähere sich die Sache ihrem eigentlichen Entscheidungspunkte. Es beruhet nun Alles auf der Frage — Ist der Mensch bestimmt, weise und gut zu werden, oder nicht? Ich bin es mir selbst schuldig, diese Frage ausführlicher noch, als seither, zu untersuchen.

Siebenzehente Betrachtung.

Forsezung.

Freilich, wenn der Mensch etwas über oder gar wider seine Bestimmung unternähme, so strafte er sich selbst und dürfte keinem die Schuld seiner daher entstehenden Unglückseligkeit geben, als blos sich selbst. Wer soll aber entscheiden über seine Bestimmung? Wer hat das Recht, darüber den Ausspruch zu thun, so zu thun, daß wir nichts dagegen einwenden dürfen? Diogenes etwa, oder Rousseau, oder sonst ein anthropologischer Kezer, der uns gern zu Feuerländern, oder doch zu Otaheitern machen möchte? Von wem hat er die Vollmacht dazu erhalten?

Nein, über die Bestimmung des Menschen kann nur die Natur des Menschen selbst, seine Beschaffenheit und Einrichtung und seine ganze Situation entscheiden. Eine unübersehbare Welt voll Stofs zur Erkentnis für ihn ist um ihn her da; er hat das Vermögen, diesen Stof zu sammlen, und noch dazu Er allein. Völlig umsonst wäre aller dieser Stof da, wenn Er ihn ungesammlet liesse. Die Waizenkörner wür-

den

den zwar aufgesucht werden; aber die Sterne am Himmel nicht. Kaum hat er sein unteres Erkentnisvermögen eine Zeitlang geübt, so erwacht auch sein oberes. Er bildet sich allgemeine Begriffe, macht sie sich deutlich, bestimmt nach ihnen die offen vor ihm liegenden Verhältnisse der Dinge, entdeckt durch sie verborgene Verhältnisse, schliesst, reihet Ketten von Schlüssen an einander und erhebt sich dadurch zur eigentlichen Scienz. Nun erst ist er im Stande Totalüberblicke der ihn umgebenden Dinge zu thun; nun erst entdeckt sich ihm die Ordnung, Vollkommenheit und Schönheit der Welt. Wie diese gänzlich unbemerkt, unbewundert blieben, wenn Er sie nicht bemerkte, bewunderte: so kann er sie auch noch immer unaufhörlichmehr bemerken, bewundern. Von der Welt ruft ihn sein Selbstgefühl zu gewissen Zeiten wieder ab und zu sich zurück. Er lernt sich deutlich von andern Dingen unterscheiden, gelangt zum Begrif seines Ich, findet es wichtig, die Relationen aufzusuchen, in welchen die Aussenwelt mit ihm stehe, studirt darauf, sie sich immer nützlicher zu machen, und mus solchergestalt

stalt immer tiefer in die Gegenstände selbst, in ihre Kräfte und Verbindungen eindringen. Folglich ist er zur Erkentnis bestimmt und Weisheit ist sein Beruf.

Weisheit aber nicht allein, sondern auch Tugend. Kaum ist er ein Bewunderer der Vollkommenheit der Welt geworden, so fühlt er, daß er der Welt an Vollkommenheit nicht nachbleiben müsse. Er fühlt, daß *in seinen Gesinnungen und Handlungen* dieselbe *Harmonie* sein müsse, welche er in den Wirkungen des Ganzen um sich her antrift. Er fühlt, daß er durch Ausbildung seiner *moralischen* Natur der Schönheit der *materiellen* Natur erst die Krone *aufsetzen* müsse. Die Erkentnis der Verhältnisse der Aussenwelt zu ihm zeigt ihm auf der Stelle seine Pflichten gegen sie, und so mus er es sich selbst als Theil des Ganzen zum Gesetz machen, diese auf das heiligste zu erfüllen.

Auf die Frage also — wer heissts dem Menschen, weise und gut zu werden, wenn Weisheit so viel Mühe macht und Tugend so viel Aufopferungen kostet? dient zur Antwort — seine Natur; und er mus den Winken seiner

Natur

Natur ebenso folgen, wie iedes Wesen ausser ihm den Winken der seinigen folgt. Nun nimmt an, der Mensch höre im Tode auf zu sein, wozu ist er weise und gut geworden? Wozu hat er so einen Schatz von edlen Kentnissen und Gesinnungen gesammlet? Was ist der ganze Zweck der Ausbildung seines intellektuellen und moralischen Wesens gewesen? Also — er hat sich ausbilden müssen, um — vernichtet zu werden?

„Aber — geht es denn in der ganzen Körperwelt anders her? Bildet sich nicht Alles aus, um am Ende vernichtet zu werden?"

Hierauf kann mit Recht geantwortet werden — die ganze Körperwelt kann einmahl kein anderes Schicksal haben; sie hat innere Unmöglichkeit einer immerwährenden Fortdauer. Der Geist des Menschen aber kann ein anderes Schicksal haben, und es ist möglich, daß er beim Vergange seines Körpers fortdaure; warum soll er also nicht den Glauben an seine Fortdauer mit Zuversicht ergreifen? Und dann — was ist die Vernichtung in der Körperwelt? Doch wohl nichts weiter, als Zernichtung der Formen; die Materie bleibt und wird wieder zu andern For-

men

men gebraucht. Die Erkentnis und Moralität des Menschen aber wird im eigentlichen Verstande vernichtet, wenn er im Tode aufhört zu sein; denn seinem modernden Fleische bleibt die Erkentnis nicht eigen und an seinen Knochen bleibt seine Moralität nicht kleben. Beide, wenn sie zerstaubt sind, transitren in andere Körper wieder, und helfen sie hernach wieder einen menschlichen Körper ausmachen, so mus der Geist, der diesen wieder bewohnt, sich ebenso wieder erst Erkentnis und Moralität sammlen. Wozu also bei iedem Sterbenden der gesammlete Vorrath an grossen Ideen und edlen Gesinnungen? Alles andere, was der Mensch an Vorräthen sammlet, kommt doch nach seinem Tode noch Andern zu Gute. Sein Vorrath von Erde sogar, den er im Körper gesammlet hat, kommt der Erde wieder zu Gute. Wem sollen aber seine Wissenschaften und seine Tugendfertigkeiten nach seinem Tode zu Gute kommen, wenn sie ihm nicht selbst alsdann noch zu Gute kommen? Soll etwa auch iede seiner abstrakten Ideen zu den Individuen zurückkehren, von welchen er sie abstrahirt hat? Und ieder seiner moralischen Schlussätze zu den

Prä-

Prämissen, aus welchen er ihn konkludirte? Kein Anderer, als Er, kann von seiner Weisheit und Tugend Gebrauch machen; kein Anderer, als Er, kann sie sich auch nur im geringsten zueignen. Ihm, nur ihm können sie eigen bleiben; d. h. er selbst mus bleiben.

„Hat denn aber der Weise nicht seine Weisheit, der Rechtschaffene nicht seine Rechtschaffenheit gebraucht und benutzt, so lange er lebte? Haben sie ihnen nicht Vortheil und Segen auf allen Seiten gestiftet? So müssen sie genug hieran haben. Sie haben sich glücklich durch sie gefühlt, so lange sie existirten und so ist der Zweck beider erreicht.“

Wahr ists, dem Weisen gewähren der Besitz seiner Kentnisse, das Fortschreiten darin und die Anwendung davon viel Freude; er lebt und webt in seinen Ideen. Und ebenso geniesst er durch das Bewustsein, an seiner Moralität den grossen Haufen zu übertreffen, und durch das Vollbringen edler Handlungen die entzückendste Seligkeit. Aber ebendaher entsteht auch in ihm das sehnlichste Verlangen, iene Freuden der Weisheit und diese Seligkeiten der Tugend noch

länger zu geniessen, ewig zu geniessen. In seiner Natur liegt kein innerer Widerspruch gegen dieses Verlangen; vielmehr ist innere Möglichkeit da, daß es befridigt werde. Sollte er, der so brav und wacker denkt, seine herrlichen Anlagen noch ewig fortausbilden zu wollen, nicht die Befridigung mit Recht erwarten dürfen? Sollte er das Recht seiner Erwartung nicht auf Harmonie seines Wesens gründen können, die doch sein mus, weil für alle übrige Dinge Harmonie in ihrem Wesen ist?

Und dann — ist der Besitz seiner Weisheit und Tugend wirklich so ungestört, sind die Freudengenüsse, welche er aus ihnen schöpft, wirklich so rein, daß sie Lohns genug für die Treue und für den Eifer sind, womit er sie sich erwarb; — Lohns genug für so viel tausend Selbstverleugnungen, welche er ihrentwegen Zeit seines Lebens ausübt? Wie oft ermüdet er unwillkürlich in den Untersuchungen der Wahrheit und mus sie abbrechen! Wie oft macht ihn körperliches Leiden weniger dazu geschickt, ein trauriger Gemüthszustand weniger dazu aufgelegt! Wie oft stören ihn heftige sinnliche Eindrücke,

denen er sich wider seinen Willen Preis geben mus, darin! Seine Aufmerksamkeit wird getheilt; er lässet den Faden seiner Ideen fallen, oder verliehrt doch den richtigen Ueberblick der Ideenfolge; eine unerwiesene Idee schleicht sich zwischenein und er verschliesst sich in seinen Enthimemen, wie sich der Rechenmeister in seinen Brüchen verrechnet. Und ist dis alles nicht, ist er stark, heiter und ungestört genug, seine Betrachtungen zu verfolgen: so kommt er zu seinem grössesten Leiden bald hier, bald da an die Grenzen des Lichts und der Gewisheit. Da steht er und seufzt. Versucht er's und wagt sich über die Grenze der Evidenz, so tritt er in die Gefilde der blossen Wahrscheinlichkeit ein und mus sich an dieser genügen lassen, oder er geräth gar in das Land der Hipothesen, wo ihn Irlichter täuschen. So ists! Zur Erkentnis der Wahrheit berufen sich fühlend, strebt er nach Wahrheit und, wenn er mitten im Streben nach ihr ist, so lässets nicht anders, als triebe die Spötterin nur ihr Spiel mit ihm, als lockte sie ihn erst an sich und verspräche, sich ihm zu enthüllen, und als entfernte sie sich hernach wieder in

der Masse von ihm, in welcher er sich ihr nähert, um zulezt ganz aus seinen Augen zu verschwinden. Sollte nicht in ienem offenbaren Berufe des Menschen zur Wahrheit auf der einen Seite, und in dieser Unmöglichkeit, ganz zur Wahrheit zu gelangen, auf der andern, eine stille Verheissung für ihn liegen, daß er in einem künftigen höheren Zustande noch gewis einst zu ihr gelangen werde? Sollte er nicht, da diese Verheissung die grösseste Aufforderung für ihn, weiter zu forschen, und sein einziges Labsal ist, wenn er mit allem seinen Forschen nicht ans Ziel kommt, ihre Erfüllung mit Zuversicht hoffen dürfen?

Ebenso — wie oft trübet dem Rechtschaffenen den Genus seiner Güte das Bewustsein ihm immer noch anklebender Schwächen! Wie oft überrascht ihn eine kecke Begierde, die das für unerschütterlich von ihm gehaltene Gleichgewicht seines Herzens aufhebt! Wie oft stören ihn andere Menschen, bald Feinde, bald Freunde sogar, wenigstens in der Fülle des Genusses seiner selbst! Wie so gewöhnlich verstößt er in der

Welt mit seinen bravsten Meinungen, Urtheilen und Rathgebungen! Wie oft unterbricht Unbehagen seines Körpers seine Geistesheiterkeit! Wie selten gelingen ihm seine edelsten Handlungen! Bald passen die Umstände dazu nicht; bald trift er damit einen unwürdigen Gegenstand, der ihm den Beitrag, den er als Empfänger noch dazu leisten müste, versagt; bald vereitelt sie ihm ein Bösewicht, dem er damit in den Weg tritt; bald stiften sie den Nutzen nicht, den er sich davon versprach; bald setzen sie ihn wohl gar durch Schaden, den sie durch ein Ohngefähr anrichten, in Schrecken. So ists! Ja, so ists! Sollte nicht ebenfals in dem offenbaren Berufe des Menschen zur Tugend auf der einen Seite, und in der Unmöglichkeit auf der andern, die Tugend vollkommen zu besitzen, zu geniessen und anzuwenden, die stille Verheissung für ihn liegen, daß er in einem künftigen höheren Zustande noch gewis einst hierzu gelangen werde? Sollte er nicht, da diese Verheissung das stärkste Beförderungsmittel seines ausharrenden Tugendfleisses und die einzige Beruhigung für ihn ist, wenn seine besten Handlungen ihm mislingen, ihre Er-

Erfüllung ohne den geringsten Zweifel erwarten dürfen?

Wäre dis nicht, so entstände in der That die Frage, ob der Mensch klug daran thue, daß er klug zu werden suche, und ob er gut dadurch handle, daß er gut zu werden sich bemühe. Er ist doch wohl, wie alle andere Wesen, zur Glückseligkeit geschaffen? Nun ist aber bei ihm die Ausnahme gemacht, daß er einer doppelten Glückseligkeit fähig ist, einer innern und einer äuserlichen. Wenn er nun die erstere doch nie vollkommen erreichte, wenn ihn das unnütze Streben nach ihr sogar noch häufig um die letztere brächte: wäre er nicht ein Thor, wenn er nicht lieber Thor bleiben wollte? Um die äuserliche Glückseligkeit zu erlangen braucht er gar nicht sehr klug, noch weniger sehr gut zu sein. Ein ganz geringer Grad von Vernunft, den er sich ohne viel Mühe und blos durch das Leben in der Geselschaft von Kindheit auf erwürbe, reichte hierzu hin, und Herzensgüte brauchte er nur zu affektiren, wie es alle unsere Heuchler machen, die unter der Larve der Tugend alle Freuden des Lebens an sich reissen und dabei

doch

doch den äuserlichen Segen der Tugend geniessen. Spielen diese nicht in der That die einträglichste Rolle? Ja, spielen sie nicht, wenn kein Leben nach dem Tode ist, die vernünftigste sogar?

Einleuchtend muß es ia warlich iedem sein, der über Leben und Lebensgenus nachdenkt, und dis war es eben auch, was mich so sehr antrieb, die grosse Materie von Bestimmung des Menschen mit mir selbst aufs Reine zu bringen; damit ich den rechten Plan für mein kurzes flüchtiges Erdenleben träfe. Wenn ich so unsere sinnlichen Geselschaftsglieder betrachte, wie sie unbekümmert um alle höhere Erkentnis ihr Leben heiter und froh geniessen, die Natur nicht einmahl weiterer Betrachtung würdigen, als in so fern sie gut Wetter von ihr begehren, oder ihre mannigfaltigen Erndten sich zu Gemüthe führen, mit ihren Pflichten sich nicht viel befassen, sie höchstens nur obenhin verrichten, oder gar sich Leute halten, die sie an ihrer Statt verrichten müssen, dafür aber auf allen möglichen Luxus sinnen, in ihren Genüssen sich meisterlich auf Abwechselung verstehen, bald essen, bald trinken, bald schlafen, bald spielen, bald tanzen, bald iagen,

und wie sie das alles so ein Jahrzehend hindurch nach dem andern und bis ans Ende ihres Lebens thun — — sind es nicht die klügsten Menschen, wenn im Tode alles für sie aus ist? Wenn doch einmahl nicht mehr sein kann, handelt der nicht am zweckmässigsten, der das, was ist, so in aller Fülle geniesst, als möglich? Gibt man nicht dem Armen den Rath, das Wenige, was er hat, nur recht herzlich zu geniessen, um es dadurch für sich in Reichthum zu verwandeln? Es hilft alles nichts, wenn man dagegen einwendet, der Mensch sei nicht blos ein sinnliches, sondern auch ein moralisches Wesen, und so sei es ihm Pflicht, auch, wenn er im Tode vernichtet würde, seine moralische Natur so viel, als möglich, auszubilden, weil iedes andere Wesen ausser ihm, sobald es Zeit dazu hat, sich auch so vollkommen ausbilde, als möglich. Der Mensch ist doch auch einmahl so gut, wie alle andere Wesen, berechtigt, auf Glückseligkeit Anspruch zu machen; wenn ihm nun die Ausbildung seiner moralischen Natur keine vollkommene Glückseligkeit verschaft und ihm sogar noch die sinnliche raubt, die er in voller Masse haben

könnte, wer mag ihm selbige zur Pflicht machen? Ich sollte aber eher glauben, daß eben aus seiner moralischen Natur die stärkste Vermuthung für seine Fortdauer im Tode entspränge. Wie? ein Wesen, das die ewigen Gesetze der Natur einsieht, dem sie gleichsam wesentlich eingeprägt sind und das im Stande ist, ihnen nachzuahmen, sollte nicht so unzerstörbar, so ewig sein, wie diese Gesetze selbst? — —

Ist aber noch ein Leben nach dem Tode, ja — dann handeln iene sinnlichlebenden Menschen höchst verkehrt und höchst unzweckmässig. Sie bilden alsdann gerade dieienige Natur an sich aus, die der Zerstörung unterworfen ist, und vernachlässigen die ganz, welche vorzüglich nur ewig dauern wird. Wie freue ich mich deshalb, daß ich mich in diese Untersuchungen eingelassen habe! Bald, bald wird mein Lebensplan entworfen sein. Ich halte es ietzt schon fast für unmöglich, daß ich mich nun iemals zu ienen blos sinnlichlebenden Menschen gesellen werde. Es ist mir nun schon viel wahrscheinlicher, daß ich im Tode fortdaure, als daß ich nicht fortdaure. Das eben ietzt untersuchte neue Argu-

ment lässt ebenfalls wieder den stärksten Eindruck auf mich zurück. Was ist wohl eher anzunehmen, — — daß ein Wesen, welches ewig in Weisheit und Tugend fortschreiten kann, das innere und äuserliche Möglichkeit dazu hat, das sich bestrebt, täglich in Weisheit und Tugend fortzuschreiten, das sich nach ewigem Fortschreiten darin sehnt und sehnen mus — daß dis Wesen mitten in seiner Laufbahn, oder wenn es gar kaum einige Stadien erst davon zurückgelegt hat, grausam und plötzlich aufgehaleen und gleichsam zur Strafe dafür, daß es weise und gut da sein wollte, um alles Dasein gebracht werden werde — oder — daß es seinen Anlagen und Wünschen gemäs hier nur die ersten Anfangsgründe der Weisheit lernen, die ersten Versuche der Tugend machen und dann zum Lohne dafür, daß es dis that, in einen erhabenerm Zustand versetzt werden werde, wo es seinen Durst nach Weisheit stillen, sein Verlangen, ganz heilig zu sein, befridigen und einen Wirkungskreis für sich geöfnet sehen wird, in welchem es auf das höchste thätig sein, seine Thätigkeit mit vollem Glück betreiben und in den unübersehbaren guten Folgen

seiner

seiner Thätigkeit sich unaussprechlich selig fühlen kann? Noch einmahl — was ist wohl eher anzunehmen, das letztere, oder das erstere? Bei meiner Vernunft — ich schwöre, das letztere!

Mit diesem Gedanken will ich zum Vatergrabe hin. Der Abend ist so still, so heiter — mein Herz so heiter, so still, wie der Abend — o Wonne, o Wonne in und ausser mir für mich!

Elpizon,

am Grabe seines Vaters.

Ach Vater, mein Vater, wie ist mir! Noch nie war ich zur ruhigen Freude bei deiner Gruft so hoch gestimmt, als heute. Unvergeslich warst du mir zwar immer und würdest mir es auch geblieben sein bis an meinen letzten Hauch. Mit einer Art von Seligkeit dachte ich stets an die Tage zurück, wo ich dich noch hatte, wo ich erst als Kind in deinem Schosse und dann als Jüngling in deinen Armen lag. Ach, wie wohl, wie wohl war mir da! So oft ich seither daran zurückdachte, ward mir auch wieder wohl, aber

doch

doch nicht ganz so. Nun aber, wenn es möglich wäre, daß ich dich einst wieder hätte, daß ich als ausgebildeter Mann dich wieder umarmte — ach, der blosse Gedanke hieran macht, daß mir nicht nur ganz wieder so wohl, sondern noch dreimahl mehr wohl wird, als einst.

Vater, Vater, existirst du wirklich fort? Fort in höheren Regionen — in Regionen des Lichts und der Vollendung? O ist dis, so erscheine mir in dieser dämmernden Abendstille hier, hier an dem mir so heiligen Orte, wo deine Gebeine stauben! Erscheine mir nur auf einen Augenblick und reich mir den Thatbeweis für den Glauben an menschliche Fortdauer! Der edle Nazaräner sprach zwar einst, daß, wer Mose und die Propheten nicht hörte, auch nicht hören würde, wenn Jemand von den Todten ihm erschiene. Aber da war die Rede von Bussethun und nicht vom Glauben an das künftige Leben; denn man könnte sich todthören an Mose und an den Propheten und hörte doch keine Silbe davon. Auch höre ich Mose und die Propheten im eigentlichen Verstande; ich höre die Vernunft, die Mose und die Propheten, wenn sie sprachen, einzig

und allein des Angehörtwerdens werth machen konnte. Sie, sie hat mich dadurch, daß ich auf sie hörte, so weit gebracht, daß meine Fortdauer im Tode Wahrscheinlichkeit für mich hat; dein Erscheinen, Vater, würde mich also zur Gewisheit darüber bringen.

Doch — was begehr' ich von dir? Du kannst mir nicht erscheinen, wenn du auch fortexistirst. Du bist alsdann nicht mehr auf meinem Stern. Der Abfall deines Erdgewandes bewirkte deinen Aufschwung von der Erde; um zu ihr zurückzusinken müstest du erst wieder ein grobes Erdgewand anlegen können. Und — würde, wenn du mir wirklich auch iezt erschienest, und ich dadurch iezt, in diesem Augenblick, den höchsten Beweis für meine Fortdauer erhalten zu haben glaubte, dieser morgen in meinen Augen bei kälterem Nachdenken als Beweis noch gelten? Würde ich dein Erscheinen nicht für eine blosse Wirkung meiner Fantasie ansehen und ansehen müssen? Wollte ich sagen, daß, weil die Zeit doch zuträfe und du mir gerade in dem Moment erschienest, da ich dich gerufen hätte, dein Erscheinen etwas Wirkliches

gewesen

gewesen sein müsse: so würde das Zutreffen der Zeit gerade am stärksten darthun, daß ebenda, als meine Fantasie aufs höchste thätig war, auch ihre höchste Wirkung, die Wirkung, daß ich dich zu sehen glaubte, erfolgen muste.

Nun wohlan, Vater, kannst du mir nicht erscheinen, existirst du aber fort, so wirke wenigstens aus deiner Welt her zur meinigen auf mich! Wenn ich z. E. weiter über die Vernunftgründe für meine Fortdauer nachdenke, so mache, daß ich ihre Stärke gehörig empfinde!

Doch — auch dis kannst du nicht. So wenig man aus einer Welt in die andere kommen kann, so wenig und noch weniger kann man von einer Welt zur andern wirken. Du erfährsts nicht einmahl, daß ich iezt solch Begehren an dich thue.

Wozu ging ich also zu deinem Grabe her? was suche ich — was erwarte ich hier? Nichts weiter, als daß der Gedanke an dich, der du ein so weiser und guter Mann warst und der du es aus Glauben an deine Fortdauer wardst, —

dieser

dieser Gedanke, der mich nirgends in so hoher Lebhaftigkeit ergreifen kann, als hier, wo deine irrdischen Ueberreste ruhen, die Ueberreste iener lieben Arme, die mich immer so våterlich umschlossen, — daß dieser Gedanke an dich mich mit neuem Eifer beseele, in meinen weitern Betrachtungen unermůdet fortzufaren. Thue ich dis, so wird die Vernunft, welche allein entscheiden mus, meinen Glauben gewis ohne dein Erscheinen und Mitwirken aufs Reine bringen, und alle ihre weitern Argumente werden die Eindrůcke auf mich machen, die sie machen kŏnnen und machen sollen.

Du gingst einen andern Weg, Vater, als ich. Ich verlies sogar den deinigen, auf den du mich schon gefůhrt hattest. Verzeihe mir; es war nicht meine Schuld. Vieleicht aber treffen beide Wege am Ende zusammen, und dann wird in deinen eigenen Augen dein Sohn mehr Ehre von seinem Glauben haben, als du von dem deinigen. Ich bin von dem Ziele deines Glaubens nicht mehr weit entfernt; vieleicht ergreif ichs in wenig Tagen. Dann, dann soll

wie dir Christus, so mir Weisheit und Tugend mein Leben, Sterben mein Gewinn sein. Dann will ich mich auf das würdigste zum grossen Weltenwechsel bereiten; auf das würdigste will ich mich bereiten, dir einst nachzueilen, zu dir zu kommen und ewig mit dir als dein braver Sohn zu leben. O wenn das so wäre — wenn das so wäre — ach Vater — ach Vater! (breitet seine Arme über das Grab hin zum Himmel aus).

„Wie? was war das? Vater, Vater, warst du's — warst du's wirklich?"

Schöpferin Fantasie, du schufst auch iezt das Bild, verrietheſt dich aber auch selbst gleich als Schöpferin. Das war ia sein leztes Bild, das er mir reichte, das Bild, das die tiefsten Eindrücke in dir zurücklies, sein Bild, wie er im Sarge lag. Nein, Vater, so siehst du iezt nicht aus!

Achtzehnte Betrachtung.

Sechster Vernunftgrund.

Ja, nun sehe ich das deutlich ein, was ich gestern schon klar einsah, daß ich iede Erscheinung meines Vaters, die ich an seinem Grabe gehabt hätte, heute für nichts mehr und für nichts weniger, als für ein blosses Spiel meiner Fantasie, halten müste. Das, was mir zulezt geschah, war in der That nichts weiter. — Ich setze also lieber meine ruhigen Untersuchungen über die Sache meiner Fortdauer fort.

Daß der Mensch zur Tugend berufen sei, ist zwar schon erwiesen; allein es lässet sich auch noch ein anderweitiger Beweis dafür führen. Der Mensch lebt in fixirter Geselschaft von seines gleichen. Wenn er auch hierauf nicht fiele, um sich als Mensch auszubilden, welches sonst nicht geschehen könnte: so würden ihn doch die wilden Thiere dazu zwingen. Wir, die wir seit Jahrhunderten und Jahrtausenden schon in Societät leben, haben freilich keinen Begrif mehr vom Thierzwange zur Societät; allen aber, die ein seither unbewohntes Land erst zu bewohnen an-

fangen, wird die Sache sehr versinnlicht. Sie sind verlohren, wenn sie sich nicht vereinigen. Und — wenn uns nun auch die wilden Thiere nicht mehr zwingen, in fixirter Geselschaft zu leben, wie könnte die Fortpflanzung unseres Geschlechts bestehen ohne sie? Es ist ia mit den Menschen nicht, wie mit den Raupen, die die Sonne ausbrütet, oder wie mit den Küchen, die auf der Stelle die Grütze aufheben, sobald man nur mit dem Finger aufpickt, oder wie mit den Kanarienvögeln, die nach einigen Wochen sich selbst äsen, oder wie mit allen übrigen Thieren, die nach Verlauf eines Jahres ihrer Eltern nicht mehr bedürfen. O wie unweit länger sind menschliche Kinder ihrer Eltern bedürftig! Also — häusliche Geselschaft folgt auf der Stelle auf die Geselschaft der Menschen aus Thierzwang. In dieser kleinen Geselschaft entstehen nun schon mannigfaltige Verhältnisse, deren Gleichgewicht einzig und allein das Glück derer ausmacht, welche in ihr leben. Die Kinder verhalten sich zu den Eltern, wie Hülfsbedürftige zu Helfern, und so umgekehrt. Wenn die Eltern den Kindern nicht helfen, so sind die Kinder verlohren, und

wenn

wenn die Kinder sich von den Eltern nicht helfen lassen, d. h. ihnen gehorchen, so sind Eltern und Kinder verlohren. Hier sind also schon kleingesellschaftliche, d. h. häusliche Pflichten, und auf ihrer gegenseitigen Erfüllung beruhet alle häusliche Glückseligkeit. Die sich vermehrenden kleineren häuslichen Gesellschaften kommen aber bald einander näher und formiren eine grössere bürgerliche Gesellschaft. Jede Familie ist ein Staat im Kleinen, und ieder Staat eine Familie im Grossen. Nun entstehen neue Verhältnisse, deren Gleichgewicht ebenfals alles Glück der bürgerlichen Gesellschaft ausmacht. Wird diesen Verhältnissen nicht gemäs gehandelt, so ist der ganze Staat elend; und so entstehen grosgesellschaftliche, d. h. bürgerliche Pflichten, auf deren gegenseitiger Erfüllung alle bürgerliche Wohlfart beruhet.

Die Erfüllung aller dieser klein- und grosgesellschaftlichen, aller dieser häuslichen und bürgerlichen Pflichten heisst — Tugend. Wird der Mensch erst durch Thiere zur fixirten Gesellschaft von seines gleichen, wird er hernach durch Fortpflanzungstrieb zur häuslichen und durch natür-

lich sich ereignende Umstände zur bürgerlichen Geselschaft gezwungen — wer kann noch zweifeln, daß sein Beruf der Beruf zur Tugend sei? Was sollte wohl aus der häuslichen, was sollte aus der bürgerlichen Geselschaft werden, wenn die Glieder derselben nicht ihren Verhältnissen gegen einander gemäs handelten, d. h. ihre Pflichten erfüllten?

Viele von diesen Pflichten werden nun zwar durch die Natur, durch selbstbestimmtes Wohlwollen, durch Liebe und Freundschaft, und durch begünstigende Umstände leicht gemacht; es gibt aber auch andere, bei denen die Natur nicht hilft, für die Liebe und Freundschaft nicht sind, und deren Uebertretung sogar die Umstände anrathen. Wodurch soll da der Mensch bestimmt werden, sie dennoch zu erfüllen? Als vernünftiges Wesen sieht er ein, daß das ganze geselschaftliche Leben ein stillschweigender Vertrag sei. Jeder Vertrag setzt reciproke Pflichten voraus. Warum soll er die seinigen erfüllen, wenn die Reciproke nicht Statt findet? Auf ieden Fall ist es alsdann einträglicher für ihn, seine Pflichten auch zu ver-

letzen. Was soll ihn davon abhalten, wenn er an das Ewige nicht glauben darf? Was?

„Der Gedanke, daß er ein moralisches Wesen sei, daß er seiner moralischen Natur immer gemäs handeln und in dem Bewustsein, dis gethan zu haben, seinen Lohn und seinen Ersaz für alle daraus entspringende Verluste finden müsse; der Gedanke, daß er seine Handlungsweise nicht nach den wahrscheinlichen Folgen seiner Handlungen, sondern nach seiner innern Verbindlichkeit zu ihnen, bestimmen müsse; der Gedanke, daß er das Gute thun müsse, weil es gut ist, ohne zu berechnen, ob es auch für ihn gut sei, oder nicht."

Das klingt heroischschön — fürwahr! Begehrt man aber nicht von dem grössesten Theile der Menschen übermässig zu viel, wenn man verlangt, daß er sich auch nur zu dergleichen Gedanken erheben solle? Hierzu wird ein sehr ausgebildeter Verstand und ein überaus feines moralisches Gefühl erfordert; welche beide nur Folgen einer vollkommenen Erziehung sind. Wie wird denn aber der grosse Haufe erzogen? Wird an ihm viel mehr ausgebildet, als die

gröbeste Sinnlichkeit? Lernt er seinen Verstand weiter anwenden, als allenfals auf die Dinge um sich her, die zu seinem künftigen äuserstengen Wirkungskreise und zu seiner künftigen äuserst-nidrigen Lebensart gehören? Und — wie ist der moralische Unterricht beschaffen, den er empfängt? Er erwächset unter Menschen, die sich den gröbesten Leidenschaften überlassen; die erste bleibendste Bildung, die Bildung durch Beispiele, welche er erhält, ist schrecklich. Kaum ist sein erstes Jahrzehend verflossen, so ist er so unmoralisch, wie die Generation, von der er entstand. Wie soll der mündliche Unterricht der Lehrer hernach dem Herzen die Richtungen wieder nehmen, die der weit vollkommenere Unterricht durch Thaten ihm schon gegeben hat? Und was für einen Unterricht bekommt der grosse Haufe auch von seinen Lehrern? Wird der Moral viel dabei gedacht? Man bläuet ihm unfruchtbare Dogmen ein, die er blos auswendig lernt; man verdammt die guten Werke, gibt ihm allenfals die zehen Gebote, sagt ihm aber dazu, daß er sie nicht erfüllen könne, und tröstet ihn deshalb mit dem vollgültigen Verdienst Christi, der an

seiner

seiner Statt das Gesetz erfüllt habe. Werden nicht Millionen und abermahl Millionen noch bis auf den heutigen Tag so erzogen? Wie kann man von diesen allen verlangen, daß sie in Vorstellungen, für die sie gar keinen Sinn haben, in Vorstellungen von ihrer moralischen Natur und von innerer Verbindlichkeit zum Guten auch nur den geringsten, geschweige dann den stärksten Antrieb zum Guten finden sollen?

Ja, noch mehr! Alle die Millionen, welche auf solche Art erzogen werden, treten hernach in Stände und Lebensarten ein, wo sie sich vom Morgen bis zum Abend, und das einen Tag und alle Tage, mit körperlichen, größtentheils schweren Arbeiten beschäftigen müssen, um nur ihr kümmerliches Brod zu verdienen. Dadurch wird ihr Geist noch obendrauf nidergeschlagen und verliehrt erst die Kraft, und dann sogar die Lust, sich zu Betrachtungen über seine höhere Natur zu erheben. Nicht einmahl Zeit haben sie dazu. Ihre beschwerlichen Beschäftigungen stumpfen auch vollends noch alles übriggebliebene moralische Gefühl ab, und ihre Weltlage, die so äuserst arm an Genüssen ist, wird ihrer

Sittlichkeit auch nicht sonderlich beförderlich. Der Anblick derer, welche übermässig zu viel haben, während daß sie zu wenig haben und kaum das Leben erhalten können, macht sie unzufriden, neidisch, betrügerisch, und es kommt kein Gedanke an Gutesthun in ihre Seele, wenn sie nicht baar dafür bezahlt werden. Dieienigen, welche ia ohnedis vor Andern noch gut sind, sind es blos darum, weil sie die Hofnung eines bessern Lebens, wo sie für ihre Tugend belohnt werden würden, aufrechthält; und die sehr Bösen werden von der höchsten Bosheit blos durch die Furcht vor den Strafen iener Welt noch zurückgehalten. Lohn und Strafe von aussen her sind die einzigen Ideen, welche sie zu ihren Handlungen bestimmen.

Fiele also der Glaube an das künftige Leben weg, so hätten Millionen zum Guten, das nicht belohnt wird, keinen Antrieb mehr, und vom Bösen, das nicht bestraft wird, keinen Abhalt mehr. Was sollte dann vollends aus der menschlichen Geselschaft werden? Alle diese Menschen würden alsdann, wenn weiter nichts für sie zu hoffen und zu fürchten wäre, durch Recht und

Unrecht sich so viel sinnliche Freuden und eine so äuserstglückliche Lage zu verschaffen suchen, als möglich. Alle bürgerlichen Verhältnisse würden dadurch zerstört werden; eine allgemeine Unordnung würde entstehen und der Philosoph, welcher diese durch Wegnahme des Glaubens ans Ewige gestiftet hätte, würde sie warlich durch all sein Raisonnement über die Würde der menschlichen Natur und über die innere Verbindlichkeit des Menschen zur Tugend die Ordnung nicht wiederherzustellen vermögen. Ein Satz also, auf dem offenbar das ganze Wohl der menschlichen Geselschaft beruhet, mus wahr sein; oder es entstände hier abermals eine ungeheure Disharmonie in der Sache des Menschen. Er wäre offenbar zur Geselschaft bestimmt und fände in der Geselschaft sein Verderben.

Liegt in diesem Argument auch wirklich so viel, als man darin anzutreffen glaubt? Wird ein Satz dadurch an sich wahr, weil Millionen blos darum, daß sie so schlecht erzogen werden und hernach in so elenden Lagen sich befinden, seiner bedürfen, um gut zu sein? Freilich, wenn man für ihre edlere Erziehung nicht sorgen, ihre

Weltlage nicht verbessern will, so mus man ihnen allerdings so eine Lehre predigen, um sie in Zaum zu halten, und wenn sie sie dann aufs Wort glauben, so ists gut. Man erziehe sie aber besser, man beglücke ihre Weltlage mehr, so werden sie des Lehrsatzes vom künftigen Leben nicht bedürfen, sondern das Gute aus Vernunftgesetz, aus Pflichtgefühl und aus lebendiger Ueberzeugung von ihrer innern Verbindlichkeit dazu thun.

Dieser Vorschlag hat etwas Grosses gegen sich, nehmlich, daß er — unausführbar ist. Wohin denken die, welche ihn thun? Das ist Wahrheit, beweinenswürdige Wahrheit, daß für die Erziehung in den untern Ständen noch zu wenig geschiehet und daß mit leichter Mühe vielen Mängeln derselben abgeholfen werden könnte. Leider erstreckt sich der ganze Einflus der in diesem Jahrhundert verbesserten Erziehungskunde nur immer noch auf die höheren und mittleren Stände. Heil deshalb, und Ehre und ewiger Nachruhm dem Fürsten, der auch für bessere Volkserziehung in seinem Lande sorgt! Aber — den Leuten in den untersten Ständen eine

eine solche Erziehung zu geben, bei der sie sich zu einem so feinen und richtigen moralischen Gefühl erheben sollten, als dazu nöthig ist, wenn sie das Gute blos aus innerer Verbindlichkeit dazu und aus Vernunftgesetz thun sollen, ist platterdings unmöglich.

Wie sollte diese Erziehung veranstaltet werden? — Verbesserte Volksschulen thun viel; aber so viel können sie in Ewigkeit nicht leisten, als hierzu erfordert würde. Ehe die Kinder zur Schule kommen, sind sie in dem Hause ihrer Eltern schon unmoralisch geworden, und wenn hernach der Lehrer noch so guten moralischen Saamen in der Schule ausstreuet, so wird doch gleich nach der Schule der gute Saame durch das Unkraut böser Beispiele, die ihnen die Eltern von neuem geben, gleich wieder im Keim erstickt. Es müsten also solche öffentliche Erziehungshäuser sein, wo die Kinder nicht nur Schulunterricht, sondern auch immerwährenden Aufenthalt hätten; solche Erziehungshäuser, wohin sie nicht erst mit den Schuliahren, sondern sogleich, wie sie geboren wären, gebracht würden. Kurz, alle Konnexion der Kinder mit den Eltern müste

von der Geburt an aufhören. Ist dis in bevölkerten Staaten praktikabel? Ja, wäre es, wenn es auch praktikabel wäre, nicht gegen alle Humanität? Also — die iezige Generation mus an der Erziehung der kommenden in den untersten Ständen Antheil behalten, und sobald dis ist, ist an eine allgemeinvollkommene Volkserziehung nicht zu denken. Man müste ia die gegenwärtige Generation erst umschaffen, wenn sie eine bessere erziehen sollte; und wie soll dann nun diese Umschaffung wieder bewirkt werden? Was mögen doch unsere Philosophen also bei solchen Vorschlägen denken? Es ist platterdings unmöglich, die Menschheit im Ganzen so zu erheben, daß sie zu einem solchen verfeinerten Sinn für das Moralischgute gelange, der sein müste, wenn er allgemeine Tugend einzig und allein befördern sollte.

Und gesezt, alle Menschen könnten dazu erhoben werden; was würde der natürliche Erfolg davon sein? Eine gänzliche Zerstörung der Geselschaft! Würden Menschen, die so verfeinert wären, wohl Lust haben, in den untersten Ständen zu leben? Wie verträgt sich feines

moralisches Gefühl mit groben, wohl gar schmutzigen körperlichen Arbeiten? Diese müssen aber doch verrichtet werden, und es gibt der groben Arbeiten, wenn die Gesellschaft bestehen soll, weit mehr, als der leichten. Untere Stände müssen also nicht nur sein, sondern sie müssen auch die Besetztesten unter allen sein. Zwänge man nun aber den solchergestalt verfeinerten grossen Haufen am Ende in die untern Stände, oder begäbe er sich selbst aus Noth in sie: so würde sein feineres Gefühl bald wieder darin verlohren gehen. Ist es denn aber genug, daß es in ihm Plaz fasse, oder mus es nicht auch Plaz in ihm behalten? Wahr ists immer freilich auch, daß zur Verbesserung der elenden Lage der untern Stände mehr geschehen könnte: Die Menschheit in selbigen trägt viel Leiden ohne Noth, und Heil und Preis und ewiger Nachruhm ebenfals dem Fürsten, welcher für Mässigung des Volksdrucks in seinem Lande sorgt! Aber — den Leuten in den untersten Ständen so eine Lage zu verschaffen, daß sie ihr feines moralisches Gefühl ebenso beibehielten, wie unsere Philosophen es zu haben vorgeben, und wie es

auch in der That da sein müste, wenn es Antriebs genug zum Guten sein soll, ist ebenfals wieder platterdings unmöglich; oder man müste die untern Stände auch in obere verwandeln.

Es liegt also wohl nicht an einem Ohngefär, oder blos an solchen Umständen, die abgeändert werden könnten, sondern es liegt an der Natur der Sache, am Wesen der bürgerlichen Gesellschaft selbst, daß nur bei weitem der kleinste Theil der Menschen sich zu einem so hohen Pflichtgefühl erhebt, welches alle andere Antriebe zum Guten unnöthig machen soll. Wenn dis nun erwiesene Wahrheit ist, und wenn auf der einen Seite die Menschen zur Geselschaft bestimmt sind und in Geselschaft nur durch Tugend glücklich werden können, wenn aber auf der andern der grössesté Haufe nicht tugendhaft sein würde, falls kein Leben nach dem Tode wäre: so liegt doch viel in diesem Argument, und es bringt, wenn es zu den vorigen Argumenten hinzugefügt wird, die Wahrscheinlichkeit der menschlichen Fortdauer im Tode allerdings noch auf einen höheren Grad.

Neunzehnte Betrachtung.

Fernere Erwägung dieses Arguments.

Es fragt sich aber ferner auch mit Recht, ob das Pflichtgefühl in irgend einer menschlichen Seele iemals schon so ausgebildet worden sei, oder ausgebildet werden könne, daß es hinreichend sei, den Menschen in allen Lagen des Lebens gut zu erhalten.

Man verstösst freilich mit dieser Frage bei den Männern, welche solches behaupten; denn indem sie die Zulänglichkeit des Pflichtgefühls zum Guten behaupten, sagen sie auch zugleich, daß es ihnen selbst zulänglich dazu sei. Wäre das nicht, so wärens artige Herren, die von andern Menschen etwas verlangten, was sie selbst nicht aufzuweisen hätten. Also — sie behaupten's tacite damit von sich. Mithin verstösst man allerdings durch die ihnen unerwartete Frage gegen sie; das schadet aber nicht. Der Mensch hat zwar nicht nöthig, sich schlechter zu machen, als er ist; er hat aber auch nicht nöthig, eine Schande in etwas zu setzen, worin keine Schande ist.

Die

Die Frage — was wird mir dafür? — wenn man eine beschwerliche Pflicht leisten soll, ist allen Menschen wesentlicheigen, und man braucht den Philosophen, die es übel nehmen, wenn man sie auch in Verdacht dieser menschlichen Frage hat, nicht eben ins Herz sehen zu können, man darf ihnen nur bei Gelegenheit auf die Finger sehen, um sich zu überzeugen, daß diese Frage zu seiner Zeit von ihnen auch gethan werde. Die Frage ist auch einem ehrlichen Manne gar nicht übel zu nehmen; nahm sie doch der Philosoph von Nazaret seinen Aposteln nicht übel, sondern fands für billig, sie zu beantworten, und beantwortete sie sehr genugthuend. Ja, er selbst, der grosse Mann, dessen Pflichtgefühl doch wohl recht ausgebildet war, hatte auch seine Stunden, wo er wohl bei sich selbst fragte — was wird mir dafür? Ausser dem Gedanken — auf daß ich thue, wie mir der Vater geboten hat — war auch der Gedanke in seiner Seele — ich habe dich verklärt, Vater; so verkläre du mich nun auch! Und dieser letztere Gedanke war es eigentlich, der ihn in den letzten schrecklichsten Lagen aufrecht

erhielt, als die unzuverleugnenden sinnlich-schmerzhaftesten Empfindungen den erstern nicht mehr kraftvoll genug sein liessen. In seinem Gebete z. E., wodurch er sich zu seinem Hingange einweihete, sprach er viel von der Herrlichkeit mit sich selbst, die ihn ienseits für seinen Märtirertod erwarte; wie viel mehr mag er in der Stunde des Märtirertodes selbst davon mit sich gesprochen haben!

Es leuchtet sonach wohl in die Augen, daß es gewisse Lagen des Lebens gebe, wo das Pflichtgefühl, und wenn es das möglichst ausgebildete wäre, nicht hinreichend ist, den Menschen gut, so gut zu erhalten, daß er gar nicht nachlassen sollte. Wenn z. E. Jemand bei seinen edelsten Handlungen immer verkannt wird, wenn die, welche sie von ihm erhalten, ihn immer mit grösserem Undank lohnen — sollte das nicht den Eindruck auf ihn machen, daß er sich endlich zurückzöge? Wenn Jemand, den seine Feinde unaufhörlich verfolgen, so, daß er seit zwanzig, dreissig Jahren keinen ruhigen Augenblick hatte und auch in seiner ganzen übrigen Zukunft keinen hoffen darf, unerwartet Gelegenheit bekommt, eine

solche Rache an ihm zu nehmen, wodurch er auf Lebenszeit seine Ruhe gründen und sichern kann — sollte er nicht diese Gelegenheit als ein ihm vom Schicksal selbst dargebotenes Rettungsmittel ansehen zu müssen glauben? Wenn Jemand, der aus zarter Gewissenhaftigkeit den Unterschleif nicht machte, den tausend Andere machen, die ihn unter die erlaubten zählen und sich dabei wohl befinden, sich und die Seinigen dadurch in die äuserste Dürftigkeit versetzt sieht — sollte er nicht mit der Zeit auf andere Gedanken kommen?

Doch, dis ist noch alles nichts gegen die Fälle des wirklichen Märtirerthums, welche im häuslichen und im bürgerlichen Leben, wie ehemals in der Religion, vorkommen. Der Vater, der sich für seine Familie todtarbeiten mus — der Mann, den sein Weib tödtärgert — der Bürger, an dem Justizmord verübt wird — der Soldat, der fürs Vaterland fallen mus — — wie? diese alle sollten die Frage nicht thun dürfen — was wird uns dafür?

Man sage nicht, das gehe nun einmahl durch die ganze Natur so, daß Theile für das

Ganze aufgeopfert werden, und so müßte bei diesen auch dieselbe Frage geschehen. Mit Recht wird hierauf geantwortet — es ist ein grosser Unterschied, ob ein Wesen, das für das Ganze aufgeopfert wird, diese Frage selbst thun könne, oder nicht. Alle iene leblosen oder zwar lebendigen aber doch vernunftlosen Wesen, welche zum Besten des Ganzen sterben oder vergehen, können sie nicht thun; sie haben keine Vorstellung von ihrer Aufopferung, und sterben oder vergehen müssen sie doch einmahl. Der Mensch aber kann diese Frage thun; er weis es deutlich, daß er aufgeopfert werde, und so folgt aus dieser Wissenschaft für ihn das Recht zur Frage — wie komme ich gerade dazu und was wird mir dafür? Da nun in allen hier erwähnten Fällen gar nicht auf die Frage geantwortet werden kann, wenn kein Leben nach dem Tode ist: so folgt wohl daraus, daß der Mensch das Ewige hoffen müsse, weil er sonst keinen Antrieb zu solchen in hohem Grade guten Handlungen, geschweige gar zur Ausharrung in selbigen hätte. Er fände sich ganz verlassen und ohne alle Unterstützung; was müßte er thun? Nichts anders, als das

Zeitliche wenigstens retten, wenn das Ewig nicht zu erwarten ist! Nichts anderes, als sich ieder solcher Pflichten entziehen, die sogar seine Existenz kosteten.

Philosophen, welche dennoch behaupten, daß auch in solchen Lagen das blosse Pflichtgefühl aufrechthalten müsse, sind ia in dergleichen noch nicht gewesen, und so müssen sie es uns Andern nicht verdenken, wenn wir es wenigstens erst erwarten wollen, wie sie, wenn sie iemals noch in selbige kämen, sich darin machen würden. Auch ist immer noch zu untersuchen, ob nicht bei denen, welche es ganz aufrichtig damit meinen, wenn sie sagen, daß ihr blosses Pflichtgefühl sie stark genung machen würde, für die gute Sache zu leiden und zu sterben, dennoch ein dunkles Ahndungsgefühl der Ewigkeit mitwirke. Es kann dis geschehen, ohne daß sie sich dessen deutlich bewust sind; denn wir schreiben oft diese oder iene unserer Gemüthsstimmungen diesem oder ienem Motif zu, da sie doch aus einem ganz andern entstand. Ja, es kann ia doch auch sein, daß wenigstens ehemals in solchen Philosophen der Glaube an die Ewigkeit ihr Pflicht-

gefühl

gefühl gegründet, oder doch gestärkt habe, und daß sie es nun entweder gar nicht, oder doch nicht in so hohem Grade haben würden, wenn iener nicht gewesen wäre. Wer kennt die Ursprünge aller seiner Ideen? Wenn wir bis auf die letzte gekommen sind, vergessen wir oft die ersten und üben wohl eine Art von Undank gegen diese aus, den wir uns auch aus Pflichtgefühl nicht zu Schulden kommen lassen sollten. Es ist ia doch nicht zu leugnen, daß wir alle von Jugend auf die Lehre von einem künftigen Leben lernen und daß sie uns beim Religionsunterricht recht ausdrücklich und ausführlich beigebracht werde; welcher Philosoph kann denn nun wohl bestimmen, wie viel oder wie wenig Einflus sie ehemals auf die Bildung seines Pflichtgefühls gehabt habe? Wenn dieses nun auch iezt festſtände ohne iene, folgt daraus, daß es ohne sie zum Feststehen gelangt sein würde? Ja, wenn das Pflichtgefühl sich vor allem empfangenen Religionsunterricht schon völlig ausbildete! So aber ist es Thatsache, die keines Beweises weiter bedarf, daß es sich in uns allen erst nachher ausgebildet hat, und so ist keiner von uns im Stande,

zu berechnen, in wie fern nicht nur überhaupt die Religion, sondern auch iede ihrer Lehren besonders dabei mitgewirkt haben möge.

Man stellt sich die Sache doch auch nur so ungezogen vor, daß der Mensch von seinen guten Handlungen Nutzen verlange; in der That ist sie es gar nicht. Dis ganze mit Unrecht so verschrieene Begehren des Menschen ist nichts anderes, als sein ganz unschuldiger und ihm wesentlicher Vollkommenheitstrieb. Der Mensch will immer vorwärts und mus immer vorwärts wollen — auch in seiner Glückseligkeit. Kann er dis wackerer ins Werk setzen, als durch gute Handlungen? Ich dächte, wer nur dadurch erst selbst glücklich sein will, daß er Andere glücklich macht, dem wäre es wohl zu gönnen, daß er sich selbst auch dabei nicht vergässe. Warum soll er denn seine Uneigennützigkeit so weit treiben, daß sie die gróssete Ungerechtigkeit gegen ihn selbst würde? Wie kann man ihm also zumuthen, daß er solche gute Handlungen ausüben solle, bei denen er sich selbst so vergessen müste, daß er sogar das Glück, das er schon hat, ia seine Existenz selbst, aufs Spiel setzte?

Sollte so eine Zumuthung nicht gegen alle Natur eines vernünftigen Wesens sein? Darf der Mensch aber das Ewige hoffen, so kann er auch getrost solche gute Handlungen verrichten, die ihn um Geld und Gut, um Haus und Hof, um Vaterland, Freiheit und Leben bringen. Entsteht nicht hier abermals durch seine Fortdauer im Tode eine der schönsten Harmonieen in seinem ganzen Wesen?

Und dann — soll denn der gute Mensch in seiner Uneigennützigkeit etwa auch so weit gehen, daß er sogar der Freude über seine guten Handlungen den Zugang zu seinem Herzen verschliesse? Nein, antwortet man; eben in dieser Freude, die aus dem Bewustsein, seiner moralischen Natur gemäs gehandelt zu haben, entspringt, finde er den Lohn für seine Tugend und — habe daran genug!

Nun, das wäre doch etwas! So wird doch wenigstens dem armen Menschen das Recht, nicht ganz unbelohnt Gutes thun zu sollen, zugestanden. Er darf sich also freuen über sein Gutes; darf sich schon freuen vorher, ehe er es thut, darf sich freuen mitten im Thun, darf

sich freuen nachher, wenn er es gethan hat — nicht wahr?

„Zugestanden! Vor allen Dingen ist die Freude nachher sein schönster Lohn; denn vor dem Thun weis er noch nicht, ob es ihm auch nur zum Theil gelingen werde, und im Thun selbst weis er noch nicht untrüglich, ob es ihm ganz gelingen werde. Aber — o wie thut es dem Herzen nach Jahren erst wohl, seinem ärgsten Feinde einst Ehre oder Leben gerettet zu haben, sich durch Verhinderung grosser Bosheit grosse Verfolgung zugezogen zu haben, für das gemeine Beste sich an die gefährlichste Spitze gestellt und grosse unverdiente Leiden unerschütterlich getragen zu haben!“

Gut; wie steht es nun aber um diese Freude über sein Gutes, wenn sogar Märtirertod gestorben sein mus??? Vorher kann die Vorstellung der damit verbundenen fürchterlichen Schmerzen wohl eben keinen andern Eindruck machen, als den — meine Seele ist betrübt bis in den Tod. In den Augenblicken des Märtirertodes können die Schmerzen selbst auch wohl keine Freude machen; Videatur — mich dürstet.

Und

Und — nachher? Wo ist denn ein Nachher beim Märtirertode, wenn keine Fortdauer im Tode ist? Liegt es also nicht am Tage, daß bei denen, die sich selbst zum Märtirertode durch das blosse Pflichtgefühl für stark genug halten, ein dunkles Ahndungsgefühl ihrer Unsterblichkeit ohne all ihr Wissen mitwirke? Es wäre ia auch sonderbar, wenn der Mensch bei geringern edelmüthigen Handlungen vorher die reinste Vorfreude, mitten in ihrer Ausübung den höchsten wirklichen Freudengenus, und Reihen von Jahren nachher noch die süssen Freuden der Rückerinnerung geniessen, von seiner höchsten edelmüthigen Handlung aber, vom Märtirertode, weder Freuden vorher, noch Freuden auf der Stelle, und am allerwenigsten Freuden nachher haben sollte. Wo bliebe hier abermals die Harmonie in seinem Wesen?

Und — gesteht man dem Menschen das Recht zu, Nutzen von seiner Tugend in so fern zu schöpfen, daß durch sie seine innere Glückseligkeit vermehrt werde: so ist nicht einzusehen, warum er nicht fordern dürfe, daß auch seine äuserliche Glückseligkeit durch sie vermehrt werde?

Er bedarf auch dieser; ja, wenn ihm diese ganz fehlt, so hilft ihm die innere wenig oder nichts, und er wird auf das äuserste in ihrem Genus gestört. Sollte auch dis nicht gesagt werden dürfen, so mus dem Menschen erst die Kunst gelehrt werden, seine menschliche Natur ausziehen und dessen ungeachtet doch Mensch zu bleiben. Möchte uns doch nur Einer von denen, welche dis fordern, solches erst einmahl vormachen, damit wir nur sähen, wie er es anfinge und wie es ihm liesse! So etwas forderte doch der kluge Stifter des Christenthums nicht einmahl, so strenge er auch zuweilen in seinen moralischen Forderungen war. Das sagte er wohl, daß der Mensch nicht von Brod allein lebe; aber er gestand dem Menschen doch zu, daß er Recht habe, wenn er spreche — ich will doch auch leben, und da gab er ihm nicht den Rath, von der Luft oder von Mondschein zu leben, sondern von andern Worten, die aus dem Munde Gottes gingen. Daß es Theologen gegeben hat, die hierunter verstanden, der Mensch müsse vom Bibellesen leben können, schadet nichts; jeder weis iezt, daß ein Wort, das aus dem Munde

Gottes geht, auf deutsch etwas von Gott geschaffenes und für den Menschen eßbares bedeute. Und da gibts dann freilich mehr eßbare Dinge, als Brod blos. Kartuffeln z. E. sind so ein Wort Gottes, wovon ietzt Millionen in Deutschland leben.

Es hat aber auch nichts zu sagen; unsere Philosophen zeigen sich, wenns zur Sache kommt, daß sie Folter ausstehen sollen, es sei nun die eigentliche, oder die Hungerfolter, oder die Schimpffolter, oder die Podagrafolter, oder sonst eine andere Folter, ganz so als Menschen, wie die übrigen, und bestätigen dadurch den Grundsatz, daß es dem Menschen Pflicht sei, nicht nur seine moralische, sondern auch seine phisische Natur auszubilden, und daß er also das Recht habe, durch seine guten Handlungen nicht nur seine innere, sondern auch seine äuserliche Glückseligkeit zu befördern. Soll er diese ganz aufs Spiel setzen, so mus er dis schlechterdings seinem Wesen ungemäs finden, und die innere einzig und allein, wenn er weiter nichts haben soll, als sie, schaft ihm alsdann nur in seinen Augen Ersatz dafür, wenn er eine

Ewigkeit

Ewigkeit hoffen kann, wo auch seine äuserliche Glückseligkeit in der Masse vollkommen sein wird, in welcher er sie hier durch gute Handlungen verlohr. Eine andere Moral, als diese, schickt sich wohl für Schafe und Rinder, für Taxusbäume und Dornsträucher, für Amethisten und Chrisoliten, aber nicht — für Menschen.

Doch — zum Schlusse dieser Betrachtung! — Und wenn es der beste Mensch ist, wenn es ein Mensch ist, der wirklich aus blossem Pflichtgefühl das Gute, es koste ihn, was es wolle, schon gern thut, wird er das Gute nicht noch weit lieber thun, sobald noch ein Leben nach dem Tode ist? Und wäre es auch blos in der Hinsicht, daß seine innere Glückseligkeit dadurch noch dauerhafter würde, und daß er die Freude über seine guten Handlungen noch länger, ia ewig geniessen könnte, mus ihn nicht dieser einzige Gedanke noch stärker zum Guten antreiben? Dis ableugnen wollen wäre offenbarer Vorsatz, nur gegen die Wahrheit sein zu wollen. Nun ist es aber vermöge unserer moralischen Natur auch Pflicht für uns, ieden Gedanken, der uns in Ausübung unserer Pflichten wesentlich stärken

kann,

kann, festzuhalten. Die Hofnung auf unsere Fortdauer im Tode stärkt uns offenbar in allen unsern Pflichten, besonders in den allerschweresten derselben — wir können sie haben; denn es ist möglich, daß wir fortdauern — so müssen wir diese Hofnung festhalten und es ist Pflicht für uns, an unsere Fortdauer im Tode zu glauben. — — —

Ich gestehe es, das jetzt betrachtete Argument wirkt am Ende stärker auf mich, als ich selbst anfangs glaubte. Wohl mir, ach dreimahl wohl mir! Nun, nun werde ich bald ganz im Lichte wandeln; ich, der ich erst nichts, als Schatten des Todes, vor mir sah.

Zwanzigste Betrachtung.

Siebenter Vernunftgrund.

Auf und weiter! — Nun will ich nicht eher wieder rekapituliren, bis ich ans Ende meiner Untersuchungen gekommen bin. Wie freue ich mich schon in voraus auf den Effekt, welchen sie zuletzt alle zusammen auf mich machen werden!

Doch

Doch soll mich dis nicht abhalten, fernerhin genau alles zu wägen und nichts schwerer zu finden, als es ist, aber auch — nicht leichter. — —

Eine der ersten Entdeckungen, welche unser Verstand an der Aussenwelt macht und die sich uns hernach Zeitlebens allenthalben, wohin wir nur blicken, wieder aufdringt, ist diese, daß Alles, was um uns her da ist, oder sich ereignet, im Verhältnis der Ursachen und Wirkungen gegen einander stehe. Kaum haben wir diese Wahrnehmung gemacht, so bemerken wir auch bald, daß dieses Verhältnis auf ewigen Regeln und Gesetzen beruhe, und daß es ein Hauptgesetz dabei sei, daß dieselben Ursachen immer dieselben Wirkungen hervorbringen. Hierdurch werden wir, sobald wir fleissige Beobachter sind, in den Stand gesetzt, vieles, was geschehen wird, vorherzusagen, und man könnte diese Anstalt, die auch, sobald Kausalverbindung existirt, wohl nothwendig so sein muste, die Justitz in der phisischen Welt nennen.

Bedarf es nun wohl erst noch eines Beweises, daß auch der Mensch dieser Einrichtung der Natur, und zwar nach denselben Regeln und

Gesetzen,

Gesetzen, unterworfen sein müsse? Er, der auch ein Theil der phisischen Welt und dessen Körper aus denselben Elementen zusammengesetzt ist, wie alles andere? Er, der so viel Kräfte in sich vereinigt, die alle Ursachen von Wirkungen, und oft von den grössesten Wirkungen, werden können? In welch einer Lage wäre er, wenn bei ihm das grosse Naturgesetz nicht gölte, daß dieselben Ursachen dieselben Wirkungen hervorbringen? Was sollte er thun, um dies oder ienes zu bewirken, wenn er nicht wüste, daß diese oder iene Anwendung seiner Thätigkeit und der Gebrauch dieser oder iener Mittel dazu den abgezweckten Erfolg hätte? Wenn dann immer etwas Anderes, oder gar das Gegentheil davon, heraussprånge: so wäre er ia recht dazu verdammt, das verwirrteste unter allen Wesen zu werden; sein Leben wäre ein wahres Blindekuhspiel und er ergriffe die beste Parthie, wenn er nach neun und neunzig solcher Erfarungen zur hundertsten weiter keine Lust bezeigte, sondern die Hände in den Schos legte, völlig unwirksam würde und gar nichts mehr thäte. Aber — so ist es nicht. Wenn er gräbt, wird wirklich ein Loch, wie er dachte;

wenn

wenn er aufbauet, so entsteht wirklich eine Erhöhung; wenn er einem Ziele entgegen geht, so kommt er ihm wirklich näher und nicht ferner; wenn er die Thüre aufmacht, öfnet sie sich ihm wirklich und geht nicht noch fester zu; wenn er isst, wird er wirklich satt und nicht noch hungriger; wenn er Waizen säet, so erndtet er wirklich Waizen und nicht Wickfutter, und wenn er Wickfutter säet, erndtet er wirklich Wickfutter, und nicht Waizen u. s. w. Bishieher findet in der That dieselbe Justitz für ihn Statt, wie in der übrigen phisischen Welt und das allgemeine Naturgesetz gilt auch bei ihm, daß dieselben Ursachen dieselben Wirkungen hervorbringen.

Seine moralischen Handlungen sind von noch weit höherem Werthe, als seine phisischen; folglich mus auf dieser Seite auch dieselbe Justitz für ihn sein. Gute Handlungen müssen immer gute Folgen, böse Handlungen böse Folgen haben. Jene heissen Lohn, diese Strafe. Tugend mus ihn also iederzeit glücklich, Laster iederzeit unglücklich machen; denn dieselben Ursachen müssen dieselben Wirkungen hervorbringen, und Handlungen verhalten sich zu Schicksalen, wie

Ursachen

Ursachen zu Wirkungen. Der treue Arbeiter mus also immer fortzuarbeiten haben, der gewissenlose alle Kundschaft verliehren; der Mässige mus die dauerhafteste Gesundheit geniessen und das höchste Alter erreichen, der Unmässige kränkeln und früh sterben; der Sparsame mus reich werden, der Verschwender arm; der Gemeinnützige mus geehrt werden, der Egoist verachtet; der Verträgliche mus Ruhe haben, der Zänker Streit; der Menschenfreund mus Schutz bekommen, der Menschenfeind Verfolgung; der Brauchbare mus befördert, der Ignorant zurückgesetzt werden u. s. w.

Aber — hilf Himmel, wie unaussprechlich oft sehen wir von diesem allen das Gegentheil! Die höchste Injustiz waltet zwischen den Handlungen der Menschen und ihren Schicksalen ob. Der grösseste Theil des Reichthums befindet sich in den Händen unwürdiger Menschen, die ihn schon ererbten und die ärgste Verschwendung damit trieben; dahingegen Millionen wackerer Arbeiter in theuren Zeiten oft nicht Brod genug haben. Treue und Bidersinn haben selten das Glück, Freunde zu finden; Falschheit aber, und

Heuchelei und Liebedienerei finden sie am ersten. Die Schwelger von guter Konstitution werden oft die åltesten; die måssiglebendsten Menschen krånkeln aus langeerbter Schwåche unaufhörlich und sinken früh ins Grab. Ignoranten, sobald sie aus vornehmen Familien abstammen, Gönner haben, oder sich zu nidertråchtigen Bedingungen hergeben, kommen schnell zu Ehren und steigen von einer Ehrenstelle zur andern; während daß talentvolle, geschickte Menschen unaufhörlich zurückgesetzt werden und es zuletzt kaum noch wagen, um die geringste Bedienung anzuhalten. Macht ist in den Hånden derer, die sie misbrauchen; der Menschenfreund seufzt über Mangel an Kraft. Unverschåmte Taugenichtse schmücken sich, wie die Kråhe in der Fabel, mit fremden Federn und werden bewundert; das bescheidene wahre Verdienst bleibt unerkannt. Je strenger iemand in seinen Grundsåtzen ist, desto mehr Widerspruch findet er; wer aber Alles billigt, zu Allem Ja sagt, sich zu Allem gebrauchen låsset, der hat allenthalben Ruhe, Zutritt und Mitgenus. Und bringts der Rechtschaffene endlich so weit, daß er eben den Lohn

seiner Tugend schon ergreifen will, so springt im letzten Augenblick ein frecher Bösewicht noch dazwischen und windet ihm den Lohn aus der Hand.

So ist die Lage der Welt! Es bleibt weit mehr Gutes unbelohnt, als belohnt wird; es bleibt viel mehr Böses ungestraft, als gestraft wird. Es sind mehr Lasterhafte glücklich, als Tugendhafte; mehr Tugendhafte unglücklich, als Lasterhafte. Der gemeine Mann, wenn er fehlt, wird gestraft; der Vornehme geht frei aus, oder kauft sich mit Gelde los; die Fürsten thun, was sie wollen, sind über die Gesetze erhaben, und strafen den Unterthan, wenn er sündigt, wie sie. Der unschuldige Verführte wird auf der ersten That ertappt und gezüchtigt; der Meister in der Bosheit aber übt seine Laster unter dem Mantel der Tugend aus und entschlüpft den Augen der Richter, oder illudirt die Gesetze. Vielen geht alles für frei aus; ie ärger sie es treiben, desto besser haben sie's; sie leben dabei im Ueberflus, in Geräusch und abwechselnden Vergnügungen; mit ihrem Gewissen sind sie fertig; nicht nur Jahre lang gelingts

ihnen so zu leben, sondern wohl unaufhörlich, und am Ende wird ihnen auch noch die letzte Wohlthat, die Wohlthat eines plötzlichen Todes, zu Theile, so, daß sie vorher gar nicht leiden, weder an Schmerzen des Körpers, noch an Vorwürfen des erwachenden Gewissens. Andere hingegen, die die besten Menschen sind und sich nicht die geringste Uebertretung ihrer Pflichten verstatten, sind lebenslang arm, bis ans Ende verachtet und verfolgt, schleichen siech zum Grabe hin und haben weiter keinen Trost, als den Tod, der wenigstens alle ihre Leiden endet. Ja, Schelme und Diebe werden sogar an den Füssen der Altäre noch begraben und mancher Unschuldige kommt auf den Schindanger.

Warlich, wenn kein Leben nach dem Tode wäre, so wäre es nicht der Mühe werth, tugendhaft zu sein. Dennoch ist der Mensch zur Tugend bestimmt; dennoch wird Justitz in der ganzen phisischen Welt ausgeübt. Es mus also noch ein Zustand kommen, in welchem auch strenge Justitz für die moralische Welt Statt hat; es mus noch ein Leben bevorstehen, wo eine vollkommenere Odnung der Dinge es verstatten

wird, daß der Tugendhafte den Lohn nachbekommt, der ihm hier vorenthalten ward, und der Lasterhafte die Strafe nachempfängt, der er hier auszuweichen wuste. Kurz, es mus ienseits des Grabes noch alle die Vergeltung Statt finden, die dißseits nicht Statt fand. Und wenn kein Gott wäre, Justiz müste sein; denn sie folgt unmittelbar aus dem Wesen der Dinge. — — Denke doch nur an die Millionen, welche als die unschuldigsten Menschen auf Schlachtfeldern sich verbluten und fallen — ist es möglich, daß sie unbelohnt dafür bleiben sollen? Denke an die, welche durch Justitzmord umkommen — ist es möglich, daß sie keinen Ersatz dafür geniessen sollen? Wo aber sollen diese Ersatz, wo sollen iene Lohn bekommen, wenn mit ihrem Tode nicht ein neues Leben für sie alle anhebt? — — —

Dieses Argument fällt allerdings stark auf; nur erblicke ich in der Ausführung desselben, wie sie hier geschah, Licht und Schatten zugleich.

Es steht offenbar gleich anfangs um seine Basis nicht richtig. Der Grundsatz, daß dieselben Ursachen dieselben Wirkungen hervorbrin-

gen, ist nur unter der Bedingung wahr, wenn nichts dazwischenkommt, das die Wirkung hemmt und die Ursache einer andern Wirkung wird. Jeder vernünftige Mensch hält daher auch mit seinen Weissagungen an sich, oder bringt sie doch nur konditionirt an den Mann. In der ganzen Natur um uns her sind Beispiele gehemmter, vereitelter, verkehrter Wirkungen, und die gerühmte Justitz in ihr ist eine blosse Schimäre. Mein Eichenwald z. E., der im vorigen Jahre herrlich ansetzte und eine Mast für Tausende von Schweinen brachte, setzte in diesem Jahre ebenso herrlich wieder an; ein ungeheures Heer von Käfern aber überfiel ihn und lies auch nicht so viel Eicheln zurück, daß sich ein Schwein davon satt fressen konnte. Meine Pfirsichbäume, welche im vorigen Frühling treflich blüheten und im Herbst eine trefliche Erndte brachten, blüheten in diesem Frühjahr ebenso treflich; sie verdarben aber insgesamt durch einen späten Maifrost. Ein Gewitter kommt mit vollem Winde nach unserem Zenith heraufgezogen; eine Stunde von uns aber trift es einen Flus an und zieht sich an selbigem seitwärts weg. So ists im phisischen

um uns her; so ists im phisischen mit uns selbst. Machen wir ein Loch im lockeren Sande, so fällt das Loch immer wieder zu. Bauen wir mitten im Morast, so entsteht nimmermehr eine Erhöhung. Werfen wir die Kugel noch so gerade ab und sie stösst unterwegs sich an etwas, so verfehlen wir das Ziel. Wollen wir einen Stein, für den wir Kraft genug haben, wegwälzen und es setzt sich iemand drauf, so bringen wir ihn nicht von der Stelle. Und haben wir unser Feld noch so gut bestellt, am Tage vor der Erndte verdirbt oft ein Hagelschlag noch unsere ganze Hofnung. Der Eine säet und erndtet nicht; der Andere erndtet, wo er nicht gesäet hat. Schlechte Witterung macht die vollkommenste Bestellung uneinträglich, ausserordentlichgute die elendeste ergiebig. Ists nun in der phisischen Welt so, wie soll's in der moralischen anders sein? Dazwischen kommende Umstände können das Verhältnis zwischen den Handlungen der Menschen und ihren Schicksalen ebensoverdrehen und verkehren, wie allenthalben das Verhältnis zwischen Ursachen und Wirkungen. Die Tugend bleibt aus eben dem Grunde

 unbe-

unbelohnt und das Laster ungestraft, aus welchem mancher säet und nicht erndtet, und mancher erndtet, wo er nicht gesäet hat. Die Erndte verdirbt der Hagel; den Lohn der Tugend raubt ein Bösewicht. Ein Wind bringt Samen in den Garten, der aufgeht und Früchte trägt, und ein Gönner poussirt den Taugenichts und bringt ihn zu Brod und Ehre. Was in dem einen Falle die Elemente thun, thun in dem andern Menschen, das ist der ganze Unterschied; beides aber sind dazwischenkommende Dinge, die die Wirkungen der Ursachen hemmen und an deren Statt ihre eigenen hineinschieben. Alles geht natürlich und nach einerlei Gesetzen zu. Wie es in dem Wesen der Dinge liegt, daß dieselben Ursachen, wenn sie ungestört fortwirken, dieselben Wirkungen hervorbringen: so liegts auch in dem Wesen dazwischen kommender Dinge, daß dieselben Ursachen, weil sie nicht ungestört fortwirken, nicht dieselben Wirkungen hervorbringen. — — Stehts aber um die Basis des Arguments so unrichtig, wie wills um das Argument selbst anders stehen?

Ich mag das, was ich itzt geschrieben habe, belesen und wieder belesen, so oft ich will, so bleibts eine Wahrheit, daß das Gesetz von einerlei Ursachen und Wirkungen nur unter der angeführten Bedingung gelte, und daß also auch dazwischen kommende Umstände den Tugendhaften unglücklich und den Lasterhaften glücklich machen können. Vermag sich aber ein moralisches Wesen wohl dabei zu beruhigen, daß es in seiner Welt auch so verkehrt hergehe, wie in der phisischen, daß zwischentretende Umstände dem Ansehen und Erfolg nach die edelsten Handlungen in unedle, die unedelsten in edle, Tugend in Laster, Laster in Tugend, Recht in Unrecht, Unrecht in Recht, verwandeln können? Das Gerechtigkeitsgefühl liegt zu tief in der menschlichen Seele und entwickelt sich zugleich mit der ersten Entwickelung der Vernunft; es ist also, wie die Vernunft, dem Menschen wesentlich eigen. Der ungerechthandelndste Mensch siehts doch durch und gesteht sichs selbst, daß er seiner Natur gemässer handeln würde, wenn er gerecht handelte; der Gewinn der Ungerechtigkeit verblendet ihn nur. Ja, was noch mehr

ist, er, der heute im Stande ist, die gröbste Ungerechtigkeit auszuüben, verlangt morgen Justitz, wenn ihm das geringste Unrecht geschieht, und beklagt sich sehr darüber, wenn ihm die Justitz versagt wird, und ein Ungerechter hält sich über den andern auf. Was sollte auch aus der menschlichen Geselschaft werden, wenn das Gerechtigkeitsgefühl sie verliesse? Wie kann es aber im Menschen erhalten werden, wenn das Schicksal selbst mit Beispielen aller Arten von Ungerechtigkeit ihm vorgeht? Wird ihm nicht dadurch ein Wink gegeben, das Verfaren des Schicksals zur Richtschnur seines Verfarens zu machen? Welch eine Forderung an ihn, daß er gerecht sein solle, wenn seine Bestimmung selbst im Gewebe von Ungerechtigkeiten ist, die an ihm, wie von einer unsichtbaren Hand, begangen werden! Soll er seiner moralischen Natur gemäs handeln, so mus der Ausfall seiner Handlungen auch seiner moralischen Natur gemäs sein. Sein Gefühl für Gerechtigkeit verbürgt ihm also auch Gerechtigkeit für ihn selbst. Wenn diese nun iezt nicht immer für ihn erfolgt, weil sie iezt nicht immer für ihn erfolgen kann, und wenn

es zugleich möglich ist, daß er im Tode fortdaure: wird er, wenn er besonders alle vorige Argumente für seine Fortdauer noch dazu nimmt, nicht innern Zwang seines Wesens zum Glauben an ein Leben nach dem Tode fühlen? Sobald er dis annimmt, steht seine moralische Natur mit einem mahle wieder in voller Harmonie mit seiner Bestimmung da. Die Folgen seiner Handlungen sind nun nicht vernichtet und verlohren; sie werden nur aufgehalten durch dazwischenkommende Umstände dieser Welt, die mit seinem Tode aufhören und dann den aufgehaltenen Folgen seiner Handlungen wieder freien Lauf lassen. Es wäre doch auch in der That zu viel Spas und Possenspiel mit dem Berufe des Menschen zur Tugend getrieben, wenn der, welcher darauf ausgelernt hatte, die Tugend zu affektiren, und im Herzen der böseste Mensch war, sterbend noch die leichtgläubige Welt auslachen und nie als ein vermummtgewesener Schurke aufgedeckt werden sollte.

Traun, wer es mit der Tugend gut meint, der pflichtet dieser Meinung bei. — Offenbar aber ist es doch übertrieben, wenn gesagt ward,

daß mehr Lasterhafte, als Tugendhafte, glücklich, und mehr Tugendhafte, als Lasterhafte, unglücklich wären. Man kann sich am Schicksal so gut versündigen, als an der Menschheit, und eine solche Behauptung ist in meinen Augen eine wahre Sünde gegen das Schicksal. Nein, so arg ists nicht. Ich glaube, daß diese Behauptung entweder eine Art von Hipochondrie sei, oder daß sie einem Menschen nur in solchen Augenblicken entfahren könne, wenn er für seine eigene Person eine grosse Iniustiz vom Schicksal erfährt, oder doch zu erfaren meint. Der Trieb, das schlecht zu finden, was schlecht ist, kann auch Leidenschaft werden, und man kann am Ende alles schlecht finden. Ich glaube übrigens zur Ehre der Menschheit, daß alle andere Quellen der übertriebenen Meinung von Iniustiz des Schicksals blos in irrigen Vorstellungen liegen. Diese will ich aufsuchen.

Ein und zwanzigste Betrachtung.

Fortsetzung.

Ich bin das, was ich mir vorgenommen habe zu thun, wirklich der Welt und dem Schicksale schuldig. Die irrigen Vorstellungen liegen auch gleich so aufgedeckt da, daß man sie bald finden kann. Bei dem empörenden Satze — „Es sind mehr Tugendhafte unglücklich, als Lasterhafte, mehr Lasterhafte glücklich, als Tugendhafte“ — kommt alles darauf an, daß sowohl die Subiekte, als die Prädikate, richtiger bestimmt werden. Ein anderes ist es, wahrhaftigtugendhaft und wahrhaftiglasterhaft sein, oder es nur zu sein scheinen; und ebenso ein Anderes, wahrhaftigglücklich und wahrhaftigunglücklich sein, oder es nur zu sein scheinen.

Daß in dem ganzen Argument nur Rücksicht auf äuserliches Glück und Unglück genommen werde, fällt zu sehr in die Augen. Ich will aber auch einmahl annehmen, daß äuserliches Glück das wahre Glück sei und daß es also dem Tugendhaften auch vorzugsweise vor dem Lasterhaften zukomme; so entsteht doch die Frage,

ob man nicht bei Taxation der Menschen in Ansehung ihrer Tugendhaftigkeit und Lasterhaftigkeit unaussprechlichoft fehlen möge. Die Juden schlossen einst so — „Wer reich ist, wer wie die Gesundheit selbst aussiehet, wer lange lebt u. s. w., den liebt Gott. Wie würde er ihm sonst Reichthum, Gesundheit, langes Leben u. s. w. geben? Wen aber Gott liebt, der mus ein Gerechter sein. Und so im entgegengesetzten Falle.“ Wir schliessen auf eine andere Weise oft ebenso falsch und sehen ebenso Menschen für gut an, die es nicht sind, und Andere für böse, die es auch nicht sind. Mangel an Menschenkentnis überhaupt, an Beobachtungsgeist und an Gelegenheit, diesen oder ienen näher zu betrachten, Zufridenheit mit dem äuserlichen Scheine, vorgefasste Meinung für oder wider den Gegenstand machen, daß wir oft ein ganz falsches Urtheil über Andere fällen. Mancher kann sich eine recht fromme Mine geben, hütet sich vor öffentlichem Verstos gegen bürgerliche Pflichten, spricht immer in tugendhaften Phrasen, brillirt in Geselschaften mit seinen Kentnissen und ist im allgemeinen Gerede seiner Gutherzigkeit,

herzigkeit, Dienstfertigkeit und Menschenliebe. Wenn wir ihn dann nicht äuserlichglücklich sehen, so reden wir von Gewalt und Iniustitz des Schicksals und rechnen ihn unter die unbelohnten Tugendhaften. Kennten wir ihn näher, wir würden ihm diese Ehre nicht widerfaren lassen. Wir würden alsdann einen Menschen an ihm erblicken, der hinter der frommen Mine ein Erzschalk ist; der sich für den öffentlichen Zurückhalt und für die Genauigkeit, in Geselschaften nicht gegen die gute Sitte zu verstossen, in der Einsamkeit schadlos hält, wo er von den Augen aller Beobachter entfernt, seinen Leidenschaften den Zügel schiessen lässet; der sich darüber kitzelt, wenn er durch schönklingende Worte seine Mitbürger für sich eingenommen hat; der das Wenige, was er gelernt hat, bei ieder Gelegenheit auszukramen weis und der sich ordentlich Leute darauf hält, daß sie das kleinste Gute, das er ausübt, allenthalben ausposaunen müssen. Kurz, wir würden alsdann, statt ihn für unbelohnt zu halten, sagen, daß er noch mehr habe, als er verdiene.

Ebenso

Ebenso lässet auch mancher schlechter und unwürdiger, als er ist. Er verstösst etwa oft gegen das Kostume, oder hat die Gabe nicht, was er weis, von sich zu geben, oder ist in Geselschaften kein Vormaul, oder lässet nichts Geräusch- und Aufsehenmachendes von sich hören, oder denkt nicht genug darauf, gewisse Schwachheiten, die er an sich hat, zu verbergen, oder hat in seinem Leben einmahl einen thörichten Streich begangen, den Andere immer von neuem zu erzählen sich zur Pflicht machen u. s. w. Wenn wir ihn nun äuserlichglücklich sehen, so beschuldigen wir das Schicksal der Partheilichkeit und zählen ihn unter die ungestraften Lasterhaften. Eine genauere Kentnis seiner Person und seines Karakters würde uns über unser Urtheil schamroth machen. Wir würden alsdann sehen, daß er seinen begangenen thörichten Streich schon zehenmahl wieder gutgemacht habe, oder daß er neben der einen menschlichen Schwachheit, die er an sich hat, äuserstviel gute Seiten zeige, oder daß er den Mangel der Genauigkeit in unbedeutenden Dingen durch Strenge in den eigentlichen Pflichten ersetze, oder

daß

daß er bescheiden schweige, oder daß er sein Gutes im Stillen thue, daß er viel dergleichen thue, ohne sich damit breit und gros zu machen, u. s. w. Kurz, wir würden alsdann, statt ihn unter die ungestraften Lasterhaften und belohnten Unwürdigen zu zählen, vielmehr den Ausspruch thun, daß er mit Recht verdiene, was ihm das Schicksal gegeben hat.

Könnten wir so Alle und Jede der Wahrheit gemäs beurtheilen, unsere Taxe würde gewis mehr zu Ehren der Justitz des Schicksals ausfallen. Aber — wir kennen uns selbst oft nicht recht, geschweige Andere. Wie es Schwermüthige gibt, die sich aller Sünden schuldig geben, von denen sie keine einzige begingen, so gibts auch eingebildete Heilige, die grobe Sünder sind, ihren Lastern nur feinere Nahmen geben und immer Vorwänder bei der Hand haben, mit welchen sie iede abermahlige Ausübung derselben beschönigen. Die Hand aufs Herz, ihr Ankläger des Schicksals, — wie mancher von euch, der sich ein Märtirer dünkt, würde ausrufen müssen — mir ist gerade Recht geschehen! In Ansehung unserer Nebenmenschen bauen

wir nur gar zu oft unser Urtheil blos auf das Urtheil Anderer über sie. Da hat dann nun aber ieder Mensch seine Freunde und Feinde, die ihn partheiisch bald besser, bald schlechter schildern, als er wirklich ist. Genug, es leuchtet in die Augen, daß Rechtschaffenheit noch immer der Weg sei, auf welchem der Mensch sein Glück am sichersten macht. Auch fehlts dem besten Menschen oft an der nöthigen Lebensklugheit, wodurch er sich selbst um allen Segen seiner Tugend bringt; dahingegen der Lasterhafte oft blos durch diese Klugheit den Mangel seiner Rechtschaffenheit für sich zu ersetzen weis. Man mus aber nicht blos gut, sondern auch klug sein. Viele unserer ehrlichen Nebenmenschen haben das Herz auf der Zunge und verrathen selbst ihre Absichten und Plane, daß diese ihnen hernach immer vereitelt werden und fehlschlagen, und daß Andere erndten, was sie säen; viele wissen nicht Zeit und Ort gehörig zu würdigen und verderben dadurch Alles; viele urtheilen unberufen über Andere und zu laut und machen sich dadurch auf Lebenszeit die unversöhnlichsten Feinde; viele sind bei ihrer Wärme für das Gute zu durch-

 setzend,

setzend, zu ungestüm und empören dadurch den grossen Haufen gegen sich; viele sind in der Wahl ihrer Mittel zu übertrieben delikat, wollen durchaus keinen Fürsprecher haben, können sich nicht dazu entschliessen, einem mächtigen Gegner nur einmahl auch blos zum Scheine nachzugeben, u. s. w.

Wie das Subiekt, so mus auch das Prädikat in dem Satze, daß mehr Tugendhafte unglücklich, als glücklich, mehr Lasterhafte glücklich, als unglücklich, wären, berichtigt werden. Angenommen noch einmahl, äuserliche Güter machten das Glück des Lebens aus, müssen sie denn nun in einem sehr hohen Grade da sein, wo sie glücklich machen sollen? Müssen sie alle beisammen da sein? Ich dächte, Genüge wäre auch Lohn für die Tugend; mus es gerade Ueberflus sein? Wozu hilft dieser? Schadet er nicht oft mehr dem, der ihn hat? Schadet er nicht besonders leicht seiner Tugend, und hat man nicht Beispiele genug, daß anfangs gute Menschen, sobald sie zu grossen Reichthümern und Ehren, zu Macht und Gewalt gelangten, schlecht wurden? Ebenso dächte ich auch, daß ein Gut

Mangel des andern ersetzte, sobald man nur ein dankbares Gemüth gegen das Schicksal hat. Man mus nehmen, was man erhält, ohne darüber zu murren, wenn es das gerade nicht ist, was man haben wollte; man mus den Werth desselben sich recht vorstellen; man mus es geniessen und darauf studiren, seinen Besitz und Genuss für sich noch immer mehr zu erhöhen.

Wir halten also gewis viel Tugendhafte für unglücklich, die es gar nicht sind. Wir bedauren Manchen deshalb, daß er nicht mehr Aufsehen macht, nicht mehr hervorgezogen wird, und er befindet sich in seiner Verborgenheit so wohl, daß er gar nicht darnach verlangt, eine grosse Figur in der Welt zu spielen. Wir beklagen es, daß Mancher kein Kapitalist ist, der es doch vor Andern zu sein verdiente, und er will gar nicht von uns bedauert sein; denn er hat hinreichend für sich und die Seinigen und ist damit zufriden. Wir bemitleiden Manchen darüber, daß er nicht in allen glänzenden Gesellschaften erscheinen kann, und er lächelt im Schosse seiner Familie und in den Armen einiger Freunde, die sich dazu gesellen und ihn wie ihre

Seele lieben, über alle grosse Zusammenkünfte mit und ohne Maske. Der wackere Arbeiter, der blos zur Miethe wohnt, findet in seiner blühenden Gesundheit mehr, als eigenes Haus und Hof, und in der bemoosten Hütte lebt oft eine Familie, die die Welt für elend hält, durch Eintracht von allen Seiten äuserstglücklich.

Ebenso halten wir gewis auch viele Lasterhafte für glücklicher, als sie in ihren eigenen Augen sind. Da sitzt der einsame reiche Bösewicht und wird seines Guts nicht froh. Entweder er wird bei aller Vorsicht doch zuweilen betrogen und möchte sich aus Verzweiflung darüber schier erhenken, oder er zittert vor ieder neuen Nacht, weil er ungebetenen Besuch erwartet; oder er leidet am Chiragra und Podagra und gäbe gern, wenn der Schmerz recht ansetzt, sein ganzes Vermögen dafür hin, von ihm befreit zu werden. Welcher gesunde Arme tauschte mit ihm? Die erhabensten Paläste sind oft von aussen nur schön; wenn man hinein kommt, trift man nichts, als glänzendes Elend, an. Eifersucht, Mangel an Simpathie, Zank, Zwietracht, Rotten, Has, schier auch Mord herrschen darinn.

Mann und Frau leben von einander getrennt; Söhne und Töchter schlagen aus der Art. Welcher glückliche Ehegatte, welcher glückliche Vater in den untersten Ständen gäbe gegen so einen täuschenden Palast seine kleine friedliche Hütte hin? Es ist fürwahr nicht alles Gold, was gleisst, und es steht nicht iedem Glücklichgepriesenen an der Stirn geschrieben, welches geheimes Elend ihn drücke. Der Kluge verbirgt sein Leiden der Welt.

Sollte es nicht, wenn man dis alles zusammennimmt, als sonnenklare Wahrheit in die Augen leuchten, daß das Gerede von so vielen unbelohnten und unglücklichen Tugendhaften und von so vielen ungestraften und glücklichen Lasterhaften äuserst übertrieben sei? Kommt nun vollends dazu, daß die Definition des Glücks offenbar zu enge sei, wenn man darunter blos äuserliche Glückseligkeit versteht, daß die innere auch dazu gehöre und daß diese eigentlich das wahre Glück des Menschen sei: so wird die Justiz des Schicksals noch mehr ehrengerettet. Die Menschen können sichs nur gar nicht abgewöhnen, bei dem Worte Glück immer zuerst

und auch wohl gar noch zuletzt an Reichthum, Ansehen, Macht, Gewalt u. s. w. zu denken, und sie sollten doch aus Achtung für sich selbst anders darüber denken lernen. Wirft sich der Mensch nicht weg, wenn er der Welt ausser sich und ihren vergänglichen Gütern die Gewalt zugesteht, ihn glücklich machen zu sollen? Müßte er nicht fest darauf bestehen, daß ihn nur sein eigenes Herz beglücken könne?

Nun, und zu dieser innern Glückseligkeit, die die wesentlichste ist, gelangt durchaus kein Lasterhafter; sie ist das ausschliesliche Eigenthum der Tugend und ihrer Verehrer. Zu äuserlichem Glück gibt es allerdings krumme Wege, Schleifwege, die das Laster betreten kann; doch ist der Weg der Tugend auch zu ihm der gerade und ehrenvollere. Zum innern Glück aber gibt es nur einen einzigen Weg, und das ist der, den die Tugend zeigt. Ist das nicht Prärogative genug für den Tugendhaften? Ist das nicht die glänzendste Justiz, die ausgeübt wird? Solchergestalt bleibt kein einziger Tugendhafter unbelohnt; jeder empfängt das wahre, das innere Glück; und kein einziger Lasterhafter

bleibt ungestraft; ihnen allen wird das wahre Glück versagt. Die Zufriedenheit mit sich selbst, der stille Beifall des eigenen Herzens, das Bewustsein seines Werths, seiner Güte und Nützlichkeit halten schadlos für allen Abgang äuserlicher Güter, und der, welcher diese hat, ohne ein gutes Gewissen dabei zu haben, hat so viel, wie Nichts. Armer, Verachteter, von den Freuden der Welt ausgeschlossener, wünsche nicht tauschen zu können mit dem vergoldeten Manne, der dort im glänzenden Staatswagen, mit vier Rappen bespannt, zum Balle fährt! An seinem Herzen nagt ein Wurm, der nicht stirbt; in seinem Busen brennt ein Feuer, das nie verlöscht.

Wahr ist dis alles; aber es beweiset doch nur, daß nicht so viel Injustiz des Schicksals auf Erden herrsche, als man Klage führt, keineswegs aber, daß vollkommene Justiz, Justiz, wie sie sein müste, vom Schicksal ausgeübt werde. Der Unterschied zwischen wahren und vermeinten Tugendhaften und Lasterhaften mag seine vollkommenste Richtigkeit haben; es bleiben aber doch immer viel wahrhaftigtugendhafte

 unbe=

unbelohnt und viel wahrhaftiglasterhafte unbestraft. Und will man auf innern Lohn und innere Strafe verweisen, so ist bereits gesagt worden, daß grosses äuserliches Unglück auch sogar den Genus des innern Glücks störe. Der Mensch wäre nicht Mensch, wenn sichs so nicht verhielte. Anhaltende heftige Körperschmerzen z. E. müssen kleinmüthig und verzagt machen, der gute Leidende mag sich noch so sehr des Guten dabei bewust sein; im Druck grosser Armut, auf der Flucht vor rasenden Verfolgern mus der beste Mensch bei der Frage — warum geschieht mir so? — innere Traurigkeit empfinden; und wer immer verkannt, immer zurückgesetzt wird, fängt endlich an, selbst an seinem Werthe zu zweifeln. Und auf der andern Seite ist es auch Wahrheit, daß es äuserlich glückliche Lasterhafte gebe, die ihr inneres Unglück gar nicht unglücklich macht. Es gibt Betrüger und Blutsäuger, die durch eine lange Reihe von Unmenschlichkeiten reich wurden und von keinem Wurme etwas fühlen, der an ihrem Herzen nage. Es gibt Wollüstlinge, die froh sind, daß das Feuer in ihrem Busen nicht erlösche, weil sie solchergestalt

immer Hitze abzukühlen haben, welches ihnen gerade recht ist. Ist es denn auch genug, den Rechtschaffenen blos mit innerer Glückseligkeit abzuspeisen, falls er sie auch wirklich ungestört genösse? Soll auf Erden Wohlleben nur für Schurken und Bösewichter da sein? Wer hat mehr Anspruch darauf, als der Tugendhafte, der das Wohlleben Anderer unaufhörlich befördert? Schlägt sein Herz nicht auch für sinnliche Freuden? Mus es ihm nicht durch die Seele gehen, wenn er sieht, daß gerade seine Tugend es sei, wodurch er um sie gebracht wird?

So sehe ich dann mehr als zu gut ein, daß ungeachtet alles dessen, was sich zur Rechtfertigung des Schicksals sagen lässet, das Argument von seiner Injustitz unter den Beweisen für ein künftiges Leben seinen Rang behaupte. Justitz mus in der moralischen Welt sein; oder die ganze moralische Welt wäre ein Unding. Hier ist sie nicht, wie sie sein sollte; so mus noch eine Epoche kommen, wo sie so sein wird, wie sie sein mus. Damit will ich nicht sagen, daß der Tugendhafte dort die äuserliche Glückseligkeit nachbekommen werde, welche ihm hier mangelte; es

wird doch in der künftigen Welt auch gewis äuserliche Glückseligkeit sein und diese mus dann der gute Mensch in der Masse besitzen, in welcher ihm iene hier mangelte, und vorzugsweise dort vor dem Bösewicht, wie dieser sie hier vor ihm hatte. Und diese seine vollkommene äuserliche Glückseligkeit mus den guten Menschen einst in den Stand setzen, auch seine innere ganz ungestört zu geniessen, und der Mangel an äuserlicher Glückseligkeit dort mus die Bösen dahin bringen, daß sie ihre innere Unglückseligkeit, die sie hier gar nicht empfanden, in ihrem ganzen Umfange empfinden. Ist dis, so sei es darum, daß der Lasterhafte hier die irdischen Güter in noch so grosser Masse empfing; er empfing gerade das Schlechtere, und etwas muste er doch empfangen, damit auch Justiz gegen ihn geübt würde, weil auch der schlechteste Mensch noch immer einiges Gutes thut, das doch auch belohnt werden muste.

Komme ich vollends auf die Vorstellung iener Tausende, die die menschliche Justiz mordete, und auf die Vorstellung iener Millionen, die von Jahrtausend zu Jahrtausend auf Schlacht-

feldern fielen — — ia, ia, ruft mein Herz aus, es mus ein Leben nach dem Tode sein! Warlich, ein Entsetzenerregender Gedanke, ein Gedanke, der hinreichend wäre, das moralische Gefühl in der ganzen Menschheit zu ersticken und zu zernichten, wenn diese durch das Schicksal litten und stürben, ohne vom Schicksal ie dafür Ersatz und Lohn zu erhalten! Auf die übrigen Märtirer in der Natur, welche als leblose, oder doch als unvernünftige Wesen für das Ganze aufgeopfert werden, darf man sich hierbei, wie schon gesagt, nicht berufen; ein Anderes ist es mit vernünftigen Wesen, die als Märtirer wissen, daß sie Märtirer sind. Diese müssen auch wissen sollen, daß sie für ihr Märtirerthum Schadloshaltung bekommen; oder sie wären Thoren im höchsten Verstande, wenn sie sich aufopfern liessen. Durch das Wissen des Märtirerthums bekämen sie ia vor leblosen und unvernünftigen Wesen eben einen Wink, sich ihm aus aller Macht zu entziehen.

Freudig schliesse ich diese Betrachtung und schreibe es aus dem Innersten meiner Seele nider, daß sie mich in meinen Hofnungen auf ein künftiges Leben gar sehr gestärkt habe.

Zwei und zwanzigste Betrachtung.

Achter Vernunftgrund.

Nun komme ich auf das letzte Argument für meine Fortdauer im Tode. Hoch aufgestimmt zur Wonne will ich auch dieses noch in Erwägung ziehen; doch will ich aber dabei auf meiner Hut sein, daß mich nicht zuletzt etwa noch mein Herz in die Irre führe. — —

„„Der Mensch ist der letzte Zweck der ganzen Erdenwelt; als solcher kann er nicht Vernichtung fürchten dürfen, und wenn er durch tausend Tode gehen müste.““

Vor allen Dingen mus ich mir hier erst auf die Frage antworten — Liegt nicht, sobald man von Zwecken spricht, die Idee eines vernünftigen Wesens dabei zum Grunde, daß diese Zwecke sich vorsetzt — folglich hier die Idee der Gottheit? Ist dis, so mus ich das ganze Argument auf die Seite schieben; denn die Idee der Gottheit soll sich in die erste Reihe meiner Betrachtungen wenigstens noch nicht einmischen. Ich will darüber nachdenken. — —

Rund

Rund um mich her in der Natur ist alles in Bewegung; alle Kräfte arbeiten. Auf die eine Arbeit folgt eine andere, auf diese wieder eine andere, u. s. f. Endlich steht nach vielen Arbeiten etwas Vollendetes da. Dis würde nicht da stehen, wenn die Arbeiten nicht vorhergegangen wären, und iede dieser Arbeiten würde nicht haben Statt finden können, wenn die vorhergehenden nicht Statt gefunden hätten. Ist es nun nicht einerlei, ob ich sage — die zweite Arbeit konnte nicht geschehen, wenn die erste nicht geschah, die dritte nicht, wenn die zwei vorhergehenden nicht geschahen, u. s. f. und das Vollendete konnte nicht da stehen, wenn nicht alle diese Arbeiten vorhergingen — oder ob ich sage — die erste Arbeit geschah, damit die zweite geschehen könne, die zweite, damit die dritte geschehen könne u. s. f. und alle Arbeiten zusammen geschahen, damit am Ende das iezt da-stehende Vollendete da stände? Ist es nicht einerlei, ob ich spreche, aus der ersten Arbeit resultirte die zweite, aus der zweiten die dritte u. s. f. und aus allen Arbeiten zusammen resultirte zulezt das vollendete Etwas, — oder ob ich spreche — der Zweck

der ersten Arbeit war die zweite, der Zweck der zweiten die dritte u. s. f. und der Zweck aller Arbeiten, der Zweck aller dieser Zwecke, der Hauptzweck, der letzte Zweck war das da stehende Vollendete? Kann ich nicht um soviel mehr auf die letztere Art sprechen, wenn ich dieselben Arbeiten tausendmahl auf dieselbe Weise einander folgen sehe und am Ende immer dasselbe Resultat erblicke? Ich kann also von Zwecken, von Anfangszwecken, von mittlern Zwecken und von letzten Zwecken der um mich her wirkenden Kräfte und aller der Anstalten, welche in der Natur getroffen werden, reden, ohne dabei schlechterdings an ein vernünftiges Wesen, oder gar an ein höchstes Urwesen denken zu müssen, das diese Zwecke sich ausdächte, entwürfe und festhielte. Und so gehört das Argument vom Menschen, als dem letzten Zwecke der ganzen Erdenwelt, allerdings in die Reihe meiner gegenwärtigen Betrachtungen.

Mus denn aber nicht jeder, wer bescheiden und ohne Prätension einhergehen will, zugestehen, daß die Naturzwecke vor unsern Augen nichts weniger, als aufgedeckt da

liegen,

liegen, daß deshalb von ieher ihrentwegen unzähliche falsche Schlüsse gemacht worden, die Andere wieder berichtigen wollten, deren Berichtigung wieder von Andern berichtigt ward, und daß die Menschen noch in nichts so sehr zurück sind, als in der Lehre von den Zwecken der Dinge und Anstalten um sich her? Wie soll es nun vollends uns einfallen können, über den letzten Zweck eines ganzen Sterns und alles dessen, was auf ihm vorgeht, zu urtheilen? Ist dis nicht für so eingeschränkte Wesen, als wir sind, die ärgste Anmassung? Wird es nicht vollends lächerlich, wenn am Ende der kühne Mensch, welcher über den letzten Zweck der ganzen Erdenwelt absprechen will, sich selbst als diesen letzten Zweck hinstellt?

Wer wird in Abrede sein, daß wir von unzählichvielen Naturanstalten die einzelnen besondern Zwecke noch nicht anzugeben wissen? Folgt aber daraus, daß wir noch von keiner derselben den Zweck mit Gewisheit sollten angeben können? Wenn wir doch millionenmahl gesehen haben, daß gewisse Anstalten der Natur immer in derselben ununterbrochenen Reihe auf einander fol-

gen,

gen, und daß immer dasselbe am Ende die Wirkung davon sei: müssen wir nicht mit lebendiger Ueberzeugung sagen können — dis oder das ist der Zweck dieser oder iener Anstalten? Das Waizenkorn z. E. hat einen Keim, der sich entwickelt, sobald er in die feuchte Erde gelegt wird, auf die Entwickelung folgt der Trieb, der Trieb gibt einen Halm, der Halm eine Aehre, die Aehre Blüte, die Blüte Körneransatz, der Körneransatz reife Körner; so sagen wir mit einer Wahrheit, die nichts zu bestreiten vermag, den Zweck des Keims im Waizenkorne sei Entwickelung, der Zweck der Entwickelung Trieb, der Zweck des Triebes der Halm, der Zweck des Halms die Aehre, der Zweck der Aehre die Blüte, der Zweck der Blüte der Körneransatz, der Zweck des Körneransatzes reifer neuer Waizen, und — der letzte Zweck des Keims im Waizenkorne sei, daß er viel andere ähnliche Körner bringen solle.

Daß wir in tausend andern Fällen die Naturzwecke nicht so genau angeben können, schadet nichts. Darin besteht ia der fortdauernde Wachsthum in Erkentnis, wozu die Menschheit bestimmt ist, daß sie immer nach und nach auf mehrern Sei-

ten in die Zwecke der Natur bei ihren Anstalten eindringe. Das führt endlich eben zur vollkommenen Erkentnis, daß erst ganz falsche Schlüsse über diesen und ienen Naturzweck gemacht werden, daß nach einem Jahrhundert die Falschheit dieser Schlüsse berichtigt und wieder nach einem Jahrhundert die Berichtigung wieder berichtigt werde u. s. f. Endlich mus doch überall der rechte Punkt getroffen werden, und wir Menschen können ihn suchen; so müssen wir ihn suchen. Auch folgt daraus, daß wir von einzelnen besondern Naturänstalten die Zwecke noch nicht einsehen können, gar nicht, daß es mithin die ärgste aller menschlichen Anmaßungen sei, den letzten Zweck aller Anstalten der Natur und der ganzen Erdenwelt angeben zu wollen. Es könnte ia wohl sein, daß dieser zum ersten ins Auge fiele, wie es denn auch wohl natürlich so sein mus, und wenn dann nun der Mensch diesen letzten Zweck gerade in sich selbst fände, weil er ihn in sich selbst nur finden könnte, finden müste — was wär's weiter? Sobald es doch Wahrheit ist, warum soll ihn das Bekentnis der Wahrheit zu unleidlichem Stolze angerechnet

rechnet werden? So wär's auch wohl Stolz von ihm, wenn er erkennte, daß er das einzige unter allen Erdenwesen sei, welches nach Zweck bei den Erdenanstalten fragen und ihn aufsuchen könne?

„Mus denn aber gerade ein lezter Zweck von allen Naturanstalten und von der ganzen Erdenwelt sein? Ist nicht vieleicht die ganze Idee nur eine Schimäre? Tragen wir sie nicht etwa durch einen analogischen Schlus von uns in die Natur, und von unserer Handlungsweise in die ihrige erst über?“

Wie? eine ganz unübersehbare Reihenfolge von Zwecken, deren einer immer wieder den andern begründet, sollte sich nicht zulezt in einen Allzweck vereinigen? Es sollte in diesem unermeslichen Kreise nicht auch ein Mittelpunkt sein, auf welchen sich alle Linien hinzögen und koncentrirten? Der Mensch sollte bei allen seinen Anstalten einen lezten Zweck haben, — seine Glückseligkeit — und die Anstalten der Natur, die die seinigen an zweckmässiger Vollkommenheit unendlich übertreffen, sollten keinen lezten Zweck haben?

„Nun, so ist iedes Ding, das vollendet da ist, der letzte Zweck, wozu es da ist, selbst. Alle mittlern Zwecke führten zur Vollendung seines Wesens; so wie sein Wesen vollendet ist, ist der letzte Zweck erreicht, — es ist glücklich. Die höchstmöglichste Summe aller Arten von Wesen sollte da sein; die höchstmöglichste Summe aller Arten von Glückseligkeit sollte genossen werden. Wer also nicht am letzten Zweck für iedes besondere Wesen, an der individuellen Glückseligkeit desselben, genug hat, der nehme dieses als den letzten Zweck aller an. Jedes Wesen ist aber im Grunde für sich selbst da. Daß es hernach auch für Andere da zu sein scheint, ist zufällig, ereignet sich nur nebenher und geschiehet *abusive.*“

Hier scheint mir eine Ungereimtheit auf die andere gehäuft zu werden. Wie? iedes Wesen wäre für sich selbst da? So wäre ia iedes Wesen für sich eine Welt! Eine Welt aber besteht aus unzählichen Wesen, die eben dadurch, daß sie für einander da sind, erst eine Welt ausmachen. Und es ist auch offenbar falsch, daß iedes Wesen für sich selbst da wäre. Wie sind die Steine für sich selbst da? Wie die Pflanzen? Ist es mög-

lich,

lich, hiermit einen vernünftigen Begrif zu verbinden? Ein Wesen, das für sich selbst da sein soll, mus wenigstens Empfindung haben; oder sein Dasein für sich selbst ist ein Gedanke ohne Sinn. Was für eine Art von Glückseligkeit geniesst denn wohl der Kiesel oder der Diamant, der Kohlkopf oder die Eiche, daß diese für sie selbst der lezte Zweck sein könnte und daß diese einzelnen undenkbaren Zwecke am Ende den lezten Zweck der ganzen Erdenwelt, die höchstmöglichste Summe aller Arten von Glückseligkeit hervorbringen helfen sollten? — Und, daß die Dinge zugleich für Andere da sind, geschähe nur nebenzu, zufälliger Weise, *abusive?* Wovon sollten denn unzähliche Thierarten leben und glücklich sein, wenn sie die Pflanzenwelt nicht hätten? Wovon ebenfals eine grosse Menge von Thierarten, wenn sie mit andern Thierarten sich nicht äseten? Wenn nun iene durchaus nicht ohne Pflanzen, diese schlechterdings nicht ohne kleinere, schwächere und dümmere Thiere subsistiren können — und subsistiren sollen sie doch wohl? — nehmen sie ihre Subsistenz *abusive* von ihnen? sind sie nicht vielmehr ausdrücklich

an diese gewiesen? Und heißt dis etwas anderes, als — diese sind für sie da?

„Wohlan, so sei immer eins für das Andere da! Die letzten Zwecke der einzelnen Dinge durchkreuzen sich also, ohne sich irgendwo in einem allerletzten Allzweck zu vereinigen. Es ist hier an keinen Mittelpunkt zu denken; es ist ein ewiger Umlauf, von dem man nicht sagen kann, wo er anfange, oder wo er aufhöre.“

Ja, der Meinung bin ich selbst, daß zunächst iedes empfindende Wesen für sich selbst da sei, daß aber auch alle empfindende Wesen, wie alle empfindungslose Wesen, zugleich für andere Wesen da sind. Allein — erreichte die Vollkommenheit der Einrichtung der Erdenwelt nicht alsdann ihren höchsten Grad, wenn es am Ende auch eine Wesenart gäbe, für die Alles, nachdem es erst blos für Andere, oder erst für sich und dann für Andere da gewesen ist, in Totalmasse da wäre, und zu deren Glückseligkeit Alles, Alles, unmittelbar und mittelbar, Beitrag leisten müste? Und ist dis nicht auf den ersten Anblick gleich der Mensch?

„Der

„Der Mensch wäre dis??? Trift die Natur nicht die fürchterlichsten Anstalten wider ihn und offenbar zu seinem Untergange? O Erdbeben! O Pest! Und wie viel Wesen sind dem Menschen offenbar schädlich! Wie viel giftige unter den Pflanzen gibt es! Wie viel giftige unter den Thieren! Statt, daß Alles andere sich in dem Centrum vereinigen sollte, für den Menschen am Ende da zu sein, könnte man vielmehr behaupten, daß sich am Ende alles in dem Centrum vereinigte, sein Verderben zu stiften; denn es ist Nichts, Nichts, was ihm nicht den Tod zuführen kann.“

So fürchterlich dis klingt, so lässet sich doch auf das beruhigendste darauf antworten. Erdbeben, Pest u. d. m. sind nicht Anstalten, die die Natur zum Verderben des Menschen trift, sondern nur Ereignisse, die aus den für den Menschen getroffenen allerwohlthätigsten Anstalten nothwendig folgen müssen. Sollten sie den Menschen nicht treffen, so hätten diese allerwohlthätigsten Anstalten nicht getroffen werden können. Diese wurden aber getroffen für die ganze Menschheit, und unter ienen Ereignissen

 leidet

leidet nur ein Theil der Menschheit. Erdbeben gäbe es allerdings nicht, wenn die Erde in ihrem Innern nicht so eingerichtet wäre, wie sie eingerichtet ist; wäre sie aber nicht so eingerichtet, wie sie ist, so könnte sie von Menschen gar nicht bewohnt werden. Und ebenso gäbe es auch gewis keine Pest, wenn es keine Sonne gäbe; was wären aber die Menschen ohne Sonne? Hieraus folgt also nichts. Man rede nur nicht von fürchterlichen Anstalten, die die Natur zum Verderben des Menschen treffe; man rede von den allerheilsamsten Anstalten der Natur für die Menschheit im Ganzen, aus welchen hernach unumgänglich nothwendiger Weise verderbliche Ereignisse für Theile der Menschheit entspringen.

Was die Wesen betrift, welche dem Menschen schädlich sind, so mus man ebenfals nur genauer darüber nachdenken, um ein richtigeres Urtheil darüber zu fällen. Die Zwecke, zu welchen die Gifte durch die ganze Natur verbreitet sind, gehören allerdings in dasienige Kapitel von Naturzwecken, in welchem die Menschen noch nicht gehörig bewandert sind; allein wir können doch auch schon genug zu unserer Beru-

higung darüber sagen. Die Natur selbst hat auch Gegengifte bereitet. Unter den giftigen Pflanzen gibt es viele, die durch leichte Mittel ihres Gifts beraubt und zum gesunden Nahrungsmittel für Menschen umgeschaffen werden können. Andere dienen Thieren zur Nahrung, welche der Mensch ohne Schaden geniesst, oder die von andern Thieren verzehrt werden, welche hernach der Mensch ohne Schaden für seinen Tisch benutzt. Ist das Gift durch verschiedene Modifikationen gegangen, so hört es auf, dem Menschen Gift zu sein. Kennt der Mensch das Gift erst, so kann er es gebrauchen, um schädliche Thiere damit auf die Seite zu schaffen. Der Nutzen der giftigen Thiere ist gewis auch für uns viel grösser, als wir denken. Vielleicht stehen sie deshalb um uns her, um durch Einsaugung des Gifts aus der Luft, den wir sonst einschlucken müsten, erst Giftableiter und dann für uns unschädliche Giftbehälter zu werden. Und welchen andern mannigfaltigen Vortheil haben nicht Gifte für uns, sobald wir sie nur nicht an die Nase, oder gar in den Mund bringen! Besteht denn aller Nutzen, den die Dinge für

uns haben, blos darin, daß wir sie essen und trinken und daß sie unsere Gedärme passiren? Man frage den Handwerker, den Fabrikanten, den Künstler, den Farbenmacher, den Chimiker, um hierauf gehörig zu antworten! — Was aber vollends den Satz betrift, daß sich Alles um den Menschen her gleichsam aufbiete und vereinige, ihn zu zerstören, und daß ihm Alles den Tod bringen könne, so gebe ich gern zu, daß nichts zu denken sei, woran nicht schon ein Mensch starb; aber — dazu hat der Mensch seine Vernunft, daß er nicht daran sterben solle, und wenn er diese gehörig ausbildet und anwendet, so kann ihn nichts, nichts zerstören, als — seine eigene Zerstörbarkeit, und es gibt weiter keinen giftigen Zahn für ihn, als — den Zahn der Zeit, der freilich am Ende alles zernagt.

Hier ist mir, als träte Jemand auf und spräche — Am Ende darf der Mensch auch wohl behaupten, Sonne, Mond und Sterne wären für ihn da? Die ganze Grosssprecherei, daß er der letzte Zweck der ganzen Erdenwelt sei, gründet sich doch nur auf die Herrschaft, welche er über Alles an sich zu reissen gewust hat, und

auf die Gewaltthätigkeiten, welche er überall ausübt. Spricht er doch wohl gar, die Vögel sängen für ihn, da doch offenbar ist, daß sie für ihre Weiblein singen. Spricht er doch, die Wiesenbluhmen blüheten für ihn, da doch ieder siehet, daß die Bienen erst Honig aus ihnen sammlen und die Rinder sie hernach abweiden.

Immerhin mögen die Bienen aus den Wiesenbluhmen den Honig sammlen und die Rinder sie abweiden; die Bienen sammlen den Honig für uns und die Rinder fressen sich für uns daran fleischigt und fett; und zum blossen Honigbehälter und Rinderfras brauchten die Wiesenbluhmen doch so schön nicht geschmückt zu sein. Immerhin schlage die Nachtigall für sein Weibgen, und ieder Vogelhahn singe für seine Sie, um ihr zur Brütezeit die lange Weile zu vertreiben; über die grössere oder geringere Vortreflichkeit seines Gesangs urtheilt doch nur der vernünftige Mensch. Und wäre die Erde der einzige Planet, den die Sonne erleuchtete, so könnte der Mensch, für den die ganze Erdenwelt da ist, mit Recht auch sagen, er sei auch der letzte Zweck des Sonnenscheins. Die Herrschaft aber, welche

der

der Mensch über alles ausübt, ist und bleibt, so bald er sie nur menschlich ausübt, d. h. nichts ohne Noth quält und nichts zerstört, um nur zu zerstören, ein Beweis dafür, daß für ihn zuletzt alles Andere da sei. Wie kann eine solche Herrschaft als Etwas betrachtet werden, das er *abusive* habe und widerrechtlich an sich reisse? Folgt sie nicht unmittelbar aus seiner höheren Natur, aus seiner Vernunft? Wenn der Stein nicht abusive wächset; wenn die Pflanze nicht abusive ihre Nahrung aus Luft und Erde an sich zieht; wenn das Thier nicht abusive sich äset: so ists auch nicht einzusehen, wie der Mensch abusive agire, wenn er Alles, was er in seinen Nutzen verwandeln kann; wirklich in seinen Nutzen verwandelt. Wer dis thun kann, der hat auch Beruf, es zu thun, und er handelt alsdann nicht abusive, wenn er es thut. Kann nun der Mensch die ganze Erdenwelt in seinen Nutzen verwandeln, so ist auch die ganze Erdenwelt für ihn da; und ist die ganze Erdenwelt für ihn da, so ist er auch der letzte Zweck der ganzen Erdenwelt. — —

Jedoch es gibt noch eine andere Vorstellung, die diesen Satz ausser allen Zweifel setzt. Diese will ich auf meiner Lieblingsanhöhe anstellen.

Drei und zwanzigste Betrachtung.

Beschlus des vorigen.

O wie himmlisch ist es heute hier auf dieser Höhe! Welch ein Anblick die grosse weitausgedehnte Landschaft umher mit ihren Saatfeldern und Wiesen, mit ihren Höhen und Tiefen, mit ihren Feldwassern, Schmerlenbächen und Flüssen, und mit ihrem schönen blauen Waldkranze, der sie ringsunten am Rande des Horizonts umfliesst! Und wenn Alles, was da unten einzeln da ist, auch blos für sich selbst zuerst und dann für sich unter einander da wäre, für wen ist wohl der Ueberblick des Ganzen da? Und ach, reizende Natur, umsonst wärest du so herrlich geschmückt, wenn dein Mensch nicht wäre, der dich in deinen Reitzen bewunderte! Mag doch Alles, was da ist, für sich selbst da sein, schön ist nichts für sich selbst da. Mag doch Alles,

was da ist, für sich unter einander da sein; schön ist doch einzig und allein Alles nur für den Menschen da. Der letzte Zweck des Schönen auf und an der ganzen Erdenwelt ist offenbar der Mensch. Wer ausser ihm hat Empfänglichkeit dafür?

Auch ists nicht genug, daß da unten die höchstmöglichste Summe aller Arten von Wesen existire; nicht genug, daß da unten die höchstmöglichste Summe von Glückseligkeit aller Art genossen werde; alle da unten existirende Wesen wissen nichts davon, daß sie in höchstmöglichster Artensumme existiren; alle da unten glückliche Wesen wissen nicht, daß auf Erden die höchstmöglichste Summe von Glückseligkeit aller Art genossen werde. Das Wissen hiervon ist nur dem Menschen eigen, und so vereinigen sich alle diese wohlthätigen Anstalten der Natur in der Anstalt für ihn, aus den Freuden, die Alle geniessen, noch eine ganz besondere Freude zu schöpfen, die Freude, Alles um sich her freudig zu sehen. O wie ist der Mensch ihr letzter Zweck!

Durch den allgemeinen Ueberblick des schönen Ganzen wird der Mensch angereitzt, die Schön-

heit

heit des Ganzen zu zergliedern, einzelne Theile desselben, ihre Verbindung unter einander und ihre Verhältnisse gegen einander und gegen das Ganze zu betrachten; und — wie staunt er da erst die Herrlichkeit der Natur an! Bisher bezauberte ihn nur ihre sinnliche Schönheit und höchstens ein dunkles Gefühl ihrer Ordnung und Vollkommenheit; nun dringt er in diese Ordnung und Vollkommenheit selbst und tief und immer tiefer ein, und ie mehr er dis thut, desto mehr wird er zur Entzückung über das Grosse, Erhabene und Zweckmässige, welches er in allen Anstalten der Natur antrift, hingerissen. Das war das Letzte, was auf iedem Stern geschehen muste, das war die Vollendung iedes Sterns, daß auf iedem Stern eine Art von Wesen stände, die ihn mit tiefem Gefühl der Grösse aller Anstalten auf ihm bewunderte. Diese Wesenart steht dadurch an der Spitze des ganzen übrigen Wesenheers auf ihm und ist sein letzter Zweck. Auf der Erde ist dis ausschlüslich der Mensch. Noch ist kein anderes Wesen ausser ihm entdeckt und wird auch keins entdeckt werden, das den Sinn, wie für Schönheit

über=

überhaupt, so besonders für geistische Schönheit, mit ihm theilte. So ist und bleibt der Mensch der letzte Zweck der ganzen Erdenwelt. Wer allein im Stande ist, die Zwecke der Wesen und Anstalten auf Erden zu suchen und zu finden, der mus selbst der Hauptzweck der Erde sein. Was liesse sich auch weiter hinaus noch für ein Zweck aller Ordnung, Vollkommenheit und Schönheit der Erdenwelt denken, als der, daß, wenn dadurch die möglichste Glückseligkeit aller möglichen Arten von Wesen bewirkt worden ist, eine höhere Art von Wesen, eine Geisterart, durch Betrachtung dieser Ordnung, Vollkommenheit und Schönheit noch zur Weisheit und Tugend erzogen werde? Gewis, gewis, der weise und gute Mensch, der erst die grossen Anstalten der Natur gros findet und dann im Kleinen nachahmt und nach den Regeln derselben mitten in der grossen Welt wieder sein eigenes Weltlein bauet, mus der letzte Zweck der Erde und aller Anstalten und Wesen auf ihr sein.

Folgt nun aber auch hieraus, daß der Mensch also auch keine Vernichtung fürchten dürfe, und wenn er durch tausend Tode gehen müste? Hierauf

auf kommt nun noch Alles an, und darum will ich auch noch meine ganze Aufmerksamkeit darauf richten. — —

Ueber Vergänglichkeit und wirklichen Vergang aller andern Dinge um uns her werden wir bald mit Denken fertig. Da sie blos untergeordnete Zwecke sind, so betrachten wir sie auch nur als Mittel, welche die Erreichung des Hauptzwecks, die Bildung des Menschen zur Weisheit und Tugend, befördern sollen. Alle Mittel aber kommen auf die Seite, sobald sie ihre Dienste geleistet haben, und an ihrer Statt werden wieder andere hervorgesucht. So ist selbst unser Körper das vorzüglichste Mittel, Weisheit und Tugend aus Betrachtung der Erdenwelt zu sammlen, und so sind wir auch über Vergänglichkeit und Vergang des Körpers sogar beruhigt und finden darin nichts widersprechendes, sobald wir wissen, daß der Tod nur Körpertausch sei. Sollte sich aber die menschliche Vergänglichkeit weiter erstrecken; sollte auch der weise- und gutgewordene Geist des Menschen im Tode aufhören zu sein — — wozu wären dann nun alle die unbeschreiblichgrossen, bewun-

 derns-

derns- und erstaunenswürdigen Anstalten, um ihn weise und gut zu bilden, in der Natur getroffen worden? Wozu wäre am Ende die Erde selbst da? Ist es vernünftig, zu glauben, daß zulezt nach allem Wesen und Gewirr, das auf ihm getrieben ward, ein ganzer Stern umsonst da sei? Und ist er dis nicht, sobald auch sogar sein Hauptzweck verlohren geht?

Doch — verleitet mich nicht etwa blos der equivoke Ausdruck — verlohren gehen? Wie kann man sagen, der Hauptzweck der Erde gehe verlohren, wenn der Mensch in der That weise und gut auf ihr geworden ist? War es denn dis nicht, wozu alle die grossen bewundernswürdigen Anstalten der Erdenwelt getroffen wurden? Geschieht es nun, so ist ia der Hauptzweck derselben erreicht. Was soll denn weiter geschehen?

Hierauf könnte ich erstlich erwiedern, was schon ausführlich gesagt ist, daß nur wenig Menschen so weit kommen, daß sie weise und gut werden. An den übrigen allen geht also der Hauptzweck der Erde im eigentlichen Verstande verlohren und bleibt unerreicht. Und wie, wenn es wahr ist, daß kein einziger Mensch so weise und so gut wird, als er bei längerem Leben hätte werden können? So ginge ia der Hauptzweck der Erde überall und bei der ganzen Menschheit verlohren. Doch — ich will mich hierbei nicht aufhalten; mich winkt noch ein ganz anderer

Gedanke an sich hin. Gesetzt nun auch, nicht blos hier und da ein einzelner Mensch, sondern die ganze Menschheit, bildete sich zur Weisheit und Tugend aus; gesetzt, alle Menschen würden so weise und gut, als sie nur werden könnten; wozu wären dann nun alle Menschen so möglichstweise und möglichstgut geworden, wenn der Tod Vernichtung für sie würde? Auf diese Frage mögen doch die ersten Philosophen aller Zeitalter antworten; ich bin begierig, ihre Antwort zu hören.

Der Hauptzweck eines ganzen Sterns mus etwas dauerndes, etwas ewigdauerndes und unvergängliches sein; oder es ist nicht einzusehen, wozu er hätte erreicht werden sollen. Ist nun über den weise- und gutgewordenen Menschen hinaus weiter nichts von höherem Zweck der Erde zu denken — was ist das für ein Einfall, zu sagen, der Mensch ist hier weise und gut, und durch Weisheit und Tugend glücklich geworden; Ergo ist der Hauptzweck der Erde erreicht?! Wozu ist er es denn nun geworden, wenn er es hernach nicht mehr sein soll? Was hilfts denn in aller Welt weiter, was ists denn weiter, wenn eine gewisse Wesenart vor allen übrigen Wesenarten vorzüglich glücklich gewesen ist? Also — gewesen, gewesen! Nun, das ist etwas rechts. Warlich, lachen mus man darüber! Wie klängen die Fragen — hast du nicht

Lust, Xerxes, Alexander, Cäsar gewesen zu sein? Doch weg mit diesen Geisseln und Knuten der Menschheit! Also lieber — hast du nicht Lust, Homer, Anakreon, Pindar — Plato, Aristoteles, Euklides — Thucidides, Xenophon, Polibius — Sokrates, Jesus, Epiktet gewesen zu sein? Gewesen ist vorbei, und ob das, was gewesen ist, gewesen wäre, oder nicht. Ist der Mensch im Tode wieder das, was er vor seiner Entstehung war, — d. h. Nichts — so hätte er lieber in seinem Nichts gelassen werden können. Wozu hat er die famöse Karriere aus Nichts in Wiedernichts gemacht? Antwort — Zu Nichts und zu Wiedernichts!!! O der unerträglichen, mit aller Vernunft unvereinbaren Antwort! Je mehr ich hierüber nachdenke, desto schwindelnder wird mir zu Muthe. So wäre also Alles, Alles eine blosse vorübergehende Erscheinung, und das Leben des Menschen und die Erdenwelt mit allen ihren Anstalten wäre Schattenspiel an der Wand — schöne Laterne magique.

Aber — was fällt mir ein? Der Hauptzweck der Erde sind ia nicht die menschlichen Individuen, sondern die Menschenart, die Menschheit — stirbt denn diese aus? Wird diese nicht vielmehr in der That von Zeit zu Zeit immer weiser und besser? Wie kann man sagen, daß durch Vernichtung des Menschen im Tode der Hauptzweck der Erde verlohren gehe? Durch

Aussterben der Menschenart, der Menschheit, ginge er erst verlohren. So aber wird er immer mehr und mehr erreicht. Jede neuankommende Generation kann nun den Nachlas von Weisheit und Tugend der Vorwelt zur Grundlage machen und darauf weiter fortbauen; die künftige wieder, und so fort bis in alle ewige Ewigkeiten.

Auch hierbei kann ich mich nicht beruhigen. So müste doch endlich einmahl eine Generation erscheinen, die am höchsten Ziele aller Erdenweisheit und aller Erdentugend stände. Mit dieser also ginge Stillstand an. Soll sie nun die letzte Generation sein, oder nicht? Ist sie die letzte, so ist sie doch dem Tode unterworfen, wie alle vorhergehenden. Was sollte sie vom grossen Gesetze des Todes eximiren? Wozu sind aber alsdann, wenn sie auch gestorben ist, noch Anstalten auf Erden für die Menschheit da? Soll die Erde selbst etwa auch dann vergehen? Wozu ist nun die Erde da gewesen??? Ist nun aber die Menschengeneration, welche am Ziele aller Erdenweisheit und aller Erdentugend steht, nicht die letzte: was sollen die kommenden Generationen beginnen? Stillstehn am Ziele doch wohl nicht? Gehen müssen sie. Vorwärts können sie nicht mehr gehen; also — rückwärts? Entsetzliche Bestimmung der Menschheit! Also so durch tausend Generationen bis ans höchste Ziel

der Menschheit vorwärts gehen, und dann, wenn es erreicht ist, durch tausend Generationen wieder zurück bis an den Punkt der Thierheit gehen; und dann wieder eben so vorwärts und wieder eben so zurück, und das in alle ewige Ewigkeiten — o! Wem zu Ehren würde denn dis Schauspiel aufgeführt?

Dem Jehova etwa zu Ehren? — Noch soll seine Idee sich nicht in meine Betrachtungen mischen. Ich dächte aber auch, so ein weises Wesen sähe sich bald an der Tragikomipastoralfarce des menschlichen Wesens und Wirrens auf Erden satt und hätte genug daran, wenn es sie nur einmahl gesehen hätte.

Auch steht es um den Nachlas menschlicher Weisheit und Tugend gar nicht so, wie vorgegeben wird. Die Hipothese vom immerwährenden Fortschreiten der Menschheit in Erkentnis und Moralität wird durch die ganze Weltgeschichte widerlegt. Nicht nur einzelne Künste und Wissenschaften sind wirklich wieder verlohren gegangen, sondern die Menschheit ist auch zuverlässig schon oft so weit, und vieleicht noch weiter, gewesen, als iezt. Geisteskultur und Humanität wandern von Zone zu Zone; die Religion selbst macht die Wanderung mit. Ja, es hat allgemeine Revolutionen des Erdbodens gegeben, die die lebenden Weisen und die Bücher der Todten zugleich verschlangen und den kleinen

überbleibenden Rest der Menschheit um alle Weisheit der Vorwelt brachten. Und — wer kennt nicht die verderblichen Einflüsse der Kriege auf menschliche Moralität? Ein einziger allgemeiner Krieg hat oft den ganzen moralischern Theil der Menschheit in der Tugend unaussprechlich wieder zurückgebracht. Erst müssen die Kriege aufhören, ehe an immerwährendes Steigen der Menschheit in Tugend zu denken ist; wann aber werden diese aufhören? Erst müssen die Erdbeben aufhören, ehe der ewige Wachsthum der Menschheit an Weisheit mehr, als ein süsser Traum, sein wird; nie aber werden diese aufhören. Eine Wesenart, die solche Staatsrevolutionen leidet, kann sich nie zur höchsten moralischen Höhe emporheben. Ein Stern, der solchen Naturrevolutionen ausgesetzt ist, kann nie der Wohnplatz für Vollkommenweise werden. Die Menschheit steigt bald, bald sinkt sie; bald geht sie vorwärts, bald rückwärts. Ist also die Ausbildung der Menschheit im Ganzen, die Ausbildung der Menschenart, der Hauptzweck der Erdenwelt, so fällt es in die Augen, daß durch ihre Sterblichkeit der Hauptzweck der Erdenwelt verlohren gehe, wenn die Sterblichkeit Vernichtung für sie ist. Nur dann bleibt der Hauptzweck der Erde unverlohren, wenn die Wesenart, Menschheit genannt, bei aller ihrer Sterblichkeit doch unsterblich ist. Ist aber die

Art unsterblich, so müssen's auch alle Individuen sein, die zu ihr gehören. Und so folgt daraus, daß der Mensch der letzte Zweck der ganzen Erdenwelt ist, allerdings, daß der Mensch im Tode, fortdauern müsse. So, nur so empfängt das menschliche Leben einigen Werth; so, nur so erhält der Anblick der ganzen Erdenwelt erst Würde. Die Erdenwelt selbst wäre sonst ein blosser Guckkasten. Ist aber der Geist des Menschen unsterblich: so hat die Erde einen erhabenen und wesentlichen Zweck; so empfangen alle bewundernswürdigen Anstalten auf ihr erst wahre Bewundernswürdigkeit; und so können wir uns darüber beruhigen, daß die Menschheit hier ihre Vollendung nicht erhält, sondern im Ganzen nur immer bald vorwärts, bald rückwärts geht. Die Erde war nur die erste Welt für den Menschen; das erste Mittel, wodurch er zur Weisheit und Tugend gelangen sollte. Er selbst, der Mensch, als ihr letzter Zweck, dauert fort, und verlässet er sie einst, so hört sie zwar auf, Mittel für ihn zu sein; er selbst aber, ihr Zweck, bleibt und bekommt ein anderes Mittel, d. h. er schwingt sich zu einem andern Stern auf, wo noch höhere Anstalten ihm zu noch höherer Weisheit und Tugend behülflich sein werden. — — —

Nun sind meine Betrachtungen über die Vernunftgründe für meine Fortdauer, in so fern sich die Idee der Gottheit noch nicht einmischte,

vollendet,

vollendet, und das letzte Argument hat in meinen Augen allen vorhergehenden die Krone aufgesetzt. Entweder, es ist Alles, Alles, was da ist und was geschiehet, leeres Possenspiel, blosse Erscheinung, Traum, Seifenblase, oder — ich mus im Tode fortfaren zu sein. Mein Glaube hieran steht nun fest und ich will ihn durch Zusammenstellung aller acht Vernunftgründe noch unerschütterlich zu machen suchen. — Grosse feierliche Handlung für mich! Ich will sie nicht lange aufschieben. Die Tage sind noch so schön; der nächste Morgen sei dazu bestimmt! Und wo könnte ich diese heilige Handlung anständiger verrichten, als wieder auf dieser Höhe? — Du paradisisches Gefilde um mich her, schmücke dich durch erquickenden Thau auf morgen für mich mit neuer Pracht!

Vier und zwanzigste Betrachtung.

Zusammengedrängte Rekapitulation aller Vernunftgründe für menschliche Fortdauer.

In dieser stillen Frühe, wo alles allgemach sich aus den Schatten wieder loswindet, wieder sichtbar wird, wo alles, was Leben hat, ins Leben wieder erwacht, wieder rege wird — — wie hocherbaulich steht sichs hier auf der Höhe! Ists doch, als feierte die ganze Natur mit mir den

den heiligsten Akt meines Lebens, den ich hier vorhabe! Dort, wo es in Osten schon röthelt, dort wird das grosse Taggestirn heraufsteigen; ich will unterdessen hinter den Fels hier treten und mich der Allkraft sämtlicher Vernunftbeweise für meine Fortdauer überlassen. — — —

„Der Begrif Körper erschöpft den Begrif Mensch nicht, und es ist nicht schlechterdings nothwendig, daß Ich vergehe, wenn mein Körper vergeht, sondern es ist möglich, daß ich im Tode fortdauren könne.“ Von diesen Vorstellungen, die ich mir erwiesen habe, ging ich aus, und nun — — —

Wahr ists, daß es kein menschliches Leiden gebe, wofür nicht auch Trost da wäre; sollte denn für das höchste Seelenleiden, für den Gedanken an den Tod — und das ist er wirklich; weg mit meinem Stoicismus; er hat mich getäuscht — sollte dafür einzig und allein kein Trost sein? Nichts aber, nichts in der Welt ist im Stande, mich über meinen Tod zu beruhigen, als der Gedanke — ich lebe im Tode fort.

Wahr ists, daß ich diese Fortdauer im Tode herrlich finde, daß ich mich, ie mehr ich über sie nachdenke, desto mehr nach ihr sehne. Diese Sehnsucht ist wirklicher Trieb, Trieb, der mit der Vernunft zugleich in mir erwacht, also wahrer Naturtrieb, einer der edlern Naturtriebe, ia der edelste unter allen. Und alle meine übri-

gen Naturtriebe würden wirklich befridigt, und dieser, gerade dieser, der mein Alles ist, sollte unbefridigt bleiben?

Wahr ists, daß ich als Mensch zur höchstmöglichsten Glückseligkeit, die dieser Planet giebt, bestimmt bin. Meine Vernunft legt offenbar auf allen Seiten den Grund dazu. Statt aber, daß sie mich höchstmöglichst glücklich machen soll, macht sie mich höchstmöglichst unglücklich, wenn der Tod Vernichtung für mich ist; denn sie lehrt mich Vorherwissen des Todes, das mich unaufhörlich quält und elender macht, als irgend ein Thier sein kann. Für dieses Vorherwissen mus ich, wenn ich die geringste Glückseligkeit geniessen soll, entschädigt werden; es kann mich aber nichts dafür entschädigen, als das Vorherwissen auf der andern Seite, daß ich im Tode fortfare zu sein.

Wahr ists, daß ich unmässig zu viel Anlagen und Kräfte habe, und das unproportionirteste aller Wesen bin, sobald dis kurze Leben meine ganze Bestimmung ist. Die wenigsten meiner höheren Anlagen erhalten einen beträchtlichen Grad von Ausbildung; es schlummern Kräfte in mir, die ich nicht einmal kenne, und ie mehr ich iede meiner Geisteskräfte übe, desto stärker wird sie. Hier sind unermesliche, unerschöpfliche Vorräthe für mich; was können sie anders sein, als innere Anlagen meines Wesens

sens selbst zu ewiger Dauer? Und — geht in der ganzen materiellen Welt nichts im eigentlichen Verstande verlohren, wie sollten diese verlohren gehen können?

Wahr ists, daß ich keine grössere Seligkeit kenne, als mich vermöge dieser Anlagen immer mehr zu vervollkomnen und an Weisheit und Tugend zu wachsen. Das ist Stimme meiner Natur — immer weiter! immer vorwärts! Hier gebe ich meinem Vollkommenheitstriebe gerade dieienige Richtung, welche meiner höheren Natur, meinem moralischen Wesen, am gemässesten ist. Und so sollte alles übrige in Harmonie stehen, meine ewighinreichenden Anlagen und Kräfte und mein Trieb sie ewig auszubilden und anzuwenden, und zulezt sollte es an der Hauptsache fehlen, am Fortdasein selbst? Wozu wären iene Anlagen, iene Kräfte? Wozu wäre dieser Trieb? Entweder der Mensch ist bestimmt, das verwirrteste, widerspruchvolleste aller Wesen zu sein; oder er mus im Tode fortdauren.

Wahr ists, daß das blosse Pflichtgefühl mich nicht in allen Lagen des Lebens gut zu erhalten vermag. Soll es dis können, soll der immerwährende Rückblick auf meine moralische Natur im Stande sein, mich stets strengemoralisch handeln zu lassen: so mus meine moralische Natur erst durch eine ewige Fortexistenz ihre wahre Würde erhalten. Nur die Hofnung eines

künftigen

künftigen Lebens unterstützt mich in meinen schwe-resten Pflichten, und bin ich zur vollkommenen Tugend berufen, so mus ich auch zur Ewigkeit berufen sein. Wo ist auch eine gute That, in welcher mich die Ewigkeit nicht stärkt? Der Glaube an sie ist das höchste Motif zur Tugend; so mus ich ihn festhalten.

Wahr ists, daß Justitz in der moralischen Welt sein mus, und daß sie ietzt noch nicht voll-kommen in ihr gehandhabt wird. Ich mag das Schicksal versuchen zu rechtfertigen, wie ich will, — es bleiben in seiner Rechtspflege Mängel und Lücken, ungeheure Mängel und Lücken. Die Umstände, die gegenwärtige Verbindung der Dinge verstatten es freilich nicht anders; aber dis darf den ewigen Gesetzen moralischer Wesen, den ewigen Gesetzen der lohnenden und strafen-den Gerechtigkeit doch keinen Eintrag thun. Millionen schreien sterbend um Justitzpflege, und sie mus ihnen irgend einmahl gewährt werden.

Wahr ists, daß der Mensch der letzte Zweck der ganzen Erdenwelt sei. Was lässet sich über ihn hinaus weiter für ein höherer Zweck denken, als Er, die einzige Wesenart, welche nicht nur Ordnung und Schönheit in den Werken der Natur entdeckt, sondern auch wirklich Ordnung und Schönheit der Natur nachahmt und durch Zusammenstellung die in der Natur zerstreuten Schönheiten, d. h. durch Kunst oft noch die

Schön-

Schönheit der Natur übertrift? Ist der Mensch aber der letzte Zweck der ganzen Erdenwelt, so mus er fortdauren, und wenn er durch tausend Tode gehen sollte; denn der letzte Zweck eines ganzen Sterns mus schlechterdings etwas unvergängliches, etwas ewigdaurendes sein, oder ein ganzer Stern wäre am Ende umsonst und um nichts da, und wenn es dann um die letzten Zwecke der übrigen Sterne ebenso stände, so wäre das ganze Universum und das ganze Existenzwesen aller Dinge ein blosses wahres Gaukelspiel. — — —

Ah, welche zum Glauben zwingende Kraft enthalten die Vernunftgründe für menschliche Fortdauer, wenn man sie so zusammendrängt! Das dacht' ich, das dacht' ich; heil mir, ich habe nicht zu viel davon erwartet! Ich will geschwind versuchen, sie noch näher zusammenzudrängen. — —

Ist kein künftiges Leben für den Menschen, ist Tod für ihn Vernichtung, so hat er, der allenthalben Getröstete, für sein höchstes Seelenleiden nicht den geringsten Trost — so ist seine natürliche Sehnsucht nach Fortdauer ein wahrer Spott, den seine Natur mit ihm treibt — so ist seine Vernunft, die ihm Vorherwissen des Todes lehrt, die ärgste Strafe für ihn — so sind seine übergrossen Anlagen und Kräfte die sinnloseste Verschwendung — so ist er ein Thor,

daß er sie weiter ausbildet und anwendet, als nur sinnlichglücklich zu werden — so fällt aller Antrieb zu den edelsten Handlungen für ihn weg — so ist keine Justitz in der moralischen Welt — so ist die Erde und Alles auf ihr am Ende platterdings ganz umsonst da.

Ist aber Tod nicht Vernichtung für den Menschen, lebt der Mensch im Tode fort: so hat er für sein grösseſtes Leiden auch den grösseſten Trost — so wird sein edelster Trieb, wie alle seine übrigen Triebe, befridigt — so ist die Vernunft für ihn das höchste Geschenk — so sind alle seine Anlagen und Kräfte ein Meisterwerk von Proportion — so ist er ein Weiser, wenn er sie rastlos ausbildet und anwendet — so hat er das stärkste Motif, in allen Lagen des Lebens gut zu bleiben — so ist Justitz in der moralischen Welt da — so ist die Existenz und ganze Einrichtung der Erde das Erhabenste, was man sich denken kann — — Kurz, so ist allenthalben Harmonie, statt daß sonst allenthalben Disharmonie wäre; Harmonie zwischen den Trieben des Menschen, Harmonie zwischen den Anlagen und Trieben des Menschen, Harmonie in allen Anstalten, die um ihn her für ihn getroffen wurden, Harmonie in der gesamten Erdenwelt selbst — überall und überall die allervollkommenste, die allerbewundernswürdigste Harmonie . . .

Nun,

Nun, nun hat mein Glaube an meine Fortdauer iene Unerschütterlichkeit, die wie der grosse Nazaräner sprach, die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen, und so selig, wie ich mich iezt fühle, fühlte ich mich noch nie. O grosse, über alles erhabene Bestimmung des Menschen! Nun hat Alles für mich einen grössern Anblick; nun nimmt ieder Gedanke in mir eine höhere Wendung. Ja, Ewigkeit, Ewigkeit, zum Glauben an dich eingeweiht wird der Mensch erst Mensch.

(Tritt hinter dem Felsen hervor) Ha, wie maiestätisch steigt sie herauf, die Königin des Lichts! Sonne, du Alles in Allem für die Erdenwelt, du versinnlichst mir iezt gleichsam meine Erwartungen. Wie du nach dieser Nacht wieder Tag brachtest, so wird auch Tag wieder für mich werden nach der letzten meiner Nächte — Tag und ewiger Tag — und ich werde ewig in seinem Lichte wandeln.

Ende des ersten Theils.

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

Phil

Systemis

Phil
Sintenis

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sintenis, Christian Friedrich, 1750-1820

Elpizon oder Über meine Fortdauer im Tode

Bd.: 1

Danzig (1795)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Phil 3514 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11273796-4
VD18 15482146-001